This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

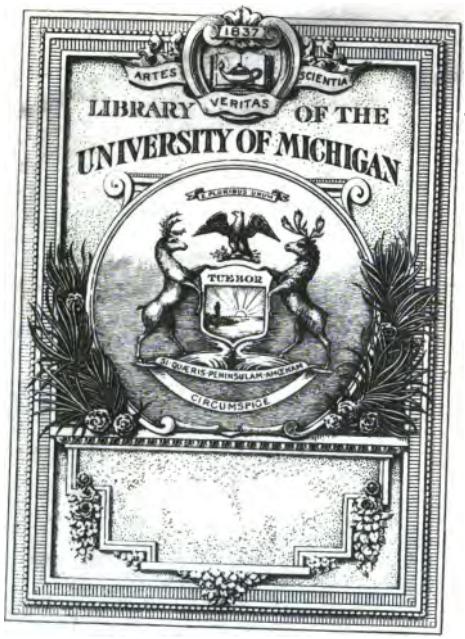
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

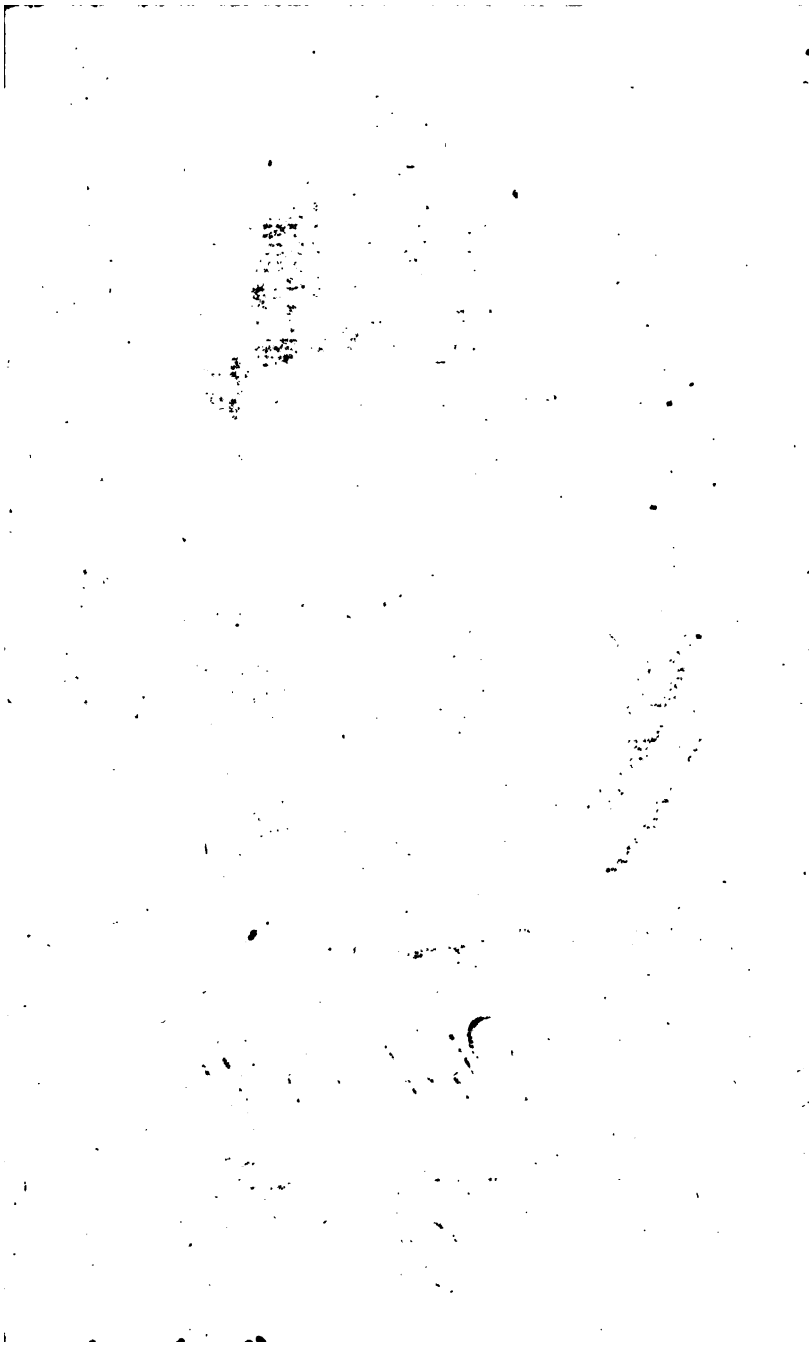
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

DH
186
.V975



Philipp. II.

Vynckt, Luc Jean Joseph van der

Van der Vynckt's

ehemaligen Mitgliedes des Staatsraths von Flandern

Geschichte

der

Vereinigten

Niederlande

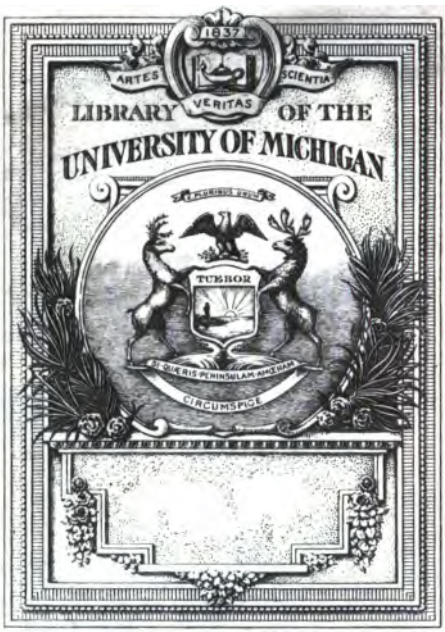
von ihrem Ursprunge im Jahr 1560. an,
bis zum Westphälischen Frieden.

HOLSTEIN-
HOLSTEINBORG

Aus der höchst seltenen französischen Druckschrift
übersezt.

Erster Band.

Zürich,
bey Orell, Geßner, Füßli und Comp. 1793.


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

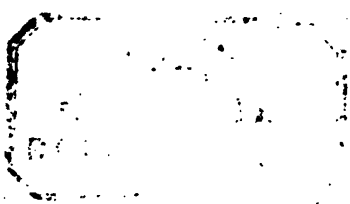
DH
186
.V975

UNIV. OF MICH.

Vorrede des Verfassers
über die Einrichtung und Behandlung der gegenwärtigen Geschichte.

Die Geschichte der niederländischen Unruhen macht einen wichtigen Theil der Jahrbücher unsers Welttheiles, und vorzüglich derjenigen Provinzen aus, die ihren blutigen Auftritten so lange zum Schauplaze dienten. Einländische und auswärtige Schriftsteller wetteiferten gleichsam, sie der Nachkommenschaft zu überliefern. Allein so groß ihre Anzahl ist, so ungleich sind sie sich in der Ausführung ihres Unternehmens; so daß man bey der Benuzung derselben viele Vorsicht zu gebrauchen, und eine sorgfältige Auswahl zu machen hat.

Während jenen traurigen Unruhen wirkten die Leidenschaften zügellos auf die handelnden Personen; also konnten auch die gleichzeitigen Geschichtschreiber davon nicht frey bleiben. Bitterkeit und Partheylichkeit blicken oft genug aus ih-



Ref. St.
Boghallen
1-11-28
15861
3 vols.

Vorrede der Verleger.

„Troubles des Pays-bas. Dieses ist der bloße „Columnen-Titel eines sehr sauber in Me„dianquart gedrukten Werkes von 942. S. „das gar kein Titelblatt hat, von dem nur „sechs gedrukte Exemplare in der Welt sind, „und das gleichwohl, wie uns dünkt, un„ter die merkwürdigsten historischen Bücher „unsers Zeitalters gehört. Sein Verfasser „ist: Herr Van der Vynckt, Mitglied des „Staatsraths von Flandern, zu Gent, „der dieses Werk den 16. März 1765. vol„lendete, von welchem der Herr Graf von „Cobenzl, damaliger bevollmächtigter Mi„nister der Kaiserin Königin, Maria The„resia, in den Niederlanden, bald darauf „die bemeldte kleine Auflage machen ließ. Die „Geschichte geht von dem ersten Anfange

„der Niederländischen Unruhen, den der „Verfasser in das J. 1560. setzt, bis zum „Westphälischen Frieden. Der Styl ist „schlecht französisch, aber treuherzig und ge„drungen. Seine Nachrichten sind aus ge„schriebenen gleichzeitigen Denkschriften und „aus Archivurkunden genommen, wie er in „der Vorrede bezeuget. Fast auf allen Sei„ten kommen ausgesuchte Anekdoten vor, „die über das Ganze der Geschichte ein so „neues Licht verbreiten, daß wir glauben, „die Historie der Vereinigten Niederlande, „besonders was ihren wunderbaren Anfang „betrift, werde durch dieses Werk eine große „Umschaffung erhalten. Gelegentlich nimmt „der Verfasser auch gleichzeitige, französi„sche, englische und schottische Begebenhei„ten mit, und behandelt sie mit gleicher „Stärke und Neuheit. Wir wünschen und „hoffen, daß dieses seltene Buch, durch eine „deutsche Uebersetzung, zur Erweiterung der „europäischen Geschichte, in allgemeinen Um„lauf gebracht werden möge".

Dieſes iſt die Notiz, welche ſchon i. J. 1773. der Herr Hofrath Schlözer (Gött. Anz. d. J. S. 1298. u. 99.) von dem gegenwärtigen Werke giebet. Seither blieb nicht nur, unbegreiflicher Weiſe, der Wunſch — zumal eines ſolchen Kenners — ganz unerfüllt, ſondern wir erinnern uns keiner einzigen Spur, daß weder vorher, noch von da an, irgend ein Bearbeiter der Niederländiſchen Geſchichte, dieſes Buch auch nur dem Namen nach gekannt, viel weniger daſſelbe benutzet hätte. Das Exemplar, welches Herrn Schlözer zu Geſicht gekommen, befand ſich in der Straßburger-Univerſitätsbibliotheck, wohin ſolches mit des ſel. Schöpflins ſeiner gelanget war, der es i. J. 1768. von dem erwähnten Kaiſerl. Königl. Miniſter zum Geſchenk erhielt.

Nun, durch einen höchſt ſonderbaren Zufall iſt ein ſolches auch uns vor geraumer Zeit zu Handen gekommen; und wir dürfen mit Zuverſicht erwarten, daß das Publikum uns für die Veranſtaltung einer Ueberſetzung um ſo viel mehr Dank wiſſen

werde, da dieſelbe, ohne Nachtheil der gewiſſenſchafteſten Treue, auf eine Weiſe bearbeitet iſt, daß ſie, wohl mehr als die Urkunde ſelber, das Gepräg eines hiſtoriſchen Originalwerks vom erſten Range trägt.

Das Ganze wird drey Bände, die folgenden ungefehr von der gleichen Stärke des gegenwärtigen, enthalten.

Zürich, am 20. Februar 1793.

Vorrede des Verfassers
über die Einrichtung und Behandlung der gegenwärtigen Geschichte.

Die Geschichte der niederländischen Unruhen macht einen wichtigen Theil der Jahrbücher unsers Welttheiles, und vorzüglich derjenigen Provinzen aus, die ihren blutigen Auftritten so lange zum Schauplaze dienten. Einländische und auswärtige Schriftsteller wetteiferten gleichsam, sie der Nachkommenschaft zu überliefern. Allein so groß ihre Anzahl ist, so ungleich sind sie sich in der Ausführung ihres Unternehmens; so daß man bey der Benutzung derselben viele Vorsicht zu gebrauchen, und eine sorgfältige Auswahl zu machen hat.

Während jenen traurigen Unruhen wirkten die Leidenschaften zügellos auf die handelnden Personen; also konnten auch die gleichzeitigen Geschichtschreiber davon nicht frey bleiben. Bitterkeit und Partheylichkeit blicken oft genug aus ih-

ren Werken hervor. Erſt die ſpäthern, von der erſten oder zweyten Geſchlechtsfolge, brachten durch müheſames Unterſuchen, Vergleichen und Zuſammentragen, helleres Licht auf den Gegenſtand, den die Hitze ihrer Vorgänger verdunkelt hatte. Dieſelbe Bewandtniß hat es auch mit den Unruhen in Teutſchland, Frankreich und Engelland, welche in der Folge auf die niederländiſchen eben ſo groſſen Einfluß hatten, als ſie von dieſen erhielten, und die ſo enge in dieſe griffen, daß ſie zu weſentlichen Theilen der fürchterlichen Revolution geworden ſind, welche in derſelben Zeitperiode und aus denſelben Urſachen zween Drittheile Europens mit ihrem Gifthauch angeſtekt haben. Zwar kann das erſte Entſtehen der Unruhen in den benachbarten Reichen andere Urſachen gehabt haben, und das Feuer ihrer erſten Funken ungleichartig geweſen ſeyn. Er theilte ſich aber mit, und brachte den groſſen Brand in Ausbruch. Ich begnügte mich indeſſen, allein den Urſprung der niederländiſchen aufzuſuchen, ſpürte bis an die Quelle nach, und denke ſie in der beynahe ein Jahrhundert vorher geſchehenen Zuſammenſchmelzung der zwo Nationen, der Spaniſchen nämlich und der Flamändiſchen, aufgefunden zu haben, da das Schikſal dieſelben durch verſchiedene unvorhergeſehene Ereigniſſe dem Szepter Eines Herrn unterwarf.

Ihre Unverträglichkeit miteinander zeigte sich von dem ersten Augenblick an, sowohl an den Mächtigen als an dem Volke, und hörte von da an nie auf. Es war eine Art übelgetroffener Vermählung vorgegangen zwischen zwo Nationen, deren keine für die andere gemachet schien. Zwar bin ich ziemlich schnell über die beyden vorhergehnden Regierungen, Philipps I. und Kayser Karls V. hinweggeeilt, unter welchen es freylich nie zu einem offenen Bruche gediehen. Allein es ist leicht zu bemerken, wie schon da die Keime der Zweytracht und die Wirkungen einer natürlichen Abgeneigtheit die Gährung beförderten; wie so viel Eifersucht, schwarze Intriguen, Verachtung, Beleidigung, Racheifer, hunderterley Reitzungen des gegenseitigen Haßes, und ernsthaft gewordene Kleinigkeiten sogar, die beyden Völker gegeneinander erhitzen mußten. — Alle diese häufigen Störungen mußte man zu übertünchen, zu ersticken, und in der Stille zu behalten; und indessen wurzelte der Keim immer tiefer, der endlich um so zahlloseres Unglück hervorbringen mußte, je mehr sich die Ursachen desselben vermehrten. — Die Regierung Philipps II. brachte die Flammen zum Ausbruche. Der Charakter dieses Königes, seine gewaltthätigen, ehrsüchtigen Rathgeber, die unglükliche Lage jener Zeit überhaupt, und mehrere fremde

und zufällige Ursachen warfen den Funken auf die feuerfangende Masse, die seit so vielen Jahren schon gegohren; und so erfolgte das schreckenvolle Losbrechen, welches den Gegenstand unsrer Geschichte ausmacht. Ich habe die Zeitfolge zur Ordnung meines Werkes angenommen, und mich beflissen alle Begebenheiten, hauptsächliche sowohl als zufällige, der Reihe nach anzuführen, wie sie sich im Allgemeinen und Besondern ereigneten; und besonders keinen Umstand vorbeyzugehen, der uns auf ihre Ursachen blicken läßt. Ein weitläufiges Feld! Denn dieser Bürgerkrieg dauerte ein halbes Jahrhundert, und brach an so verschiedenen Orten, auf so verschiedene Weise, und immer mit derselben Wuth, und auf beyden Seiten mit derselben Grausamkeit aus, daß ich sehr oft einen andern Faden wieder aufnehmen mußte, um dem ganzen Gange dieser Fehde zu folgen. Indessen glaub' ich keinen wesentlichen oder merkwürdigen Vorfall vergessen oder weggelassen zu haben. Nur reinigte ich die Geschichte von mehrern apokryphischen Erzählungen, welche, von aller Wahrscheinlichkeit und allem Ansehn entblößt, bloß auf Wundersagen und Volksmährchen beruhen.

Sollt' ich einige Vorfälle oder historische Züge allzukurz oder zu unfruchtbar abgehandelt haben, so würde ich mich durch die Anzeige davon für ungemein verbunden achten, und vielleicht noch manchem Begehren Genügen zu leisten im Stande seyn, wo es, dem Ganzen unbeschadet, einer weitern Ausführung, Verstärkung, oder nähern Beleuchtung bedürfte. Vielleicht möchte man mir den Vorwurf machen, daß ich mich durch weitläufige Erzählungen der Französischen, Englischen und selbst Schottländischen Unruhen zu weit von meinem Hauptgegenstand entfernt hätte. Und allerdings führten mich diese Abschweifungen oft weit ab; ich habe aber auch die Gründe dafür angegeben und mehrmal wiederholt. Blos die durch diese ausländischen Händel bewirkte Diversion machte es möglich, daß der bürgerliche Krieg in den Niederlanden so lange dauern und fortgesetzt werden konnte. Ohne die ausgezeichnete Unterstützung Englands, ohne den Krieg der Ligue in Frankreich, welche beyde den König von Spanien so tief hineingezogen, und ihn so viel beschäftigten, wäre es weder natürlich noch begreiflich, daß die sieben empörten Provinzen, nach so vielem Miß-

geſchicke, ſo lange gegen die Gewalt einer ſo mächtigen Monarchie ausgehalten hätten. Es erhellet aus dem Gang der Geſchichte, daß der Flanderſche Krieg mit den Franzöſiſchen und Engliſchen Kriegen in engem Verhältniße ſtuhnd, und nach Maaßgabe jener geſtiegen oder geſunken ſey. Während der Wuth der franzöſiſchen Ligue, und unterdeſſen ſie ihre groſſen Projekte auszuführen bemühet war, dauerten zwar die niederländiſchen Unruhen fort; allein die Operationen giengen hier langſam und käumerlich von ſtatten. Eben ſo während der Zurüſtung und Ausſendung jener groſſen Flotte, die man die Unüberwindliche hieß, und während der Anfälle der Engländer auf die ſpaniſchen Küſten. Jene Bewegungen und Gegenſtöſſe waren darum ſehr ſpürbar in den flanderſchen Angelegenheiten. Alſo gehen dieſe Abſchweifungen nicht in ein fremdes Gebiete, ſondern hangen ungemein nahe mit unſrer Geſchichte zuſammen. Die Kronen Frankreich und England unterhielten und nährten die niederländiſchen Unruhen, und ſchwächten Spanien, indem ſie ihre Auftritte veränderten. Sie bekriegten dieſe

Macht die ganze Zeit hindurch; jezt unmittelbar, dann mittelbar. Nicht allein der Krieg größtentheils, sondern auch der nachher erfolgte Friede, ist ihr Werk.

Indessen denk' ich dennoch den Hauptzweck dieses Werkes nie aus dem Auge verloren zu haben. Derselbe ist aber von einer Natur, daß er nicht blos unbestimmte, einfache Zitationen erlaubt; es schien mir, ich müßte sogleich angeben und erzählen, warum es zu thun sey, anstatt mich blos auf jene Theile der Geschichte zu berufen. Und auch darinne hab' ich, wie bey meinem Hauptgegenstand, die Schriftsteller zu Rathe gezogen, welche allgemein als die beßten anerkannt werden, und sie oft namentlich angegeben.

Die Handschriften und Memoiren aus jener Zeit, die ich entweder selbst beßize, oder die mir sonst zu Gesicht gekommen sind, mußt' ich nur vorsichtig benuzen. Sie haben mir über manche persönliche Charaktere, Anekdoten u. s. f. treffliche Dienste gethan. Allein sie schränken sich meist nur auf die Orte ein, wo sie entworfen wurden; und besonders athmen sie den Geist der Empörung und jene Vorwände des Ehrgeizes, welche

bey einer allgemeinen Revolution immer zum Vorſcheine kommen.

Die Originalaktenſtücke, die in den Archiven bey Hofe liegen, ſind in zweifelhaften und ſtreitigen Gegenſtänden entſcheidend. Ich war ſo glüklich, ſie mitgetheilt zu bekommen, und aus ihrer Quelle zu ſchöpfen. Ich befliß mich allen Vortheil davon zu ziehen, und fand es nöthig, zur Beſtätigung meiner Angaben, mich bisweilen darauf zu berufen.

Endlich that ich mein Möglichſtes, dieſe weitläufige und intereſſante Geſchichte, über welche ein ſolches Dunkel verbreitet war, daß ihr immer noch etwas davon anhangen wird, ins Helle zu ſetzen, und ihr ein unpartheyiſches, der Wahrheit gemäſſes Anſehn zu geben.

Innhalt des ersten Theils.

Einleitung. Seite 1.

Erstes Buch.

1. Abschnitt. Bündnisse zwischen Spanien und den Niederlanden. S. 7.

2. Abschnitt. Erste Reise des Herzoges nach Spanien. S. 16.

3. Abschnitt. Zweyte Reise des Königes und der Königin von Castilien nach Spanien. Tod des Königes. S. 27.

4. Abschnitt. Minderjährigkeit der Kinder Philipp I. S. 39.

5. Abschnitt. Carls Reise nach Spanien. S. 65.

6. Abschnitt. Erwählung Carl V. zum deutschen Kayser. Seine Abreise. Ende der Empörung in Spanien. S. 76.

7. Abschnitt. Carl V. legt seine Kronen nieder. S. 88.

Innhalt.

Zweytes Buch.

1. Abschnitt. Regierung Philipps II. S. 92.

2. Abschnitt. Versammlung der Generalstaaten der sämtlichen Niederlande zu Gent. Reise des Königes nach Spanien. S. 111.

3. Abschnitt. Anfang der Niederländischen Unruhen. S. 124.

4. Abschnitt. Errichtung neuer Bisthümer in den Niederlanden. S. 153.

5. Abschnitt. Die Inquisition. S. 164.

6. Abschnitt. Milderung der Placaten. Tridentinische Kirchenversammlung. S. 197.

7. Abschnitt. Conföderation des Adels. Bittschrift an die Generalstatthalterin. S. 209.

8. Abschnitt. Aufruhr. Zerstörung und Entweihung der Kirchen, und geheiligter Oerter. Entsezliche Auftritte in den Niederlanden. S. 227.

Drittes Buch.

1. Abschnitt. Erneuerung der Unruhen. Betragen des Spanischen Hofes. Etliche Grossen danken ab. Ganze Schaaren ziehen aus dem Lande. S. 246.

Innhalt.

2. Abschnitt. Sendung, Reise und Ankunft des Herzoges von Alba in den Niederlanden. S. 273.

3. Abschnitt. Die Herzogin von Parma legt ihre Statthalterschaft nieder und kehrt nach Italien zurük. Statthalterschaft des Herzoges von Alba. S. 301.

4. Abschnitt. Der Bürgerkrieg bricht an verschiedenen Orten zugleich aus. S. 339.

5. Abschnitt. Zweyter Feldzug des Prinzen von Oranien. Die Wassergeusen überrumpeln die Stadt Briel. Allgemeiner Aufstand. Der Herzog von Alba kehrt nach Spanien zurück. S. 361.

Viertes Buch.

1. Abschnitt. Statthalterschaft des Comthuren von Requesens. S. 383.

2. Abschnitt. Der Staatsrath übernimmt die Generalstatthalterschaft der Niederlande. Der König bestäthiget dieselbe ad interim. S. 407.

3. Abschnitt. Die Staaten und Provinzen übernehmen die Regierung der Niederlande im Namen des Königes. Verbindung mit dem Prinzen von Oranien. Friedensvertrag von Gent. S. 432.

Inhalt.

4. Abſchnitt. Don Juan von Oeſtreich kommt zu Luxenburg an. Wird nach mancherley Schwierigkeiten für den Oberſtatthalter erkennt. Man greift von neuem zu den Waffen. Sein Tod. S. 452.

Einleitung.

Unter den groſſen Staatsrevolutionen, welche uns die Geſchichte überliefert, bleibt immer eine der merkwürdigſten, diejenige, welche die belgiſchen Provinzen im ſechszehnten Jahrhundert verwüſtete, und insgemein die niederländiſchen Unruhen genennet wird. Gott allein, der nach ſeinem Gerichte ſolche Plage über dieſe Provinzen kommen ließ, konnte ſie vom gänzlichen Untergange retten. Unſere Väter durften nicht hoffen, daß ihre Nachkommenſchaft ſich einſt von dieſen Unfällen wieder erholen; und weniger noch war vorauszuſehn, daß aus ſo viel Schrecklichem, aus einem achtzig Jahre lang dauernden verderblichen Kriege, mitten unter ſolchen Stürmen und wie von ungefähr, eine neue Macht hervorgehen, und ein Drittheil der abgelegenſten und unfruchtbarern Provinzen in Zukunft einen neuen Freyſtaat ausmachen würden, der nicht blos in Eu-

ropa, sondern in allen vier Welttheilen sogar geachtet werden dürfte.

Ein so wichtiger Gegenstand erweckte sowohl inländische als auswärtige Schriftsteller von allen Religionen und Ständen, uns diese Geschichte durch zahlreiche gute Werke in mehrern Sprachen zu überliefern. Das Unternehmen, nach diesen, etwas so Bekanntes noch einmal zu erzählen, möchte daher wohl eine undankbare Nachlese scheinen.

Indessen, deucht mir, kann man, in mancher wichtigen Rücksicht, hierüber auch wieder ganz andre Gesinnungen hegen. Während dem die Flammen wütheten, waren die Schriften jener Zeitgenossen von beyden Seiten zu erhitzt. Selbst diejenigen, welche am Beßten mit den Sachen bekannt waren, hatten ihre Vorurtheile; und wenn sie in der Angabe von Zeit, Thatsachen und wichtigen Begebenheiten übereinstimmen, so mischt sich doch immer ein gewisser Partheygeist ein, der entweder übertreibt, oder verhehlt. Die Fremden sind zwar unpartheyischer, dagegen aber der Dingen weniger kundig; und sie arbeiteten oft nach Erzählungen, die die Fehler des Zeitalters an sich trugen. Ueberdas gieng der langwierige allgemeine Zwist in mehrern Städten in persönlichen Privathaß über; die Handschriften und Tagebücher jener Zeit verbreiten sich daher

weitschweifig über unbedeutendere Vorfälle, und untergeordnete Privatinteressen, die nun erloschen sind. Die Annalenschreiber endlich reden mit eckelhafter Weitläufigkeit von dem, was sich in ihrer Nähe zutrug; was aber drey Meilen von ihrem Orte geschah, davon wissen sie entweder nichts, oder sie erzählen es ungeschickt.

So waren die Materialien beschaffen, aus welchen die frühern Geschichtschreiber der niederländischen Unruhen ihre Werke aufführten. Sie mußten die Abweichungen ausgleichen, so vielerley Schriften mit einander vereinigen, und die Begebenheiten mit Urkunden und andern Zeugnissen belegen. So mußte die Erzählung sehr lehrreich zwar, aber auch sehr weitschweifig ausfallen. Die ersten Schriftsteller, besonders die Holländer, sammelten Details von Feldzügen, Tagebücher von Belagerungen, Reden, Vorträge, Manifeste, Berathschlagungen, Plane und Entwürfe, die zu nichts dienten; mit einem Wort, Alles. Sie beweisen die Aechtheit ihrer Geschichte mit der Menge von Bänden. Eine solche Lektur aber erfodert zu viele Zeit, und man wird ihr müde. Männer, die in Aemtern stehen, haben keine Muße dazu; und die, welche sie noch haben, ist ihnen dafür zu kostbar.

Nachdem nun sint jenen traurigen Unruhen ein Zeit-

raum verflossen ist, der das Vergangene aufhellte, manches Geheimniß entwickelte, und das Nachdenken darüber zur Reife brachte, so liesse sich vielleicht ein gedrängter Abriß von den niederländischen Unruhen machen, der die Quellen angeben, und mit Uebergehung lange schon erloschener Interessen, unentscheidender Kriegesscenen, und so vieler beynahe vergessener Nebenumstände, sich blos an dem Wesentlichen halten würde. Der Stoff hat sich durch die Schriften von der vergangenen Zeit gereinigt. Itzt kann man bey dem Wichtigsten allein stehen bleiben, um die Quellen, die nähern und entferntern ersten Ursachen der Revolution, den entscheidenden Zusammenfluß andrer einwirkender Vorfälle, die handelnden Personen und ihre Thaten, das Steigen und Sinken, die Beförderungsmittel und die Hinderniſſe, mit Einem Wort die guten und schlimmen Symptome eines epidemischen, und endlich unheilbar gewordenen Schadens darzustellen.

Zu einem solchen Abriß aber ist es meines Bedünkens erforderlich, etwas tiefer in das vorhergegangene Jahrhundert zurückzugehn, um da den Ursprung und ersten Zunder zu diesem Brande aufzufinden.

Ich bin nämlich überzeugt: Die spanische und flamändische Nation waren einander abgeneigt, von

dem Augenblik an, da ſie Einen Herrn hatten. Dieſe Abneigung und Eiferſucht hatten niemal aufgehört; und wenn ſie von Zeit zu Zeit ausbrachen, ſo erſtickte man ſie blos, und ihre Wirkung war nachher wieder nur deſto heftiger. Die meiſten Geſchichtſchreiber ſtimmen darinn mit einander überein, daß ſie die Unruhen von dem ſchlechten Einverſtändniſſe, dem eingewurzelten Haß und Neid der beyden Völker gegen einander herleiten; aber das ſagen ſie uns nicht, wie und warum dieſer Haß ſo mächtig und ſo tief eingewurzelt war? Man ſchreibt denſelben insgemein der Verſchiedenheit des Charakters, der Sitten und Gebräuche, und der Grundſätze ihrer Regierungsformen zu, und dem natürlichen Widerwillen einer mächtigen Nation, die ſich einer andern einverleibt und von dieſer gleichſam verſchlungen ſehen muß. Alle dieſe Urſachen zeigen ſich klar genug in unſrer vorhabenden Geſchichte; es ergeben ſich aber auch noch andre in derſelben, die ſich aus beſondern Begebenheiten und Thatſachen herleiten laſſen, und für Fürſten und Völker ſehr wichtig waren, weil ſie ihren Widerwillen gegen einander verſtärkten.

Zu dem Ende muß man die Lage der Dinge unter den beyden Regierungen vor Philipp II. in Betrachtung ziehen. Dieß wollen wir, doch nur in

so ferne thun, als solches zu unserm Hauptzwecke gehört.

Die allererste Verbindung, oder die erste Bekanntschaft zwischen Spanien und den Niederlanden datiert sich von der gedoppelten Vermählung, des Erzherzogs Philipp von Oestreich und seiner Schwester mit dem Infant und der Infantin, her. Und diese geschah im Jahr 1492.

Erſtes Buch.

Erſter Abſchnitt.

Bündniſſe zwiſchen Spanien und den Niederlanden.

Spanien, von dem Meer und den pyrenäiſchen Gebürgen umſchloſſen, war um dieſe Zeit den übrigen Staaten Europens noch ſehr wenig bekannt. Den größten Theil dieſes mächtigen Reiches beſaſſen Mauren und Araber, mit deren Ausrottung die Chriſten viele Jahrhunderte beſchäftiget waren. Aus den eroberten Provinzen machten dieſe, nach dem Beyſpiele der Ueberwundenen, wieder eben ſo viele Königreiche. Nachher ſtritten die Ueberwinder unter ſich ſelbſt um den Beſitz dieſer Reiche; bis endlich durch Bündniſſe, Erbfolgen, eigenmächtige, oft auch gewaltthätige Beſitznehmungen, alle dieſe Staaten in Eine Maſſe zuſammenſchmolzen, und ganz Spanien, Portugal ausgenommen, ſich in zwey Hauptreiche theilte: Caſtilien und Arragonien.

Die Geſchichte der innerlichen Kriege, welche dieſe Haupttheilung veranlaſſet haben, trägt, ſo unterhaltend ſie auch ſonſt iſt, zu unſerm Zwecke nichts bey. Und es iſt genug zu wiſſen, daß gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts König Ferdinand von Arragonien durch ſeine Vermählung mit Iſabella, der Königin von Caſtilien, beyde Reiche vereinigt, gemeinſchaftlich mit ihr Granada erobert, und die

letzten mauriſchen Könige vertilget hat. Beyde ſind unter dem Namen katholiſcher Majeſtäten bekannt, und werden für die erſten Könige von Spanien gehalten.

Als ein Ehepaar lebten ſie in genaueſtem Verſtändniſſe. Als Herrſcher aber blieben ſie abgeſondert. Jedes hatte in ſeinen Staaten Hof, Gericht und Räthe für ſich; doch war es beynahe eben derſelbe Geiſt, welcher beyde Staatskörper belebte.

Viele Groſſen ihres Reiches, welche meiſtens von alten Königen abſtammten, wenigſtens ſich davon herſchrieben, ſtellten unter ihren Oberhäuptern eine zweyte Klaſſe von Königen im Kleinen vor. In verjährtem Beſitze der Krongüter und Staatswürden, die endlich auch erblich geworden, hatten ſie ſich nach und nach das Eigenthumrecht derſelben angemaaſſet, und übten nun eine unumſchränkte Gewalt über ihre Vaſallen aus. Dergleichen Eingriffe in die Rechte der Krone mußten beyde Höfe in Betracht ſo wichtiger Dienſte, welche dieſe mächtigen Vaſallen in den innerlichen Kriegen wider die Mauren theils ſchon geleiſtet hatten, theils noch leiſten konnten, an ihnen dulden.

Die Entdeckung von Amerika iſt die einzige Merkwürdigkeit dieſer Regierung, die einen weſentlichen Einfluß in unſere Geſchichte hat. Doch anfangs war man von den groſſen Begriffen, die man ſich unter Carl V. und Philipp II. von dieſer neuen Welt machen lernte, noch weit entfernt. So lange man nur einzelne Striche, und gleichſam Fleck vor Fleck entdeckte, kannte man die Wirklichkeit dieſes groſſen Welttheils und ſeinen Werth noch ſo wenig, daß man den gan-

zen einheimischen Handel desselben dem Wucher der Juden überließ.

Spanien selbst war damals, im Verhältnisse mit seinem Umfange noch schlecht bevölkert, das Volk noch roh und die Lebensart erbärmlich.

Betrachten wir auf der andern Seite die Niederlande, so bestuhnden auch diese aus vielen abgesonderten Provinzen, deren Vereinigung die späte Folge von Kriegen, Heurathen, Erbschaften, Ankäufen und andern Verträgen war. Aber auch diese Geschichte gehört nicht zu unserm Plane. Die Hauptvereinigung geschah' unter den zwey letzten Herzogen von Burgund. Nachher kamen noch eine oder zwo Provinzen dazu; und so wurde der niederländische Kreis vollständig, welcher nun unter dem Namen des burgundischen bekannt ist, und siebenzehn, oder, wenn man das Cambresis dazu rechnen will, achtzehn Provinzen enthält, deren jede, größtentheils, wohl ein altes Königreich in Spanien werth ist.

Das Land war wohl bevölkert; die Felder gut bebaut. Der Adel lebte auf seinem Landsitze von seinen Grundgütern, und die Grossen, zufrieden mit den Gemächlichkeiten ihres Standes, ohne Pracht. Der Fleiß des Landmanns, die Gewerbe, die vielen Manufakturen eines arbeitsamen Volkes öffneten dem Lande frühzeitig, durch einen sich immer weiter ausdehnenden Handel, anfangs mit den Nachbaren, dann mit den Hanseestädten, den Handelsplätzen und Republicken Italiens, und endlich durch diese mit Ostindien, die Quellen unsäglicher Reichthümer. Die grossen Städte waren mächtig, und ihre Bürger in grossem Ansehn. Der Flor und der

Ueberfluß des Staates ergoß sich in alle Adern, und theilte sich allen Ständen und Gliedern mit.

Jede der Provinzen hatte bey ihrer Einverleibung in diesen Staatskörper ihre besondern Privilegien, Gesetze und Gebräuche mitgebracht, die jeden Bürger vor jeder Gewalt und Unterdrückung schützten. Die Eifersucht auf ihre Rechte und Freyheiten war auch unter der ganzen Nation so allgemein, daß man sie für den Hauptzug ihres Charackters erkennen kann. Sie gab zwar oft zu Mißverständniß, grossen Unruhen, ja sogar zu bürgerlichen Kriegen Anlaß, welche mehr als einmal dem Handel den gänzlichen Untergang droheten, und so manche Manufakturen zum Lande hinaus schreckten; wovon die Unruhen des sechszehnten Jahrhunderts ein trauriges Beyspiel sind. Allein damals wurde jeder Verlust bald wieder ersetzt. Die schädlichste Wirkung der innerlichen Kriege auf die Handlung war, daß diese ihren Sitz veränderte. Sie wanderte z. B. von Brügge nach Antwerpen. Indessen erhielt sich der Staat noch immer in seinem Flore.

Maria, die einzige Erbinn von Burgund, brachte Maximilian I. Erzherzoge von Oestreich und nachmaligem Kayser, die sämtlichen Niederlande als ein Heurathsgut zu, gieng i. J. 1483. mit Tod ab, und hinterließ zwey Kinder, den Erzherzog Philipp, und eine Prinzeßin, Margaretha.

Dieser Prinz erbte also die Oberherrschaft der Niederlande. Man gab ihm, nach dem Gebrauche der damaligen Zeiten anfänglich den Uebernamen Croit Conseil, und nachher des Schönen. In der That war er auch einer der schönsten Prinzen seiner Zeit. Im Lande gebohren und erzogen, und in völligen

Blüthe seiner Jahre, erwarb er sich eine unumschränkte Herrschaft über die Herzen seiner Unterthanen. Er liebte die Lustbarkeiten, und unterhielt einen glänzenden Hofstaat.

Im J. 1495. kam die doppelte Vermählung des Erzherzogs und seiner Schwester mit dem Infanten und der Infantinn von Spanien in Vorschlag. Bis hieher waren beyde Nationen einander kaum dem Namen nach bekannt. Ganz Frankreich war die ungeheure Scheidewand, welche sie sowohl durch das feste Land, als auch durch die Küsten, längs dem Ocean hin, sönderte. Keine Handlungsangelegenheit, kein Staatsinteresse konnte, was so weit getrennt war, verbinden. Die Handlung lag in Spanien gleichsam noch in der Wiege. Und wie finster und verworren waren nicht die Begriffe, die man sich überhaupt von diesem Reiche machte. Die Beschreibung, die unsere alten Chronicken bey Gelegenheit dieser Vermählung von Spanien geben, sind so abentheuerlich, als irgend eine von Mingrelien. 1495.

Bey dieser Vermählung lagen grosse Staatsentwürfe zum Grund, über welchen der Kayser Maximilian und der König von Arragonien schon seit einiger Zeit in Unterhandlungen waren. Sie sollte das Mittel seyn, wodurch die stets rege Begierde Frankreichs seine Grenzen zu beyden Seiten weiter auszudehnen, in Zügel gehalten, und Spanien sowohl als die Niederlande vor seinen fernern Eingriffen gesichert werden sollten. Dies war der ganze Zweck der ersten Unterhandlung Spaniens mit den Niederlanden. Daß einst beyde, einander so fremde, durch Lage, Sitten und Gesetze so weit ge-

1495. trennte Nationen durch Erbfolgen unter Einem Haupte vereinigt werden könnten; dies ließ man sich damals selbst im Traume nicht einfallen. Nein, ohne vorherige Versicherung einheimischer Thronfolger, würde der eifersüchtige Spanier seine Infantin Johanna weder dem Erzherzoge noch sonst einem auswärtigen Prinzen anvertraut haben. Jedoch, was auch der hartnäckigste Vorsatz nie bewerkstelliget hätte, das leisteten schnell auf einander folgende Zufälle, die niemand vermuthen konnte.

Der katholische König hatte einen Prinzen, und vier Prinzessinnen. Don Juan, der Kronprinz, wurde durch seine Vermählung mit der Erzherzogin Margaretha die Stütze des königlichen Hauses. Isabella, die älteste der Infantinnen war schon vorher an den Prinzen Alfonsus von Portugal, den einzigen Sohn König Johann II. vermählet worden. Nach dessen sieben Monathe darauf erfolgten Tod aber trat sie mit Manuel, Vetter und Thronfolger ihres verstorbenen Gemahls, in die zweyte Ehe. Dieses Reich, daß sich, seiner ganzen Länge nach, so genau an Spanien anschliesset, sahen die Spanier nicht für fremd an.

Als dieser doppelte Heurathsvertrag geschlossen war, segelte die Infantinn Johanna von Spanien ab, und landete in Seeland. Zu gleicher Zeit kam der Erzherzog, welcher sich damals bey seinem Vater, dem Kayser, zu Wien aufhielt, aus Deutschland zurück und empfieng seine Braut zu Lier in Brabant. Hier wurde zwar die Vermählung den 18. Weinmonath vollzogen; das Fest aber begieng der Hof erst etliche Tage darauf zu Brüssel, mit königlicher Pracht. Die spanische Flotte blieb um

terdessen in den Hafen Seelands vor Anker liegen. 1495.
Nach vollendeten Feyerlichkeiten begleitete der Erzherzog seine Schwester, die spanische Braut, bis nach Middelburg, wo sie mit den sie erwartenden Rittern unter Segel gieng.

Allein auf der vollen See wurde die Flotte von einem heftigen Sturm ergriffen, und nach den größten Gefahren auf die Küsten Englands verschlagen. Hier empfieng Heinrich VII. die spanische Braut mit allen Ehrenbezeugungen einer aufrichtigen Freundschaft. Er bewirthete sie und ihr ganzes Gefolge drey Wochen lang prächtig, und versäumte nichts, was zu ihrer Erholung dienen konnte. Diese hatten sie zur Erduldung neuer Unfälle sehr nöthig. Denn auch von hier aus wurde die Flotte von Stürmen verfolgt. Doch endlich landete die Prinzessin zu St. Ander in Biscaya, nach so manchen Gefahren, glücklich an. Die Vermählung wurde zu Burgos in Gegenwart der katholischen Könige mit aller nur ersinnlichen Pracht vollzogen.

Doch die doppelten Freudenfeste wurden an beyden Höfen durch den Todesfall *) des spanischen Thronfolgers, eines Prinzen von sechszehn Jahren und von einer zarten Leibesbeschaffenheit, plötzlich unterbrochen, und in eine allgemeine Trauer verwandelt. Für Spanien insonderheit war dieser Verlust eine sehr schmerzhafte Wunde. 1497.

Die nächste Hoffnung dieses Hofes war nun die Königin Isabella von Portugal. Man berief sie, nebst ihrem Gemahl Manuel. Beyde bereisten ganz Castilien und Arragonien, und wurden ein-

*) Den 6. Weinmonat 1497. S. Toze I. 115.

1498. muthig und feyerlich zu Königen von beyden Reichen ausgerufen.

Im J. 1498. starb Isabella in den Wochen, und hinterließ ihren Säugling, den Prinzen Michael, als die einzige Hoffnung Spaniens. Dieser wurde zu Granada mit der zärtlichsten Sorgfalt erzogen. Aber vergebens. In weniger als zwey Jahren gieng auch er mit Tod ab.

1500. Diese drey in so kurzer Zeit auf einander folgenden Trauerfälle vereitelten alle Entwürfe und Staatsaussichten des spanischen Hofes. Die Thronfolge erbte nun nach völligem Rechte auf den Erzherzog Philipp und seine Gemahlin Johanna. Allein, Spanien zu beherrschen, dazu foderten Ferdinand und Isabella mehr Fähigkeiten, als sie an ihrem Tochtermann zu finden glaubten. Das gute Verständniß, worinn er mit Ludwig XII. lebte, und die grosse Hochachtung, die er sich an dem französischen Hof erworben, machten, in den Augen seiner Schwiegereltern, ihn sehr verdächtig. Auch hatte man ihnen sonst schon seine Gemüthsart auf eine Weise geschildert, die für einen Thronfolger keine sonderliche Empfehlung war. Ein Prinz, der sich den Freuden zügellos ergiebt, der zu gutherzig, zu lenksam, zu vertraulich, zu freygebig, und immer mit jungen Günstlingen umgeben ist, die ihn völlig beherrschen, dies waren die Begriffe, die man ihnen von Philipp beybrachte. Sie beschlossen daher, ihn den Franzosen und den Niederländern zugleich zu entziehen, und als eine Pflanze, der es nur an guter Wartung fehle, auf spanischen Grund und Boden zu versetzen.

In dieser Absicht wurde, sogleich nach dem Ab-

sterben des Prinzen Michael von Portugal, der 1500.
Bischof von Cordua nach Flandern abgesandt, um den Erzherzog und seine Gemahlin zu einer Reise nach Spanien zu bewegen. Der Bischof hatte den Auftrag, sie für den Plan des Hofes durch alle Kunstgriffe der Verstellung einzunehmen, und zu den Gesinnungen vorzubereiten, die man in Spanien ihnen beybringen wollte. Es gelang auch seiner Beredsamkeit in so ferne, daß die Reise beschlossen wurde. Weiter erklärte sich der Prinz nicht, und ließ auch in seinem ganzen Betragen nicht die geringste hervorstechende Neigung merken. Dies war die natürliche Wirkung der verhaßten Begriffe, die man auch ihm von dem spanischen Hofe und von der Nation überhaupt beygebracht hatte. Er wußte, wie viel Mühe man sich gegeben, der Königin von Portugal und ihrem Sohne die Thronfolge zu versichern. Seine Hofleute, welche die vorgeschlagene Veränderung verabscheuten, befestigten ihn in seinem Entschluß, und versahen ihn noch vor seiner Abreise mit allen Verhaltungsregeln, welche Vorsicht und Wachsamkeit bey arglistigen Unterhandlungen erfodern.

Als die Absicht dieser Reise unter dem Volke kund wurde, hielt es dieselbe, ich weiß nicht aus was für einer Ahndung, für ein Zeichen sehr schlimmer Vorbedeutung. Man sah vorher, und niemand scheute sich es zu sagen, daß die Reise fruchtlos seyn, und der Vereinigungsplan für beyde Nationen die traurigsten Folgen haben würde. Diese schlimmen Ahndungen verstärkten sich, als man den vorgeschlagenen Weg, und alle Anstalten erfuhr, die in Beziehung auf jene Folgen mit so vieler Vorsicht gemacht wurden.

Zweyter Abschnitt.

Erste Reise des Erzherzoges nach Spanien.

1501. Kaum hatte Ludwig XII. von diesem Vorhaben Nachricht, als er dem Erzherzoge durch einen aufserordentlichen Gesandten den Weg durch seine Staaten antragen ließ. Philipp und seine Gemahlin nahmen dieß Anerbieten mit Freuden an, und reiseten mit einem glänzenden aus lauter jungen feurigen Wollüstlingen bestehnden Gefolge im Weinmonathe d. J. 1501. von Flandern ab.

Sie wurden in Frankreich auf das prächtigste empfangen. Philipp hielt zu Paris einen feyerlichen Einzug, nahm im Parlamente den Sitz eines Pairs; erneuerte und bestätigte seine Verträge mit Frankreich, und brachte zu Blois, wo sich der Hof damals aufhielt, über vierzehn Tage unter einer Menge von Festen und Lustbarkeiten zu, die man ihm zu Ehren nach dem Geschmacke der damaligen Zeiten anstellte. Hierauf setzten sie ihre Reise durch die französischen Provinzen fort. Alle Städte, wo sie durchzogen, hatten ausdrückliche Befehle von Hof, ihnen alle mögliche Ehre zu erweisen. Ihr Zug hatte bis an die Pyrenäen die Pracht eines Triumphes. Im Monathe Jenner langten sie endlich zu Fuentarabia an.

Nach den erst erwähnten Gesinnungen und Absichten des spanischen Hofes, ist leicht zu urtheilen, wie sehr demselben diese Reise durch Frankreich, und die glänzenden Freundschaftsbezeugungen Ludwig XII. mißfallen mußten. Indessen wußte er seinen Verdruß so geschickt zu verbergen, daß es bey

dem

dem Empfange ſchien, er wolle an Pracht und Schmeis- 1501.
cheleyen die Franzoſen noch übertreffen.

Ferdinand und Iſabella kamen ihren vermuthlichen Thronfolgern bis nach Burgos entgegen. Nach einer vorläufigen Unterredung begaben ſich beyde Höfe mit ihrem Gefolge nach Toledo. Hier wurden Philipp und Johanna für die nächſten Kronerben aller ſpaniſchen Staaten feyerlich erkannt, und unter jauchzendem Zurufe des Volkes öffentlich erklärt. Viel Tage floſſen hier und in andern Städten unter Stiergefechten, Schauſpielen und manchen andern Freudenfeſten in gröſter Einigkeit hin. Erſt nach etlichen Monaten, da man in ernſtliche Berathſchlagungen trat, erkaltete dieſe Freude.

Man gab ſich in vielen Zuſammenkünften alle Mühe ein gutes Verſtändniß zu ſtiften. Allein Philipp beharrte auf ſeinem Entſchluß, und bezeugte immer eben ſo wenig Luſt, ſein Leben unter einem Volke zuzubringen, das er nicht ſonderlich liebte, als auf ſeine Freundſchaft mit Frankreich Verzicht zu thun. Endlich kam es zu Feindſeligkeiten. Die Spanier warfen die Schuld einer in ihren Augen ſo tadelhaften Weigerung auf die Flamänder. Dieſe ſchoben ſie auf jene zurück. Der Streit erhitzte ſich durch wechſelſeitige Nationalvorwürfe; und da Erklärungen und Gegenerklärungen die Gemüther nur immer mehr erbitterten, ſo endigte ſich die langwierige Unterhandlung mit dem Entſchluße des mißvergnügten Prinzen, wieder nach Flandern zurückzukehren.

Dies geſchah im folgenden Jahre mitten im Win- 1502.
ter. Seine Gemahlinn war am Ziel ihrer Schwangerſchaft, und ſein Schwiegervater in Catalonien, wo die Franzoſen, im Begriffe mit Spanien zu

1502. brechen, Mine machten, Perpignan zu belagern. Wichtige Gründe! doch nichts, selbst nicht die bittersten Klagen und Vorwürfe, die ihm Isabella bey dem Abschiede machte, konnten den Eigensinn des Thronerben brechen. Er ließ seine Johanna trostlos in Spanien zurück, und nahm mit seinem ganzen Hofstaate den Weg wieder durch Frankreich; und zwar diesmal durch die mißvergnügten Provinzen, Languedok, Provence und Dauphiné. Zu Lyon wurde er so gefährlich krank, daß sich mit der ersten Nachricht eine allgemeine Bestürzung in den Niederlanden verbreitete. Desto größer war die bald darauf erfolgte Freude über seine Wiederkunft.

Diese seine zweyte Reise durch Frankreich belehrte die Spanier weit mehr, als selbst sein trotziger Aufbruch. In den Niederlanden, wie in Spanien, streuten sie die heftigsten Klagen und Beschuldigungen wider den Prinzen und seine Räthe aus; und diese dichteten sich mit gleichen Schilderungen des spanischen Hofes. So richtig trafen die Absichten der Flamänder von den Folgen dieser Reise ein. Eine so weit ausgebrochene Erbitterung mußte natürlich tiefe Wurzeln schlagen.

Ausser diesem Staatsanliegen, daß sich Philipp selbst tief zu Gemüthe zog, hatte er noch einen häuslichen Gram. Man verbarg ihn, so lang er sich verbergen ließ; endlich aber wurde er nur desto allgemeiner bekannt. Seine Gemahlinn hatte von Zeit zu Zeit Anwandlungen von Wahnsinn. Ihre ehelich ehe Zärtlichkeit artete oft in die heftigste Eifersucht aus, und gab zu manchen seltsamen Auftritten Anlaß. Diese Eifersucht war das herrschende in ihren Raseyen. Jeder andere Anfall ihrer Krankheit, wor

von man ofe keinen Grund fand, war gar plötzlich 1500.
und sehr heftig, aber er dauerte nicht lange.

Hievon giebt die Geburt Carls, des nachmals so grossen Kayſers, ein seltsames Beyſpiel. Der Erzherzog bewohnte zu Gent den Pallaß, der noch heut zu Tage der Prinzenhof genennet wird. Den 25. Febr. 1500. war bey Hof ein grosses Fest *). Die Prinzeßinn, ungeachtet man ihre Niederkunft täglich erwartete, trug kein Bedenken, in ihrem prächtigsten Schmucke dabey zu erscheinen. Sie gieng aber für einen Augenblick, unter dem Vorwand irgend eines Bedürfnisses, aus der Versammlung. Ihre Damen, denen ihr zu langes Ausbleiben Sorgen machte, suchten und fanden sie an einem für ihre Umstände sowohl als für die Geburt eines so grossen Prinzen sehr unschicklichen Orte, in nöthigen Kindesnöthen. Man eilte ihr noch zu rechter Zeit zu Hülfe, und sie kam mit ihrem Prinzen glücklich nieder. Das Sonderbare dieſer Geburt blieb geheim, ohne daß der Wohlstand besorgt seyn durfte, dasselbe geheim zu halten. Die Betäubung der Freude über eine so erwünschte Niederkunft, die weiter keine Folgen hatte, erstickte allen Vorwitz dieſer Art.

Diese Anekdote, die sich auf eben so sichere als geheime Nachrichten von Gent gründet, wo sich der Vorfall zugetragen, hat, meines Wissens, noch kein Geschichtschreiber berührt. Alle Umstände der Erzählung passen übrigens vollkommen auf den Ort, der noch wirklich vorhanden ist, und die Neugier der Fremden befriediget. Es ist ein kleines Zimmer, das auf die Graben geht, in der Ecke eines gröſ-

*) H. Birck. Ehrenspiegel des östreichischen Hauses B. IV. L. 4. S. 1128.

1502. sern, auf dem obersten Stockwerk, unter dem Dache. Man hat ihm, zu seiner Verschönerung, die Gestalt eines Cabinets gegeben, und dieses mit einem kleinen Kamine versehn, das, so wie die Wände, rings umher, mit einer Verzierung von erhobener Arbeit eingefaßt ist, und mit einigen Schilderungen der merkwürdigsten Thaten Kayser Carl V. pranget. Diese Verzierungen sind indessen jünger; denn über der Thüre, die klein ist, siehet man das Wappen des Markgrafen von Gastannager, Statthalters der Niederlande, welcher i. J. 1690. im Prinzenhofe seine Wohnung gehabt, und vermuthlich damals dem Zimmer diese Verschönerung gegeben hat. Die Flickarbeiten, welche das Alterthum des Pallastes nothwendig macht, haben zwar dem Cabinette vieles von seiner ersten Gestalt benommen. Allein vor nicht gar langer Zeit konnte man die Ueberbleibsel einer Ableitung, und andere Merkmale des Gebrauchs, wozu der Ort i. J. 1500. diente, noch deutlich unterscheiden.

Doch genug von dem Geburtsorte des ersten Prinzen. Die Geburt des zweyten ruft uns nach Spanien zurücke. Die Untröstbarkeit der Johanna über der Trennung von ihrem geliebten Gemahle ließ traurigere Folgen besorgen, als vielleicht ihre Abreise selbst nicht gehabt hätte. Man arbeitete vor ihren Augen mit dem größten Eifer an der Ausrüstung der Flotte, die sie, so bald die Jahrszeit es zuließ, nach Flandern bringen sollte. Dies war das einzige Mittel, womit man sie beruhigen konnte. Indessen war ihre Niederkunft glücklicher, als man vermuthen durfte. Sie gebahr i. J. 1503. zu Alcala den Prinzen Ferdinand, welcher in der Folge unter dem Namen Ferdinand I. Kayser wurde.

Im Frühjahr erhielt sie von ihrem Gemahl ein 1503.
Schreiben, worinn er sie bat, ihre Rückkehr nach Flandern zu beschleunigen *) Nun konnte man mit der Ausrüstung der Flotte nicht genug eilen; die Ungeduld der Prinzessinn war so groß, daß man sich, da nun alles in segelfertigem Stande war, genöthiget fand, sie einige Tage, wider ihren Willen, zu Medina del Campo aufzuhalten, um der Königinn ihrer Mutter, die schon unterweges war, Zeit zu gewinnen, sie noch einzuholen. Nur gezwungen nahm sie also noch von derselben Abschied, gieng ein oder zween Tage darnach mit ihrem Gefolg an Bord, segelte glücklich hinüber, und wurde in Flandern mit den größten Freudenbezeugungen empfangen.

Wenige Tage nach ihrer Ankunft, erwachte ihre Eifersucht mit aller Heftigkeit wieder **). In Gegenwart ihres Gemahls ließ sie einem jungen Frauenzimmer, das sie aus Spanien mitgebracht, die Haare, die das Unglück hatten, ihm zu gefallen, vom Kopfe schneiden, und selbst in das schöne Gesicht (hier traf sie vermuthlich die eigentliche Stelle) blutige Furchen graben. Philipps Zorn über eine solche Wuth war zu heftig, als daß er in bloße Worte ausgebrochen wäre. Schimpflicher begegnet kaum ein erzürnter Bürger seinem schalkhaften Weibe, als hier der Erzherzog über seine Gemahlin herfuhr. Vergebens suchte man den Vorfall zu verhehlen. Er störte die Ruhe des Hofes; und ehe man ihn noch in Flandern ruchtbar glaubte, war die Nachricht davon schon in Spanien.

*) Indessen war er selbst noch nicht da, und kam erst im Wintermonathe.

**) S. *Varillas* la Pratique de l'education des Princes L. II. p. 94.

1503. Ferdinand und Isabella zogen sich den Schimpf so sehr zu Gemüthe, daß sie beyde zugleich in eine gefährliche Krankheit fielen. Ferdinand genas zwar wieder; allein das Krankenlager der Königin verwandelte sich in ein Siechbette, wovon sie nicht wieder aufstuhnd. Sie starb den 26. Wintermonath 1504. zu Medina del Campo an der Wassersucht.

1504. Den Tod einer so großen Königin, welche von ganz Europa dafür erkannt wurde, beweinten die Spanier mit aufrichtigen Thränen. Alle Provinzen erschollen von dem Ruhme der Isabella; und mit dem Ruhme kündigte das Gerücht auch den Familienkummer aus, der ihre Tage verkürzet hätte. Jedermann wußte, daß die schnelle und stürmische Abreise des Erzherzogs, sein kaltsinniger Abschied, und endlich sein schimpfliches Verfahren mit ihrer Tochter, dieser Königin sehr zu Herzen gegangen sey. — Das Testament, das sie hinterließ, hat eine ganz besondere Beziehung auf diese Umstände.

In einem Artikel heißt es: „Da die Infantin Johanna, ihre abwesende Tochter, entweder nicht regieren wollte, oder nicht könnte; so sollte der König Ferdinand von Arragonien, ihr Vater, die „Regierung von Castilien, als Vormund, so lange „übernehmen, bis der Prinz Carl, ihr Enkel, das „zwanzigste Jahr erreichet hätte.„

Der Ausdruk (non pudiendo) da sie nicht könnte, beweiset klar, daß die Königin von der Unfähigkeit ihrer Tochter zu regieren überzeugt war; aber zugleich beweist er auch ihr Mißvergnügen mit dem Erzherzog ihrem Eydame, dessen im ganzen Testament keine Sylbe Erwähnung geschieht. Kein Wunder also, daß ihn die Nachricht davon auf das empfindlichste beleidigte.

Fest entschlossen diese testamentliche Verordnung zu verwerfen, ließ er der Königin zu St. Gudula in Brüssel das prächtigste Leichenbegängniß halten, und nach Endigung desselben durch den Staatsherolden, mit gewöhnlichen Ceremonien, sich und seine Gemahlin zu Königen von Castilien, Leon, Toledo und Granada, zum Prinzen und zur Prinzessin von Arragonien und Beyden Sicilien, u. s. w. öffentlich ausrufen. Auf diese Feyerlichkeit folgten Freudenfeste durch alle Provinzen, und dann die zweyte Reise nach Spanien; und zwar diesmal über Meer. 1504.

Während der Ausrüstung der Flotte kamen eine Menge Gesandten nach den Niederlanden. Die Stände von Castilien luden die neuen Könige zur Besitznehmung ihres Thrones ein. Arragonien trat mit Philippen in Unterhandlungen. Auch Ferdinand hatte indessen, gleich nach dem Tode seiner Gemahlin *), zu Medina del Campo Philipp und Johannen mit allen erfoderlichen Feyerlichkeiten, zu Königen von Castilien öffentlich ausrufen lassen. Nur die Regentschaft behielt er sich, Kraft des Testamentes, vor. Allein über diesem Artikel fanden seine Gesandten Fenein und Conchillo den Eydam sehr unbiegsam. Er beharrte standhaft auf seiner einmal gethanen Foderung, daß Ferdinand den Titel eines Regenten, wofür er ihn nie erkennen würde, ablegen, das Königreich Castilien und alle dazu gehörigen Lande verlassen, und sich nach Arragonien zurükbegeben sollte. Jedoch die Unterhändler ließen sich durch so kategorische Antworten nicht sogleich abweisen. Sie wagten immer neue Versuche, neue Vorschläge, und schienen die Harknäckigkeit des Erzherzogs durch die ihrige ermüden zu wollen. 1505.

*) 1504.

1505. Ferdinand, den die Spanischen Geschichtschreiber in so manchen besondern Werken als einen Helden vom ersten Rang und zugleich als ein vollkommenes Muster der Statsklugheit ausposaunen, war in der That ein grosser König. Hievon zeugen vornehmlich seine Kriegszüge in Italien und Navarra. Allein seine Eroberungen haben nicht alle den Stempel des ächten Ruhmes; wenigstens, was seine Aufrichtigkeit, Uneigennützigkeit und den königlichen Punkt betrift, den wir Treue und Glauben nennen, so bleiben seine Lobredner manchen fremden Höfen, mit welchen er sich so oft in Verträge eingelassen, den Beweis immer noch schuldig. Selbst sein Schwiegersohn zog diese Tugenden in Zweifel; und sein Mißtrauen war auch, wie wir gleich sehen werden, nicht ungegründet.

Während der Unterhandlungen, welche die Gesandten von Arragonien in eine vergebliche Länge zogen, that Conchillo insgeheim einen kühnern Schritt zu dem gemeinschaftlichen Zwecke seiner Mitgesandten. Nach geheimen Verhaltungsbefehlen, die Ferdinand ihm, so untergeordnet er auch den andern war, ins besondere gegeben, bahnte er sich durch seine Ränke einen freyen Zutritt zur Königin, und beredete sie, in die Regentschaft ihres Vaters einzuwilligen. Ihre Gemüthskrankheit, und die damaligen häuslichen Verhältniße sezten ihn in den Stand, alles von ihr zu erhalten, was er nur wollte. Auf seinen Antrieb schrieb sie einen Brief an ihren Vater, worinn sie sich anheischig machte, denselben noch durch eine besondere Urkunde, auch wider den Willen ihres Gemahls, in der Regentschaft zu bestätigen, wenn je das Testament ihrer Mutter nicht rechtskräftig genug dazu wäre. Der Pack, worinn sich dieser Brief, nebst andern gleichen

Inhalts befand, lag ſchon zur Abfertigung bereit, als 1505.
das Geheimniß entdekt oder verrathen wurde. Man kann ſich leicht vorſtellen, was für Würkungen eine ſolche Erklärung in Spanien nach der damaligen Lage der Umſtände gehabt haben würde. Philipp, äuſſerſt entrüſtet über dieſer Entdeckung, warf den Conchillo ins Gefängniß, und entfernte von ſeiner Gemahlin alles, was ſpaniſch, oder ſpaniſch geſinnet war. Nur zwo Damen ließ er ihr, unterſagte ihnen aber allen Briefwechſel. Er ſtellte ſogar Wachen vor ihre Zimmer, um ſonſt jedermann alle Gemeinſchaft mit ihr abzuſchneiden.

Dieſes harte Verfahren ſtürzte das ſchwache Gemüth der guten Prinzeſſin in eine gänzliche Zerrüttung. Daher nahm man nun Vorwand, ſie noch enger einzuſchlieſſen. Zur Rechtfertigung machte man über den ganzen Verlauf einen gerichtlichen Aufſaz, und ſchikte den Proceß nach Spanien. In ſeiner erſten Hitze wandte ſich Philipp ſo gar an Frankreich; in der Abſicht, durch deſſen Hülfe Ferdinanden mit gewafneter Hand aus Caſtilien zu jagen.

Doch der heftige Sturm dauerte nicht lange. Die Sachen in Spanien bekamen bald eine andere Wendung. Die Caſtilianer liebten den König von Aragonien nicht ſonderlich. Er war ihnen aus mehr als einer Urſache verdächtig. Aber deſto mehr Mitleiden hatten ſie mit ihrer Königin, ſeiner Tochter, und das Verfahren ihres Gemahls fand bey ihnen wenig Beyfall. Inſonderheit war die Einkerkerung des Conchillo, welche das Völkerrecht beleidigte, und das Anſehn einer deſpotiſchen Gewalt hatte, dem Stolze der Nation ſehr anſtößig. Man wandte ſich an die Geſchäftträger Philipps und ſeines Vaters des

1505. Kayſers am Spaniſchen Hofe. Durch ihre Vermittelung ſollte der Streit in der Güte beygelegt, d Hofſtaat der Königin auf den alten Fuß und Co chillo wieder in Freyheit geſetzet werden. Den J nig Philipp ſollten ſie noch insbeſondere warnen, ſeinen Schwiegervater und die Nation nicht noch mehr wider ſich aufzubringen, weil er ſonſt, wenn er gutem Rathe kein Gehör gäbe, Tapferkeit und Muth genug an den Caſtilianern finden würde, ihm den Eintritt zu verwehren.

Auf der andern Seite war Ferdinand an dem franzöſiſchen Hofe ſeinem Tochtermann zuvorgekommen. Da ihn die Noth trieb, ſo brachte er bald ein Bündniß zu Stande, worinn er dieſer Krone die größten Vortheile bewilligte. Zum Siegel deſſelben vermählte er ſich ſogar mit Germaine de Foix einer Nichte des Königes, und Schweſter jenes berühmten Helden Gaſto de Foix, der i. J. 1512. in der Schlacht bey Ravenna blieb. Dieſe junge Prinzeßin würde, im Falle männlicher Erben, die ſo ſichere Hoffnung des Oeſtreichiſchen Hauſes auf die Erbſchaft der Arragoniſchen Staaten ſehr wankend gemacht haben.

Der Kayſer Maximilian ließ ſich geneigt finden, das Feuer zu dämpfen. Kurz, Conchillo wurde auf freyen Fuß, bey der Königin alles wieder in vorigen Stand geſetzt, ihr Gemahl mit ihr ausgeſöhnet, und Ferdinanden während ihrer Abweſenheit die Regentſchaft überlaſſen. Alſo legte ſich der Zwiſt, der ſchon ſo groſſe Bewegungen verurſachet hatte; und die Partheyen verglichen ſich ſo wohl, daß alles vergeſſen, und das gute Verſtändniß wieder vollkommen hergeſtellt zu ſeyn ſchien.

Nur eine einzige Wolke von dem Ungewitter blieb 1505.
noch zu zerstreuen übrig. Den neuen Bund, worein Frankreich mit Spanien trat, und die Heurath, eine Folge desselben, sah Philipp für einen Bruch des Vertrages an, den er vorher schon, zu Blois, mit dieser Krone geschlossen hatte. Die Sache bekam ein sehr ernsthaftes Ansehn. Man drohte schon mit den Waffen. Doch endlich blieb es bey diesen Drohungen. Beyde Theile boten einander die Hände zu einem Vergleiche, welcher dem ganzen Streit ein Ende machte.

Nun schikte sich Philipp ernstlich zur Reise an. Eine Flotte von fünfzig Schiffen wurde ausgerüstet. Ferdinand selbst schikte eine andre Flotte nach Seeland. Beyde versammelten sich in dem Hafen von Middelburg, und wurden völlig bemannet. Der König, die Königin, seine Minister, Damen, Offiziere, Hofleute, eine Menge niederer Dienerschaften, die Leibwache, eine Anzahl deutscher Truppen — Dies alles gieng unter Segel.

Dritter Abschnitt.

Zweyte Reise des Königes und der Königin von Castilien nach Spanien. Tod des Königes.

In der Abtey zu Middelburg hielt sich der König noch einige Zeit auf, bis die sämtlichen Schiffe segelfertig waren.

Diese Abtey, die nun nicht mehr ist, gehörte dem Prämonstratenser-Orden. Sie war der Mutter Gottes geheiliget, und besaß nebst der Primatwürde von Seeland unermeßliche Reichthümer. Hier feyerte Philipp das siebenzehnte Ordensfest des göldnen Vließes.

1505. Da aber der ganze Hof reiſefertig war, ſo verlor das durch das Feſt vieles von ſeiner gewöhnlichen Pracht. Der König erſetzte zehn erledigte Stellen. Von der Zahl dieſer neuen Ritter waren, Wolfgang, Graf von Fürſtenberg, und Don Juan Manuel. Den erſten, einen Deutſchen, berühmt durch ſeine Staatsklugheit und gründlichen Kentniſſe, gab Maximilian der Kayſer ſeinem Sohn, auf deſſen Verlangen, als Mentor, nach Spanien mit. Der andere, ein Spanier, eine Standesperſon von erſtem Range, ein Abkömmling der alten Könige von Leon, wie wenigſtens ſein Haus vorgiebt, war anfangs in Dienſten des Königes von Arragonien. Allein, da er hier in dem Geiz und Eigenſinn eines alternden Herrn immer weniger Hofnung zu Beförderungen fand, ſo begab er ſich bald nach dem Tode der Königin Iſabella von Wien aus, wo er Geſandter war, nach Brüſſel, und nahm in kurzer Zeit, als ein feiner Hofmann, den jungen König ſo ſehr für ſich ein, daß er endlich ſein Günſtling und Vertrauter wurde. Wir werden in der Folge noch mehr von ihm zu reden Gelegenheit finden. Allen Umſtänden nach ſcheint er nicht der geringſte geweſen zu ſeyn, der das Feuer der Zwietracht nährte.

1506. Den neunten Jenner (welcher, nach dem neuen Styl, in das 1506. Jahr fällt) ſegelte endlich die Flotte von Seeland ab. Kaum aber bekam ſie die Küſten von England zu Geſichte, als in dem Admirals-Schiffe Feuer ausgieng. Durch ſchleunige Hülfe wurde noch mit genauer Noth der Brand gelöſcht, und das Leben des Königes, der Königin und der Vornehmſten des Hofes gerettet. Zween Tage darauf zerſtreuete ein heftiger Sturm beynahe die ganze Flotte.

Einige Schiffe giengen zu Grunde; viele wurden beſchädiget. Das Admirals-Schiff wurde, nebſt einigen andern, auf die Küſten Englands verſchlagen und erreichte noch glüklich genug den Hafen von Falmuth. Auch die übrigen liefen nach und nach hier ein. 1506.

Heinrich VII. muß dieſe ihm vom Himmel zugeſchikten Gäſte aufs prächtigſte empfangen, gab ihnen die beſten Zimmer ſeines Pallaſtes ein, und unterhielt zween völlige Monathe, die man zur Ausbeſſerung der Schiffe brauchte, ihren ganzen Hof. Die zween Könige beſprachen ſich oft zu Windſor; erneuerten ihre Bündniſſe, machten neue Verträge, beſchenkten einander mit ihren Orden, und nahmen unter den rührendſten Verſicherungen ihrer Freundſchaft von einander Abſchied. Nach manchen neuen Gefahren widriger Winde lief endlich die Flotte gegen das Ende des Aprils 1506. in dem Hafen vor Corunna in Gallicien glüklich ein.

Eine Reiſe zur See, in dieſer Jahrszeit, war ein unbeſonnenes und ſehr übereiltes Unternehmen. Vielleicht wollte Philipp Ferdinanden mitten in ſeinen Maaßregeln, die er etwa inzwiſchen zur Behauptung ſeines Beſitzes nehmen möchte, überraſchen. In der That war auch dieſer weit entfernt, eine ſo ſchleunige Ueberfarth zu vermuthen, ob er gleich zur Beſchleunigung derſelben ſeine Schiffe frühe genug nach Seeland hatte abſegeln laſſen. Selbſt die Nachricht von dem erlittenen Sturme kam ihm unglaublich vor; denn er konnte nicht begreifen, wie man ſich mitten im Winter einer ſo augenſcheinlichen Gefahr ausſezen könnte. Als er nun hörte, daß ſein Eydam von England aus ſich wieder unter Segel begeben, gebot er durch ganz Spanien ein öffentliches Gebet für ſeine

1506. glükliche Ueberfahrt; kam ihm, aus ſeiner Reſidenz in Caſtilien, nach den Küſten Aſturiens, wo er erwartet wurde, entgegen, und war in der Abſicht ſchon zu Valladolid. Als er aber hier erfuhr, daß die Flotte in Galicien gelandet, begab er ſich nach Molina, und hielt ſich daſelbſt, in Hofnung den neuen König zu Compoſtella zu empfangen, einige Tage auf. Philipp hingegen blieb gleich nach der Landung, um ſich von den Seeſtrapazen zu erholen, in zwo oder drey von den nächſten Ortſchaften liegen. Dieſer Verzug von wenigen Tagen, zerſtörte alle Entwürfe und Hofnungen zum Frieden. Die Unterhandlungen hatten bisher einen ſo guten Fortgang gehabt, daß man der erſten perſönlichen Unterredung als dem lezten Schritte zur völligen Ausſöhnung mit frohem Verlangen entgegenſah. Allein Philipp, von ſeinen Flamändern und etlichen misvergnügten Caſtilianern beherrſcht, änderte jezt ſeine Geſinnungen wieder, und foderte troziger als jemals, daß Ferdinand ſich in ſein Reich zurükbegeben, und auf die Regentſchaft von Caſtilien Verzicht thun ſollte. Er nahm ſogar, um ſeinem Schwiegervater nicht zu begegnen, einen andern Weg.

Ximenez Erzbiſchof von Toledo, und alle, die zu beyden Seiten an dieſem Vergleiche mit ſo vieler Mühe gearbeitet hatten, befanden ſich nun in der größten Verlegenheit. Sie wandten ihr Aeuſſerſtes an, den Faden der Unterhandlung wieder zu knüpfen. Es gelang ihnen, und endlich kam doch der Vergleich zu Stande. Ferdinand that auf die Regentſchaft Verzicht, und verſprach, ſich in ſein Arragonien zurükzuziehen. Dies war der weſentliche Artikel. Aus blyſter Formalität fügte man ihm noch einige andere bey.

Nach geſchloſſenem Vertrage wurde noch, zur Er-

bauung der Nationen, eine persönliche Zusammenkunft verabredet. Sie geschah auf freyem Felde in den Ebenen von Sanabria. 1506.

Hier prahlte der junge König mit allem Pompe seiner Majestät. Er erschien in königlicher Tracht, umringt von seinem ganzen Hofstaate, begleitet von seiner Leibwache, und von einer doppelten Mannschaft deutscher Truppen. Auf der andern Seite hüllte sich der wirklich große König von Arragonien in den Reitz einer majestätischen Einfalt. Seine ordentliche Leibwache auf Maulthieren, war sein ganzes Gefolge. Nach zärtlichen Umarmungen und rührenden Merkmalen einer vollkommenen Aussöhnung, begaben sich beyde Könige in die nahe gelegene Hütte eines Einsiedlers, welches das einzige in selbiger Gegend befindliche Haus war. Der Erzbischof Ximenez begleitete sie dahin.

Don Juan Manuel, der Ritter, der unterdessen Großschatzmeister von Castilien, und durch seine Ränke eine der Hauptpersonen in dem Unterhandlungsgeschäfte geworden war, trug, nach dem Antheile, den er an der Vermittelung dieser persönlichen Zusammenkunft hatte, kein Bedenken, auch mit in die Einsiedeley zu gehen. Seine Gegenwart war dem Könige von Arragonien sehr anstößig, ob er es gleich sich nicht merken ließ. Doch, Ximenez half ihm aus der Verlegenheit. „Seiner Manuel,“ sprach er mit dreistem Tone, ehe noch die geheime Unterredung ihren Anfang nahm: „Die Könige haben sich hieher „begeben, um allein zu seyn. Kommen Sie, wir wol„len beyde hinausgehn, um sie in ihren einsamen „Unterredungen nicht zu stören.“ Zugleich machte er die Thüre auf. Don Manuel gieng ganz betreten

1506. hinaus; Ximenez aber zog sich an der Schwelle zurük, und schlug die Thüre hinter ihm mit den Worten wieder zu: „Ich will hier Thürhüters Dienste „thun". Man hat nicht erfahren, daß der König oder sein Günstling einige Empfindlichkeit, dieser Beschimpfung wegen geäußert habe.

Hier beschwur Ximenez beyde Könige, sich von Herzen zu vereinigen, und durch das Band einer aufrichtigen Freundschaft ihr gemeinschaftliches Interesse zu befördern. Die Unterredung dauerte über zwo Stunden, worauf sie unter lebhaften Versicherungen einer vollkommenen Aussöhnung wieder von einander schieden.

Nur ein einziger Umstand war noch anstößig. Ferdinand sah' seine Tochter nicht. Er wollte kein Verlangen bezeugen, sie zu sehen, und Philipp wollte ihn nicht fragen, ob er sie zu sehen verlangte? So schieden sie. Jener begab sich in seine Staaten zurük, und von hier aus, mit seiner neuen Gemahlin Germaine de Foix, nach Neapel.

Philipp und Johanna hingegen besuchten mit ihrem zahlreichen Hofstaate die Provinzen Castiliens, und hielten zu Benevento, Valladolid, und in andern Städten prächtige Einzüge. Auf dem Wege nach Burgos verweilten sie sich noch etwas in dem nahe gelegenen Carthäuser-Kloster von Miraflor, und kehrten dann in dieser Hauptstadt von Alt-Castilien feyerlich ein, wo man bisher mit dem größten Eifer an den Zurüstungen zur Krönung gearbeitet hatte. Die ganze Stadt athmete Freude, und feyerte eine lange Reihe von Festen.

An einem der glänzendsten, das Don Manuel, dessen Credit bey dem Könige von Tage zu Tage zu

nahm,

nahm, in der ihm ganz neu ertheilten Würde eines 1506.
Statthalters von Burgos gab, ritt der König nach der Tafel eines von dessen Pferden, erhitzte sich hierauf bey dem Ballspiel, und trank auf die Hitze frisches Wasser Die folgende Nacht bekam er einen Anfall von Fieber und Seitenstechen. Die Krankheit nahm zu, und schon am dritten Tage war sein Leben in Gefahr. Alle Aerzte liefen zusammen. Allein der Geist des Widerspruchs, der bisher den Staatsgeschäften so schädlich gewesen, mischte sich auch in ihre Berathschlagungen, und vermehrte die Gefahr. Die Spanier wollten ihren kranken König auf spanisch, und die Flamänder, welche seine Natur besser zu kennen behaupteten, auf flamändisch gesund machen. Der Streit erhitzte sich, und der Zustand des Königes wurde darüber, aus Mangel dienlicher Mittel immer schlimmer. Den 6. Tag seiner Krankheit starb er gegen Morgen den 25. Herbstm. 1506. im 28. Jahr seines Alters.

Er war von starker Leibesbeschaffenheit. Desto unvermutheter war die Botschaft seines Todes. Sie verbreitete Bestürzung und Schrecken durch die sämtlichen Staaten. Ein Seitenstechen, das ihn in der völligen Blüthe seines Lebens, nach einer so dauerhaften Gesundheit, in so wenig Tagen zur Gruft brachte, erregte bey Hof und in ganz Spanien vielen Verdacht, und in den Niederlanden beynahe eine allgemeine Empörung. Das Volk schrie schon über Gift, als dieser Prinz im Jahr 1502. auf seiner Rükreise von Spanien zu Lion gefährlich krank lag. Nun aber war es ein betäubender Tumult, ein allgemeines Nachgeschrey. Man nannte die Urheber, man wußte die Bewegursachen, und alle Geheimnisse dies-

1506. ſes Mordes. Der Verdacht einer Vergiftung wurzelte durch ganz Flandern ſo tief in die Gemüther ein, daß er noch nach langen Jahren Carl V. Bedenklichkeiten machte, als er i. J. 1517. ſeine erſte Reiſe nach Spanien antrat. Dieſe Lieblingsmeynung der Nation hat ſich bis auf unſere Tage fortgepflanzt. Ob ſich gleich eine ſo veraltete Begebenheit aus den Geſprächen ſchon längſt verloren hat, ſo wird man doch immer noch Leute genug finden, die, auf Treu und Glauben einer alten Sage, noch heute hartnäckig behaupten werden: Philipp der Schöne ſey, als er von ſeinen Staaten in Spanien Beſitz nehmen wollte, durch die Spanier mit Gift aus dem Wege geräumt worden.

Auf dies Unglük, welches die traurige Lage der Staaten noch kläglicher machte, folgte in wenig Tagen ein anderes von gleicher Wirkung. Die verwittibte Königin Johanna war ſchwanger, und ihrem Ziele nahe. Man wollte ſie nach Valladolid bringen; unterwegs aber faßte ſie den eigenſinnigen Entſchluß, zu Torquemada, wo ſie durchreiste, zu bleiben. Hier kam ſie 20. Tage nach des Königes Tode mit der Infantin Catharina nieder. Die Geburth ſelbſt gieng glüklich von ſtatten; allein die alte Gemüthskrankheit nahm daher Anlaß, heftiger als jemals zu toben. Johanna verfiel in eine ſo tiefe Schwermuth, daß ſie endlich den Gebrauch ihres Verſtandes völlig verlor. Man mußte ſie von dem Grabmal ihres Gemahls mit Gewalt wegreiſſen. Sie ſchloß ſich in ihr Zimmer ein, und ließ niemand, auch die nicht vor ſich, welche Staatsangelegenheiten vorzutragen hatten. Unerbittlich weigerte ſie ſich, irgend eine Schrift, ſie mochte auch noch ſo dringende Angelegenheiten betreffen, zu

unterschreiben. Endlich nöthigte ihr Eigensinn die 1506.
Junte, eine Akte darüber zu verfertigen, um die nöthigen Verhaltungsbefehle ohne weitern Aufschub absenden zu können.

Der Haß der Spanier gegen die Flamänder, der sich, so lange Philipp lebte, unter der Larve der Freundschaft versteckt gehalten hatte, legte nach seinem Tode die Larve überall ab. Unter dem Vorwand einer nöthigen Ausmusterung verlegte man den königlichen Rath nach Palencia, stieß die Flamänder, und alle, welche durch sie darein aufgenommen worden, aus, beschimpfte ohne Unterschied das ganze Gefolg des verstorbenen Königes, und überließ alle und jede, von aller Hülfe entblößt, ihrem drohenden Schikksal. Unterdessen streute man über die unbesonnenen Freygebigkeiten und Verschwendungen Philipps, über die ungeheuern Erschöpfungen der Kammer häufige Klagen unter das Volk aus, und versagte unter diesem Vorwande den verwaisten Flamändern nicht nur die Zahlung ihrer Besoldungen und Gehalte, sondern auch den der Menschlichkeit gebührenden Vorschub zur Rükkehr in ihr Vaterland. Die meisten derselben nahmen in dieser Noth ihre Zuflucht zur Königin, sezten in den rührendsten Ausdrüken eine Bittschrift an sie auf, und hielten mit Bitten und Flehen so lang unermüdet an, bis sie endlich vorgelassen wurden.

Sie erschien vor einem vergitterten Fensterchen, (denn anders konnte man sich ihr nicht nähern) nahm ihnen die Bittschrift ab, hörte ihre Klagen an, und antwortete ihrer einsidlerschen Denkart gemäß: „Sie „hätte der Welt Abschied gegeben, und weiter nichts „zu thun, als für die abgestorbene Seele ihres Ge-

1506. „mahls zu beten". Dies war der Troſt den dieſe Unglüklichen von ihr hinnahmen. Sie mußten ſich ſelbſt durch alles Elend eines ſo hülfloſen Zuſtandes durchkämpfen. Viele erlagen; doch die meiſten erreichten ihr Vaterland, und ihr jammerndes Schikſal ſtärkte in Flandern den Verdacht des Gifts, und den Abſcheu vor der ganzen Spaniſchen Nation.

Nun wäre es dem Plane meiner Geſchichte vollkommen gemäß, von der verwittibten Königin, die hier der Welt Abſchied giebt, in Geſellſchaft der Flamänder Abſchied zu nehmen. Allein das Verlangen meiner Leſer, die vermuthlich das übrige ihrer Lebensgeſchichte mit Einem Blike überſehen möchten, hält mich noch zurücke.

Da man den heftigen Anfall ihrer Gemüthskrankheit bloß von äuſſerlichen Umſtänden herleitete, ſo hofte man auch ihre Geneſung von der Zeit. Allein die Anfälle kamen häufiger, und das Uebel wurde immer unheilbarer. Denn einige Zeit darnach kam ſie mitten in der Nacht in das Karthäuſer-Kloſter von Miraflor, wo der Leichnam ihres Gemahls beygeſezt worden, und ließ den Sarg, alles Widerredens der Umſtehenden ungeachtet, welche in Betracht ihrer hohen Schwangerſchaft ihr Verlangen, das in heftige Krämpfe und Zukungen ausbrach, endlich befriedigen mußten, öfnen. Hier blieb ſie unbeweglich ſtehen; heftete lang, ohne ein Wort zu reden, ohne eine Thräne zu vergieſſen, ihre ſtarre Augen auf ihren entſeelten Gemahl, ließ dann den Sarg wieder zuſchließen, ihn auf einen Trauerwagen ſetzen der hinter dem ihrigen herfuhr, und führte ſo den Leichnam durch ganz Caſtilien ſpaziren. Sie, an der Spize des Begängniſſes, war mit grobem ſchwarzem Tuche

bekleidet, mit einer schwarzen Kappe bedekt, und mit 1506
der ganzen Kleidung in einen weiten schwarzen Mantel eingehüllt. Der Zug gieng nur in der Nacht, bey dem Glanze der Fakeln, womit eine Menge Volks zu Fuß und zu Pferd denselben in tiefer Stille begleitete. So wallfahrtete sie von einer Stadt, von einem Dorfe zum andern, bis die Morgenröthe anbrach. Dann ruhete sie, und ließ den Sarg in der Kirche jedes Ortes niedersezen. Der Tag wurde mit Seelenmessen und andern bey Todten üblichen Bräuchen hingebracht, wozu sie ihre eigenen Capellane brauchte. Bey einbrechender Nacht gieng der Zug wieder fort.

Diese nächtlichen Umgänge dauerten eine ziemlich lange Zeit. Ihre Absicht war, das Mitleiden der ganzen Nation für ihren Gemahl rege zu machen. Vielleicht hatte sie auch noch einen höhern Zwek. Ihre Einbildung war damals voll von allerley Wundern, die sich mit Abgestorbenen zugetragen haben sollen, und womit man ehemals ihre Schwachheit unterhalten hatte. Vielleicht hofte sie, nach dem Beyspiel anderer, auch ihren Gemahl durch die vereinigte Macht eines so anhaltenden Gebets ins Leben wieder zurükzurufen. Ein Rest von ihrer ehelichen Eifersucht herrschte indessen auch noch in diesen Auftritten ihres Wahnsinnes. Sie that diese Wallfahrt ohne Begleitung auch nur einer einzigen von ihren Hofdamen. An jedem Ort ihres Aufenthalts, wurde auf ihren Befehl jedem Frauenzimmer scharf verboten, sich dem Sarge zu nähern; und wann es sich zutrug, daß der Ort, wo sie halt machen mußten, ein Nonnenkloster war, wollte sie lieber mit ihrem Gefolg auf freyem Felde lagern, als im Kloster selbst Herberge nehmen. Endlich brachte man den Leichnam nach Granada.

1506. Johanna aber, die sich kaum von ihm losreissen konnte, verschloß sich in die düstern Gemäure eines alten Schloßes. Hier bewohnte sie nur die untersten Säle; feuchte, ungesunde Gewölber. Sie wollte sich sogar aushüngern; wenigstens kostete es oft Mühe genug, sie zu bewegen, einige Nahrung zu sich zu nehmen.

In diesem erbärmlichen Zustande traf sie Ferdinand, ihr Vater an, als sie ihm bey dem Antritte seiner zweyten Regentschaft in Castilien entgegen kam. Der Anblick ihres Elends rührte ihn bis zu Thränen. Er gewann durch sein anhaltendes Bitten endlich so viel über sie, daß sie dies düstre Gefängniß verließ, und das Schloß von Dordesillas bezog, welches mehr Raum und Bequemlichkeit, eine gesunde Luft und schöne Aussichten hatte. Hier brachte sie die Tage ihres Wittwenstands mit Anstande zu: Ihre Bedienung und ihr zahlreicher Hofstaat entsprachen eben so gut der Majestät einer so grossen Königin, als die traurige Stille, die an ihrem Hofe herrschte, der unheilbaren Krankheit ihres Gemüths. Man ließ es zwar an Mitteln, sie aufzuheitern, nie fehlen. Possierliche Kurzweile und drolligte Scherze wirkten auch mit der Zeit so viel, daß sich die schwarzen Dünste zuweilen zerstreuten; daß man sie anständiger kleiden durfte; ja, man bewog sie endlich auch, am Hofe zu speisen, offene Tafel zu halten, und, wiewohl selten, in den Lustgärten frische Luft zu schöpfen. Doch nie konnte man es von ihr erhalten, daß sie Fremde vor sich kommen, oder Staatsangelegenheiten sich vortragen ließ; und nur mit ihrem Leben endigte sich ihre beschwerliche Gemüthskrankheit. Sie starb auf eben diesem Schloße den 4. April 1555. in dem 76. Jahre ihres Alters.

Dies iſt die kurzgefaßte Geſchichte der erſten Re- 1506.
gierung von dem Tag an, da die ſpaniſche und flamändiſche Nation unter Einem Haupte verbunden wurde. Eine ſehr kurze Geſchichte. Aber wie reich an Vorfällen, die ſo wenig geſchickt ſind, die Eintracht zweyer ſo mächtigen, an Lage und Charakter ſo weit von einander entfernten, und vorher einander ſo wenig bekannten Nationen zu befeſtigen! Man klagte darüber zu beyden Seiten, und in der Folge zeigten ſich die traurigen Wirkungen immer deutlicher. Immer herrſchte ein Mißverſtändniß zwiſchen den Königen und den Unterthanen, und eine allgemeine Erbfeindſchaft zwiſchen beyden Völkern.

Vierter Abſchnitt.

Minderjährigkeit der Kinder König Philipp I.

Bey Philipps Tode beſtuhnd die königliche Familie aus zwey Prinzen, und vier Prinzeſſinnen. Alle waren noch ſo jung, daß der älteſte Prinz, Carl, welcher nachher Kayſer wurde, nicht 7. Jahre hatte. Dieſer unvermuthete Todesfall hätte groſſe Veränderungen in dem Staatsſyſtem von Europa verurſachen können. Man erwartete ſie auch. Die ſpaniſche Monarchie, welche, kaum gebildet, gleichſam in der Wiege ihrer neuen Gröſſe lag, ſah' ſich von allen Seiten augenſcheinlichen Gefahren ausgeſezt. Von Innen ſich ſelbſt ein Schrecken, durch Unterthanen, deren Neigungen und Intereſſe eben ſo weit getrennt waren, als die Länder, die ſie bewohnten. Von auſſen umgeben und durchſchnitten von mächtigen Nachbaren, welche mit gekränkter Eiferſucht ihre Macht ſteigen ſahen. Und in ihrer Gröſſe ſelbſt, wie

1506. zukommen, und von der Regentschaft Besitz zu nehmen, so bald die Wege gebahnt seyn würden.

Von allen Mächten also, welche die Ruhe der Minderjährigkeit stören konnten, machte Portugal allein einige Bewegungen. Wirklich hatten die Portugiesen grosse Lust, eine so schöne Gelegenheit zu nützen. Wir haben schon oben gesehn, daß sich ihnen in der spanischen Thronfolge die schönsten Aussichten geöffnet hatten. Da aber diese so schnell wieder verschwanden, so ward ihre betrogene Begierde, die durch die jetzige Lage Spaniens aufs neue gereitzt wurde, nur desto heftiger. Allein zu einem so grossen Zwecke richte ihre eigene Macht nicht hin. In Frankreich, und wo sie sonst Hülfe suchten, wurdn sie abgewiesen; und so verschwand die schimmernde Hofnung auch zum zweyten Male wieder.

Aus diesen wider alles Vermuthen so glüklich vereinigten Ursachen erhielt sich die Ruhe Europens, und die neue Monarchie gewann nach einer so tödtlichen Wunde Zeit und Mittel, zu genesen und Kräfte zu sammeln.

1507. Nachdem man sich in den Niederlanden von dem ersten Schrecken wieder erholt hatte, sandten alle Provinzen Abgeordnete zu einer allgemeinen Versammlung der Staaten. Hier wurde einmüthig beschlossen, Kayser Maximilian I. die Vormundschaft und Regentschaft zugleich anzutragen. Zwanzig Jahre vorher, nach dem Tode seiner Gemahlin, der Herzogin von Burgund, machten ihm diese Provinzen, welche damals bis zu einem der blutigsten Kriege unter sich selbst entzweyt waren, die Schuzherrlichkeit mit gewafneter Hand streitig. Wer hätte sich damals vorstellen sollen, daß sie einst in gleichen Angelegenheiten

bey eben diesem Kayser durch eine feyerliche Gesandtschaft bis in dem Innersten seiner Erblande Schuz suchen würden? 1507.

Maximilian empfieng die Gesandten mit ganz besonderer Leutseligkeit; kam und sorgte für die Wohlfahrt der Niederlande. Seine erste Sorge war, die Oberstatthalterschaft und die Oberaufsicht über die Erziehung der königlichen Jugend einer Person anzuvertrauen, auf deren Klugheit und Rechtschaffenheit er sich sicher verlassen könnte. Dies war seine eigene Tochter, die Erzherzogin Margaretha. Von dieser Prinzessin ist schon oben bey Gelegenheit ihrer Vermählung mit dem Infanten Meldung geschehn. Schon i. J. 1482. als sie kaum drey Jahre hatte, war sie kraft des Friedenschlusses von Arras, dem Dauphin, der nachher unter dem Namen Carl VIII. König wurde, zur Ehe bestimmt, nach Frankreich gebracht, das Jahr darauf zu Amboise wirklich an ihn getraut, und acht Jahre als Dauphine erzogen worden. Jedoch die Vermählung selbst kam nicht zu Stande. Carl heurathete die Erbin von Bretagne, und Margaretha kam zu ihrem Vater zurüke. Nach dem Tode des Infanten vermählte sie sich zum dritten Male mit Philibert dem Schönen, Herzoge von Savoyen; und, als auch dieser i. J. 1504. ohne Erben starb, kam sie zum dritten Male nach Flandern zu ihrem Bruder zurük, und wurde, da dieser seine letzte Reise nach Spanien antrat, die Pflegmutter seiner Kinder.

Als ein Beyspiel ihrer ungemein aufgeräumten Gemüthsart schalt' ich hier eine artige Anekdote ein, welche auch die ernsthaftesten Schriftsteller nicht verschwiegen haben. Mitten in jenem heftigen Sturm,

1507. welcher die Flotte, die sie als Braut des Infanten nach Spanien bringen sollte, auf die Englischen Küsten verschlug, hatte sie die bewundernswürdige Gegenwart des Geistes, sich selbst eine Grabschrift zu verfertigen, die sie, um im Fall eines Schifbruchs erkannt zu werden, an eines ihrer Armbänder heften ließ. Hier ist sie:

Ci git Margot gentile Damoiselle
Deux fois mariée & morte pucelle.

Hier ruht die aufgeräumte Greth,
Sie war zweymal getraut,
Sie war zweymal enteht,
Und starb getrost als Jungfer Braut.

Die Geschichtschreiber bezeugen einmüthig, daß diese Prinzessin mit der Schönheit, und einem aufgewekten Wesen ein grosses Genie, und einen durchdringenden Verstand verband, womit sie sich in den verworrensten und wichtigsten Geschäften Ruhm und Bewunderung erwarb. Der gute Gebrauch, den sie von ihren seltenen Gaben machte, versicherte ihr das völlige Vertrauen ihres Vaters, des Kaysers. Sie ist es, die i. J. 1508. zu Cambray mit dem Cardinal von Amboise, gleichsam unter vier Augen, den Bund wider die Republik Venedig errichtete. Kayser Carl V. ihr Neffe, bediente sich oft ihres Raths. Ein glänzender Beweis seines Vertrauens zu ihr, ist jener berühmte Frieden, der i. J. 1529. in eben dieser Stadt zwischen ihr und Louise von Savoyen, der Herzogin von Angouleme, als Mutter König Franz I. geschlossen, und des persönlichen Umstands wegen der Frieden der Damen genennt worden.

Ihre Regierung zeugt von ihrer Weisheit. Mit ihr herrschte in den Niederlanden Glük und Ruhe.

Ihr Lieblingsaufenthalt war Mecheln, wo sie eine 1507.
geraume Zeit Carl den ältesten Prinzen, und drey
seiner Schwestern bey sich hatte; denn Ferdinand
und Catharina wurden in Spanien erzogen. Sie
blieb bis an ihren Tod Statthalterin der sämtlichen
Niederlande, und starb zu Mecheln den 1. Dec. 1530.

Nach dieser Sorgfalt für den Staat überhaupt be-
stellte Maximilian nun auch das königliche Haus:
Carl, der Erstgeborene, dieser Prinz, auf den so
grosse Schiksale warteten, der während einer eben so
rühmlichen, als für alle Zeitalter merkwürdigen Re-
gierung alle seine Bestimmungen so vollkommen er-
füllte, hatte zu seinem Hofmeister Wilhelmen von
Croy, Herrn von Chievres, einen Mann, der schon
vorher in grossem Ansehen gestanden hatte; denn er
war bey Philipps Abreise nach Spanien unter dem
Titel eines Statthalters der Niederlande sein Stell-
vertreter. Wenn wir den Franzosen glauben sollen,
so ist es Ludwig XII. welcher ihn vermöge des
oben erwähnten Testaments zum Hofmeister des Prin-
zen bestellte. Nach andern ist es der Kayser, und
diese Meynung ist wahrscheinlicher. Doch wir kön-
nen auch beyde zugleich annehmen. Gewiß ist, daß
die Wahl eines Mannes, den seine großen Fähigkei-
ten und nicht gemeinen Verdienste eben so sehr em-
pfahlen als seine Geburt, einen allgemeinen Bey-
fall, und das wichtige Amt an ihm auch wirklich
den würdigen Mann fand, den man dazu erwählen
wollte. Ein seltener Ruhm; wenn ihn nur Chievres
auch bis an sein End behauptet hätte! Allein in der
Folge zog er sich neben dem Vertrauen seines Herrn
die Beschuldigung eines schändlichen Mißbrauchs des-
selben zu. Er war der jüngste seines Hauses, und

1507. hatte keine Kinder. Dennoch sezte er sich durch aufgehäufte Reichthümer dem Neide seiner Zeitgenossen, und dem Verdacht aus, daß sein Fleiß, seine Treue, und selbst sein rühmlichster Eifer, womit er die Gunst seines Herrn wirklich verdiente, aus der unedeln Quelle des Geitzes, und der Begierde seine Neffen zu bereichern, herflösse. Durch diese Habsucht machte er sich nach und nach in ganz Flandern verhaßt. Auch in Spanien wurde seine und seiner Anhänger Aufführung so verschrieen, daß sie eine allgemeine Empörung erregte. Wir werden daher in der Folge noch mehr von ihm zu reden haben; aber, wie man sieht, nicht zu seinem Ruhme.

Noch mehr und auf eine weit edlere Art berühmt war der Lehrmeister Carl V. Denn seine Verdienste erhoben ihn stuffenweise vom niedrigsten Stande bis zum höchsten Gipfel menschlicher Würden. Er war ein Sohn Floris Bayens, Bürgers und Tapetenwirkers zu Utrecht. Man nannte ihn, nach flamändischer Gewohnheit, Adrian Floriſſen. Anfangs war er Dorfpfarrer in Holland. Eine Predigt, die er einst vor der Statthalterin Margaretha hielt, öfnete ihm die Bahn seiner Beförderung. Durch ihre Gunst wurde er Dechant vom St. Peterstift in Löwen, und unter diesem Charakter zugleich auch Staatsminister und Rath bey der Regierung in Spanien; dann Bischof von Tortosa; i. J. 1517. Cardinal, und als Leo X. von dem er den Hut erhielt, den 9. Jenner 1521. (oder nach dem neuen Styl 1522.) mit Tod abgieng, Pabst. Vier und dreyßig Cardinäle, die ihn noch nie gesehen hatten, gaben ihm ihre Stimmen, ob er gleich damals in Spanien, und noch nie weder zu Rom noch überhaupt in Italien gewesen war.

Dies ist Pabst Adrian VI. denn er wollte seinen 1507.
Namen nicht ändern. In der Geschichte der Conclaven, und überhaupt bey den Franzosen wie bey den Italiänern heißt er D'Estruse und Dertusen, Zerstümmelte Namen von dem Lateinischen seines Bisthums de Tortosa! *Cardinalis Episcopus Dertusiensis.* Er war ein Mann von großer Rechtschaffenheit, und gründlichen Kenntnissen. Dennoch hatte er das Unglük, den Römern, die immer so viel an ihren Päbsten zu tadeln wissen, zu mißfallen. Er regierte die Kirche nur 18. Monathe, und starb zu Rom den 14. Herbstm. 1523.

Jean Sauvage bisheriger Vorsitzer des Staats und Mitglied des Geheimen Raths in Flandern, war Kanzler des Prinzen. Auch die übrigen Minister verwalteten, mit wenigen andern, die man ihnen zugab, die Staatsgeschäfte wie zuvor.

Die Leibesübungen des Prinzen geschahen unter der Aufsicht des Herrn de la Chaux, eines Edelmannes, man weiß nicht recht aus Burgund, oder Hochburgund. Er war Oberstallmeister und ein Günstling des verstorbenen Königes, der ihn auch beyde Male mit nach Spanien genommen hatte. Er behielt diese Würde, und sein neues Amt gab ihm Gelegenheit, sich auch bey dem jungen Könige in Gunst zu setzen.

Dies ist überhaupt die Gestalt, welche die niederländische Regierung unter der Statthalterschaft der Herzogin von Savoyen bekam, und die ganze Minderjährigkeit hindurch auch behielt.

Zwischen den Ministern herrschte das beßte Verständniß, in den Provinzen der Frieden mit auswärtigen Mächten sowohl als unter ihnen selbst, und

1507. der Flor der Handlung verbreitete Ueberfluß über die ganze Nation.

In Spanien hingegen schien der Tod des Königes seine Staaten der alleinigen Vorsehung dessen überlassen zu haben, welcher alle Nationen unumschränkt beherrscht. Zum Glücke für dieses Reich war damals der Cardinal Franz Ximenez von Cisneros, Erzbischof von Toledo und Primas von Spanien, der große Mann am Ruder, der alle seine Talente, und nicht selten noch ein günstiges Glück nöthig hatte, um den abwesenden und noch mindejährigen Monarchen in Ansehen, und die Staatsverfassung aufrecht zu erhalten. Er war von Tordelaguna, einem Städtchen des Königreichs Leon, aus einem guten, doch nicht ansehnlichen Hause gebürtig. Als Franziscanermönch gieng er alle Stuffen seines Ordens durch, aus welchem ihn endlich die Königin Isabella zog. Diese machte ihn anfangs zu ihrem Beichtvater, dann zum Staatsrathe, zum Erzbischoffe von Toledo, und endlich zu ihrem ersten Minister. Er leistete nicht nur ihr, sondern auch Ferdinanden ihrem Gemahle sehr wichtige Dienste. Ihm hatte er auch nach der Isabella Tod den Cardinalshut zu danken, den er i. J. 1507. von Julius II. erhielt. Spanien besaß an ihm den Staatsmann, welcher alle andern, wie an Würde, so auch an Verdiensten und Fähigkeiten weit übertraf.

Das Leben dieses großen Cardinals hat Flechier, Bischof von Nimes, beschrieben. Alle die schönen Züge, womit dieser scharfsinnige Schriftsteller sowohl seinen geistlichen als politischen Charakter schildert, stimmen mit der Geschichte seiner Thaten vollkommen überein. Er stellt uns ihn durch alle Auftritte seines

Lebens

Lebens in seiner ganzen und sich immer gleichen Grösse 1507.
dar. In der Kirche und in seinem sittlichen Charakter voll Eifers für Religion und Tugend; am Staatsruder und auf dem Richtstuhl ohne Eigennutz, unbestechlich, aber auch überhaupt voll Ernst, und standhaft bis zur Hartnäckigkeit, gieng er immer entschlossen, immer gebieterisch auf seinen Zweck los, und drang oft bloß mit seinem Ansehn da durch, wo andere gescheitert haben würden. Durch lange Erfahrungen und einen ihm eigenen Scharfsinn erwarb er sich von dem Gewie der Nation eine Kenntniß, der nichts verborgen blieb. Er sah immer den Gang, den die Geschäfte nehmen würden, vorher, und entschied dreist in den größten Verlegenheiten.

So bald Ximenez das Leben des verstorbenen Königes in Gefahr sah, berief er alle Minister und Großen, die am Hofe und in der Nähe waren, zu einer ausserordentlichen Versammlung. Die Gemüthskrankheit der Königin war bekannt; auch erklärte sie sich entscheidend genug, daß sie an der Regierung keinen Theil nehmen, und sich mit Staatsgeschäften durchaus nicht abgeben wollte. Man mag mit einer Eilfertigkeit, die der allgemeinen Bestürzung gemäß war, die Ansprüche beyder Großväter auf die Vormundschaft der königlichen Waisen gegen einander ab, und ernannte, weil man in dem Drange sich nicht anders zu rathen wußte, vorläufig, und ohne nähere Bestimmungen, den Erzbischof Ximenez selbst, zum Regenten des Königreichs.

Kraft dieser Uebereinkunft nahm der Erzbischof, gleich nach des Königes Absterben, von der Regentschaft Besitz, und seine Befehle wurden auch durch ganz Spanien ohne die geringste Widersetzlichkeit an

1507. genommen, und pünktlich vollzogen. Solchergestalt gewann auch die Castilianische Regierung ohne Schwierigkeit eine regelmäßige Gestalt, und die Staatsgeschäfte wurden eben so ruhig verwaltet, als in den Niederlanden.

Das Ministerium dieser Lande, das in Spanien der Rath von Flandern genannt wurde, war seit der Nachricht von Philipps Tod in banger Erwartung schrecklicher Folgen. Aber wie angenehm wurde es durch die Nachricht von der glüklichen Entwicklung so verworrener Umstände überrascht! Die Nation faßte wieder Muth. Der Ruhm des Erzbischofs erscholl durch ganz Flandern. Ihm selbst that man die Freude über seine Regentschaft durch die größten Lobsprüche, und durch das Verlangen kund, sich mit ihm auf das genaueste zu verbinden. Seine Neigung kam dem Verlangen entgegen, und vermehrte die Freude der Niederländer.

Indessen war der Cardinal in einer sehr schlüpfrigen Lage. In seiner Verwaltung hatte er überhaupt ungleich mehr Schwierigkeiten zu übersteigen, als Maximilian in Flandern. Die große Gefälligkeit, die er gegen die Flamänder blicken ließ, erregte Mißvergnügen. Die alte Eifersucht unter den Großen wachte wieder auf, und die Macht der Häuser, die sich der einen oder der andern Parten annahmen, gab jeder Streitigkeit das Ansehn eines Krieges. Doch der große Geist des Regenten fand in den verworrensten Umständen Mittel, das Königreich von Aussen und von Innen in Ruhe zu erhalten.

Noch ein Umstand, der nicht weniger Behutsamkeit erfoderte. Er übernahm die Regentschaft vornehmlich in der Absicht, sie dereinst dem Könige von Ar-

nagonien, mit welchem er ein heimliches Verständ- 1507.
niß unterhielt, desto sicherer in die Hände zu spielen.
Allein hier traf er manchen gewaltigen Widerstand an. Einige Großen vom ersten Range hatten keine Lust zu Ferdinanden. Sie schlugen den Kayser von; ja, sie luden ihn selbst durch Briefe und Gesandtschaften ein. Maximilian bezeigte sich auch ihrem Verlangen so willfährig, daß man einen Bruch zwischen beyden Monarchen befürchtete. Hier aber trat der König von Frankreich ins Mittel. Beyde Partheyen erwählten ihn unter gewissen Einschränkungen zum Schiedsrichter. Die Entscheidung des Rechtstreites hieng also nun von den Einsichten Ludwigs XII. und seines ersten Ministers des Cardinals von Amboise ab. Ferdinand und Maximilian waren beyde Großväter des Prinzen. Allein der Streit betraf Castilien, welches die noch lebende Königin in rechtmäßigem Besize hatte; und diese war Ferdinands Tochter. Nach dem Staatsrechte Ludwigs wurde also für Ferdinanden gesprochen. Den Kayser beleidigte dies Urtheil. Doch sein Mißvergnügen dauerte nur kurze Zeit. Denn etliche Monathe darauf verband die Ligue zu Cambray alle drey Monarchen wider die Republik Venedig.

J. J. 1507. kam Ferdinand aus Italien zurücke, und brachte dem Erzbischofe Ximenez den Cardinalshut mit. Damals war die ganze Maschine schon eingerichtet, welche die anerkannte Ansprüche auf die Regentschaft mit glücklichem Erfolge geltend machen sollte. Er gründete sich auf das wirkliche Recht; auf das Testament der Isabella; auf die schiedsrichterliche Entscheidung Frankreichs; und endlich auf die Einwilligung seiner Tochter Johanna. Diese

Gründe fanden bey den meisten Städten und Gemei-
1508. nen Eingang. Ferdinand ward also zum zweyten Male Regent, und zog, gleichsam im Triumphe, nun wieder in Castilien ein, woraus er ein Jahr vor her so gut als vertrieben worden war. Auch fand er in der Folge bey manchen günstigen Umständen Mittel, sich bis an seinen Tod in dem Besize der Regentschaft zu erhalten.

Doch Ferdinand hatte nur den Titel und die Einkünfte; Ximenez blieb immer noch wirklicher Regent. Dieser setzte unterdessen seinen vertraulichen Briefwechsel mit den Ministern von Flandern ununterbrochen fort; ja er schickte sogar zu gesetzten Zeiten, zum Unterhalte des Hofes, beträchtliche Summen, die er aus den so ergiebigen Quellen Indiens schöpfte, dessen Entdeckung in diese Zeiten fiel. Der innerliche Zustand dieses Hofes konnte ihm also nicht unbekannt seyn. Er wußte aus geheimen Nachrichten, wie sehr etliche Günstlinge die Jugend des Prinzen mißbrauchten, mit seiner Güte wucherten, und wie theuer sie ihren Credit verkauften. Doch was bedurfte es geheimer Nachrichten, da die Klagen allgemein waren, und der Pöbel selbst schon laut dagegen schrie? Der Cardinal erklärte sich über den Unfug mit allem Ernst und Nachdrucke, den die Wichtigkeit der Folgen erfoderte. In jedem seiner Briefe drang er im Namen der ganzen Nation darauf, daß der Prinz ohne Verzug nach Spanien kommen sollte.

Der Hofmeister hingegen nahm die Strafpredigten des Cardinals, ob sie ihn gleich nur mittelbar trafen, als persönliche Beleidigungen, und zwar desto übler auf, je weniger er, sich zu bessern, Lust hatte. Sein ehemals so großes Ansehen fiel zusehends. Unsere

glaubwürdigsten Geschichtschreiber, die selbst aus Ehrfurcht für einen so großen Namen über manche Fehler dieses Mannes den Vorhang ziehen, lassen dennoch diesen Vorwürfen Gerechtigkeit widerfahren.

So erbittert indessen er und seine Anhänger wider den Cardinal, und so entschlossen sie waren, die Reise nach Spanien zu hintertreiben, oder wenigstens so lang als möglich zu verschieben, so wenig rathsam fanden sie es doch, den Pfeil ihrer Rache so gerade auf den Cardinal loszudrücken. Einen Mann, dessen Ansehen in Spanien so fest gegründet war, stürzen zu wollen, wäre Thorheit gewesen. Sie wählten also, dasselbe wenigstens zu schwächen, einen versteckten Weg. Sie setzten ihm einen Amtsbruder an die Seite. Der Dechant von Löwen mußte nach (1515)
Spanien reisen, und im Staatsrath oder bey der Regierung Sitz nehmen. Vielleicht hatten sie mit ihm eine doppelte Absicht. Da er nicht dachte, wie sie, so war dies die schiklichste Art, einen so beschwerlichen Mann zu entfernen. Bald darauf wurde auch, der Oberstallmeister de la Chaux, und nachher noch (1516)
Anneredorf, des Prinzen Kammerherr, ein Holländer, (1517)
den er sehr liebte, dahin gesandt.

Diese neuen Minister wurden in Spanien wohl aufgenommen. Der Cardinal insonderheit empfieng sie sehr höflich, gab ihnen bey der Regierung Sitz, und ließ sie, so weit er es für gut fand, an den Geschäften Theil nehmen; doch behauptete er immer den Charakter eines ersten Ministers in seinem ganzen Umfang, und gab seinen Worten, wo nicht den Ton, doch den Nachdruk eines Gebieters. Allein das Ministerium von Flandern, wo des Kronprinzen Sitz war, hatte in der Regierung das Uebergewicht.

Von Brüssel giengen die höchsten Befehle aus. In Brüssel wurde alles unwiderruflich entschieden. Man sah den Uebelstand in Spanien immer mehr ein. Er hatte insbesonderheit einen klaglichen Einfluß in die Austheilung der Aemter und Pfründen. Der schändliche Handel, welcher damit in Flandern getrieben wurde, schlich sich auch in Spanien ein. Oeffentlich genug verkaufte man auch hier die Gunst des Monarchen. Verschiedene Beyspiele machten großes Aufsehen.

Ferdinand selbst, der unaufhörlichen Klagen überdrüssig, ahndete endlich den Schleichhandel der Flamänder, die ihm ohnehin schon verhaßt waren, eben so nachdrüklich. Der Hauptgegenstand seines Hasses war schon seit langer Zeit der Herr von Chievres. In der Absicht, ihn zu stürzen, ließ er sich mit dem Dechanten von Löwen, gleich nach dessen Ankunft, in öftere Unterhaltungen über Staatssachen ein, wobey Adrian in große Verlegenheit kam. Immer quälte ihn Ferdinand mit Vorschlägen, den Hofmeister vom Hofe zu entfernen; und immer mußte sich Adrian dergleichen Zumuthungen verbitten. Denn Adrians Gemüth war der Zunder nicht, der Funken dieser Art auffangen konnte.

Das allgemeine Mißvergnügen schränkte sich nicht auf gegründete Klagen ein. Auch falsche Gerüchte wurden ausgestreut: Der von den Flamändern bezauberte Prinz, hieß es, wäre entschlossen in Flandern zu bleiben; er hätte schon stillschweigend auf Spanien, wohin er nie zu kommen gedächte, Verzicht gethan; von der Habsucht, von dem Eigensinn etlicher Flamändischen Regenten würde künftighin das Schikfal Spaniens allein abhängen.

Diese Gerüchte gaben zu neuen Projekten Anlaß. In Spanien war noch Infant Ferdinand, welcher im Reiche gebohren und erzogen, und nur zwey Jahre jünger war, als Carl. Sein sehr zahlreicher Hof bestuhnd aus lauter gebohrnen Spaniern, die aus natürlicher Begierde, sich selbst zu befördern, die Beförderung ihres Herrn sich eifrigst angelegen seyn ließen. Da die ganze Nation Ferdinanden, einem hofnungsvollen und einheimischen Prinzen wohl wollte, so sieht man leicht, wie thätig und wirksam der Eifer dieses Hofes seyn konnte. Alles, was den Ehrgeitz des Prinzen nährten, was ihm zweckmäßige Begriffe von sich beybringen konnte — Geister sogar mußten ihre Rollen spielen. Ein ehrwürdiger Einsiedler erschien ihm einst auf der Jagd, sprach ihm Muth zu großen Unternehmungen ein, verhieß ihm die höchste Würde und Macht, und verschwand. Doch der Infant war klüger, als alle die ihn zum Thoren machen wollten. Behutsam wich er allen Netzen aus, die ihm seine Schmeichler stellten.

Unterdessen mußte Ximenez alle Kräfte seines Geistes anstrengen, um zu beyden Seiten — dort die Hartnäckigkeit der flamändischen Minister zu brechen, und den Prinzen zur Reise anzuspornen — hier den aufrührischen Geist seiner Nation zu dämpfen, und der verdächtigen Verzögerung, worüber die Großen sowohl als das Volk murrten, einen guten Schein zu geben. Er hatte, wie wir schon wissen, das flamändische Ministerium vor den gefährlichen Folgen dieses Zauderns lange vorher gewarnt. Als die Anschläge, womit der Hof des Infanten schwanger gieng, ruchbar wurden, schickte er, weil er eigenmächtig in einer so schlüpfrigen Sache nichts thun

wollte, einen Staatsboten nach Flandern, und ſchlug das dienlichſte Mittel vor, die Empörung, ohne Tumult, mitten in ihrer Geburt zu erſticken. Bald darauf bekam er auch Vollmacht, ſein Projekt auszu-
(1517) führen. Der ganze Hofſtaat des Infanten, ſo ſehr ſich dieſer auch dagegen ſträubte, wurde umgeſchaffen. Alle Bedienungen von den höchſten bis zu den niedrigſten beſetzte man mit Leuthen, auf die man ſich verlaſſen konnte.

Zwiſchen dieſer Zeit fiel der erſtgemeldete Umſtand vor, und veranlaßte eine neue Verwickelung. Nach vergeblichen Verſuchen bey dem Dechanten von Löwen wandte ſich Ferdinand mit ſeinen Klagen wider den Herrn von Chievres unmittelbar an den Hof von Flandern. Allein auch dieſer Verſuch mißlang, und Ferdinand, der in ſeinem Zorne weder Maaß noch Unterſchied kannte, wollte nun an Carlen ſelbſt
(1514) rächen, was ſeine Räthe verwirkt hatten. Zwey oder drey Jahre vor ſeinem Tode machte er zu Burgos insgeheim ein Teſtament; ſchloß darinn Carlen, den Erſtgebohrnen, von der Thronfolge aus, und ſetzte dagegen Ferdinanden, den zweyten Prinzen, zum Erben der ganzen ſpaniſchen Monarchie ein. Er vermachte ihm nicht nur Arragonien und Italien, als ſeine eigenen Staaten, ſondern auch Caſtilien, und die Großmeiſterſchaften der Kriegsorden. Durch das Teſtament ſeiner Gemahlin Iſabella hielt er ſich zu dergleichen willkührlichen Veräuſſerungen hinlänglich berechtigt. Dies gefährliche Teſtament blieb lang im Verborgenen liegen. Welchen ſchrecklichen Erſchütterungen würde es Spanien nach der damaligen Lage ausgeſetzt haben, wenn es nach dem Tode des Königes zum Vorſchein gekommen wäre! Die Gefahr

war auch schon nahe genug. Erst in seiner letzten Krankheit ließ sich der König durch die Vorwürfe seines eigenen Gewissens sowohl als durch gewissenhafte Rathgeber bewegen, dieses Testament vor seinen Augen verbrennen, und der Sache ihren natürlichen Lauf zu lassen.

Die Jugend seiner Gemahlin, Germaine de Foix, hatte ihn und die ganze Nation mit neuer Hofnung zu männlichen Erben unterhalten. Niemand sehnte sich mehr darnach, als die Königin selbst. Allein der König hatte seine männlichen Jahre schon zurückgelegt. Wozu entschließt sich eine junge Dame in so bedauernswürdigen Umständen nicht! Germaine suchte durch die Kunst zu erhalten, was die Natur versagte. Allein durch diese übertriebene Sorgfalt vereitelte sie selbst die schmeichelhafte Hofnung. Ein (1512)
Trank, der bestimmt war des Mannes Kräfte zu verjüngen, verzehrte sie durch sein schleichendes Gift, und ein langsamer Tod endigte Ferdinands siechtes Leben.

In diesen kläglichen Gesundheitsumständen, durchzog er, sich selbst zur Last, ganz Arragonien, hielt sich bald in dieser bald in einer andern Stadt einige Zeit auf, und hofte durch den beständigen Wechsel seines Aufenthalts, insonderheit an den Grenzen Portugals, wo die Luft gesund ist, seinen sinkenden Kräften wieder aufzuhelfen. Allein auf dem Wege 1516.
von Truxillo, zu Madrilejo, oder Madrigalejo (denn kaum ist dies schlechte, und nur aus etlichen elenden Hütten bestehende Dorf dem Namen nach bekannt) überfiel ihn eine Ohnmacht, die ihn zwang, seinen Tod daselbst zu erwarten.

Hier, vor seinem Bette war es, wo er sein Rache

1516. drohendes Testament verbrennen, und ein anderes verfertigen ließ, das Carln durchaus günstig war. Nun stuhnd er jezt an, wen er bis zu dessen Volljährigkeit zum Regenten bestellen sollte? Ueber der Wahl schien er sehr verlegen. Man schlug ihm den Cardinal Ximenez vor, welcher abwesend, auch damals eben in keinem guten Vernehmen mit dem Könige war. „Dies ist ein rauher Mann", antwortete er, „der nicht nachzugeben weißt, und alles „auf das Aeusserste treibt". Niemand unterstuhnd sich ihn zu unterbrechen —. „Doch", fuhr er nach einigem Nachdenken fort, „es ist immer ein rechtschaffener Mann, der redliche Absichten hat, und „der uns liebt". Diese Stimme des Gewissens siegte. Ximenez wurde zum Regenten ernannt, und die Ernennung in der Form eines Codicills dem Testamente beygefügt. Nun, da der König kaum unterschrieben hatte, trat die Königin, welche in größter Eil angekommen war, in das Zimmer. Ueber ihrem Anblike verlor er allen Gebrauch seiner Sinne, und starb kurz darauf in ihren Armen den 23. Jenner 1516. in dem 62. Jahre seines Alters, und dem 41. seiner Regierung.

Der Cardinal, welcher mit der Nachricht von seinem Tode zugleich auch sein Testament erhielt, nahm von Stund an von der Regentschaft Besitz. Der Bischof von Tortosa, ehemaliger Dechant von Löwen, wies zwar ein Beglaubigungsschreiben vor, worin der Prinz, oder vielmehr die Flamändischen Minister, in dem bevorstehenden Falle schon vorläufig ihren Bischof zum Regenten ernennt hatten. Allein hier zeigte sich Ximenez wieder in seiner wahren Größe. Er nahm seinen Gegner so lange zum Mit-

regenten an, bis man den Prinzen von allen Umständen würde unterrichtet, und weitere Befehle von ihm erhalten haben. Unterdessen aber behauptete er standhaft sein Recht. 1516.

Die Nachricht von dem Tode des Königes, und von allen Verwirrungen, welche derselbe von Tage zu Tage nach sich zog, beschäftigte nun die Federn beyder Regenten. Beyde schikten eine Botschaft auf die andere nach Flandern, und drangen in ihren Briefen gleich eifrig auf die Beschleunigung der Reise des Prinzen, dessen Gegenwart durch die überhandnehmenden Unordnungen täglich nothwendiger würde. Die Boten geriethen bey ihrer Ankunft in die größte Verwunderung, als sie zu der Reise noch nicht die geringsten Anstalten gemacht fanden. Sie redeten scharf wider die schändliche Nachläßigkeit in so dringenden Angelegenheiten; wider den offenbaren Vorsatz, mit leeren Zusagen und Versicherungen die ganze Nation, die den Prinzen täglich erwartete, Jahre lang hinzuhalten und endlich zu hintergehen. Das Ministerium erwies sich gegen diese heftigen Verweise ganz gleichgültig. Es gestuhnd zwar, daß der Tod des Königes die Reise nothwendig machte; schützte aber immer neue Hindernisse vor, wodurch dieselbe noch einen ganzen Sommer verzögert wurde.

Bisher hatte man Carlen Monseigneur oder Monsieur l'Archiduc betitelt. Zuvor hieß er Monseigneur oder Monsieur le Prince, manchmal auch schlechtweg Monsieur. Die Beglaubigungsschreiben der französischen Abgeordneten, bey den Grenzcongressen, die während der Minderjährigkeit fast alle Jahre über streitige Gerichtsbarkeiten gehalten wurden, hatten die Zuschrift: Envoyés vers l'Empereur & Monsieur.

1516. Bey den Spaniern hatte der bloße Taufnamen die Bedeutung aller Titel. Carl hieß immer Carl, so wie Ferdinand immer Ferdinand.

J. J. 1515. wurde Carl für volljährig erklärt. Das Jahr darauf gaben der Pabst, die Cardinäle, der Kayser, und alle Mächte, denen man den Tod des Königes von Arragonien kund gethan hatte, in ihren Antwortschreiben Carlen den Titel eines Katholischen Königes aller Königreiche von Spanien, und wünschten ihm zur Thronfolge Glück. Man säumte nicht, von diesen Titeln Gebrauch zu machen. Bey einem prächtigen Leichengepränge, welches dem verstorbenen Könige zu Brüssel gehalten wurde, trat der Herold auf, und rief Carlen mit dem ganzen Schweife derjenigen Titel, welchen die folgenden Könige beständig beybehalten haben, zum Könige von Spanien aus. Hierauf gab man durch Umlaufschreiben den sämtlichen Gerichtshöfen von der Besitznahme dieser Titel Nachricht, und niemand bezeigte mehr Freude darüber, als die Niederländer.

Aber in Spanien, wo Johanna noch lebte, deren nächste Ansprüche auf diese Kronen weltkündig waren, befürchtete man dafür desto heftigere Widersprüche. In der That fand auch der Cardinal, welcher den Auftrag bekam die Sache durchzutreiben, alle die Schwierigkeiten, die man in Flandern vorhersah. Der Vortrag geschah in einer aufferordentlichen Versammlung, wozu Ximenez, um in einer so schlüpfrigen Entscheidung allem Vorwurf auszuweichen, außer dem Staatsrathe noch alle geistlichen, und weltlichen Großen, die in der Nähe waren, berufen hatte. Viele, denen vorher schon alle Verordnungen die aus Flandern kamen verhaßt waren, wi-

versprachen heilig, schätzen zum Gesetze, Beyspiele, selbst 1516.
den Eyd der Treue vor, den sie geschworen hätten. Man meynte, der Erzherzog könnte sich nach seines Großvaters Beyspiele mit dem Titel eines Regenten begnügen. Einer unter ihnen, von etlichen andern unterstützt, sprach mit einem ziemlich gebieterischen Tone: Der Erzherzog wäre, indem er sich die Titel seiner noch lebenden Mutter eigenmächtig beylegte, zu voreilig; er sollte entweder mehr Mitleiden mit ihrer Schwachheit, oder mehr Hofnung zu ihrer Wiedergenesung haben. Ximenez, aufmerksam auf den Eindruk den diese Widersprüche auf die Versammlung machten, nahm ihr Uebergewicht bald wahr, das sie am Ende gewiß auch würden erhalten haben, hätte er sich nicht zu rechter Zeit seines Machtspruchs bedient, der ihm so natürlich war, und in der Noth immer die besten Dienste that. Er hub voll Zorn die Versammlung plözlich auf, und sagte trozig: Der König hätte sie zusammenberufen, nicht, zu fragen was zu thun, sondern zu entbieten was geschehen sey. In gleichem Tone befahl er dem Statthalter von Madrid noch den nämlichen Tag, Carln von Oestreich nebst seiner Mutter zu Königen von ganz Spanien auszurufen. Dieser Anhang, nebst seiner Mutter, that vortrefliche Wirkung. Die Widerspänstigkeit legte sich. Die Ausrufung geschah zu Madrid, durch ganz Spanien und in den Staaten Italiens mit allen gewöhnlichen Gebräuchen und Feyerlichkeiten; und niemand zankte sich weiter darüber.

Nun war die Beschleunigung der Reise, welche durch die Ränke der Flamändischen Minister noch immer verzögert wurde, des Cardinals einzige Sorge.

1516. Hätte der junge König nur immer ihnen gefolgt, so würden die Spanier aller Wahrscheinlichkeit nach ihn vergeblich erwartet haben. Das Staatssystem der Flamändischen Regierung war, Spanien der Sorgfalt und Wachsamkeit des Cardinals zu überlaßen, durch gerade und krumme Wege alle mögliche Vortheile daraus zu ziehen, und es übrigens auf ein Gerathewohl ankommen zu lassen, wenn man auch darüber durch Empörungen, die schon oft auszubrechen drohten, des ganzen Reiches verlustig werden sollte. In dieser Absicht brachte man Carlen von seiner ersten Krankheit an, durch alle nur erfindliche Mittel, einen Widerwillen wider Spanien bey. Immer führte man ihm das Beyspiel seines Vaters zu Gemüthe, und stärkte ihn im Glauben an das öffentliche Gerücht durch manche erdichtete Umstände seines Todes. Mit dergleichen Schreckbildern war das Gemüth des Prinzen viele Jahre hindurch befangen, bis sich sein Verstand nach und nach entwickelte, und mancher gute Rath, manche geheime Nachrichten, die er hinter seinen Wächtern her empfieng, ihm die Augen öfneten. Nun erkundigte er sich fleißig, und nur zu genau, wenn wir seinen Anführern glauben wollen, nach dem Zustande Spaniens, und entschloß sich endlich zu reisen.

Der Befehl zur Ausrüstung der Flotte wurde gegeben; allein so fleißig man auf der einen Seite daran arbeitete, so eifrig suchte man auf der andern die Abreise noch in die Länge zu ziehen. Man hieß Schiffe aus Spanien kommen, und stellte sie bald darauf wieder ab; man verlegte die Fahrt von einer Jahrszeit auf die andere. Ueber diesen Spiegelfechtereyen verflossen wieder etliche Jahre, so daß endlich der zu gekünstelte Betrug nicht mehr täuschen konnte.

Zwar in Spanien waren die Blicke eines Cimenes 1516.
und einiger andern Großen vom ersten Range gleich
anfangs scharfsichtig genug, um durch den Nebel hin-
durch zu schauen. Aber nun fiel der Betrug auch in
Flandern der ganzen Nation so klar in die Augen,
daß sie mit Ungestüm auf eine allgemeine Versamm-
lung der Staaten drang. Die Regierung wagte es
zwar nicht, ihrem Verlangen zu entstehen, setzte aber
doch das Ziel sehr weit hinaus, um sich inzwischen
bey reifer Ueberlegung zu allem vorzubereiten, was
eines jeden Privatvortheil in dieser neuen Aussicht
erfoderte.

Unterdessen hatte der Cardinal mit Zuziehung der
ihm getreuen Staatsräthe, Granden und Oberns-
häupter, eine Vorstellung in Form eines Briefes auf-
gesetzt, wovon man aber erst einige Zeit darnach Ge-
brauch machte. Der Zustand Spaniens; die Unbe-
quemlichkeit dieser Quadrupelregierung, der einzigen
ihrer Art; die Grundgesetze von Spanien über-
haupt, und von jedem Reich insbesondere, welche die
Fremden von der Regierung ausschließen; die schreyen-
den Ungerechtigkeiten und Mißbräuche, womit die
Flamändischen Minister beyde Nationen augenschein-
lichen Gefahren aussetzten; alle Klagen des Volkes,
alle Zeichen einer nahen Empörung wurden in die-
sem Briefe dem Könige nach dem Leben geschildert,
und auf die rührendste Art vorgetragen. Zum Be-
schluße flehen die Supplicanten, im Namen des ganz-
en Reiches, den König um Hülfe und Schutz an;
bitten ihn, sich der bedrängten Staaten anzunehmen,
den zügellosen Ausschweifungen, der Habsucht und
Ueppigkeit einiger Privatpersonen zu steuern, und
durch väterliche Sorgfalt die allgemeine Ruhe wieder

1516. herzustellen. Diese Bittschrift begleitete Ximenez mit geheimen Anmerkungen, worin er sich über gewisse Punkten noch näher erklärt, und mit folgenden Worten schließt: „Kommen Sie Sire! zerstreuen Sie „durch Ihre Gegenwart das drohende Ungewitter! „Selbst die, welche sich hier so heftig bey Ihnen beklagen, drohen schon, die Fahne der Empörung „aufzustecken". Uebrigens brauchte man bey der Abfertigung dieser Briefe alle mögliche Vorsicht, um sich der eigenhändigen Ueberlieferung zu versichern.

Carl erstaunte, da er die Briefe las. Er hielt eben damals in der Nähe von Brabant mit dem Kayser seinem Großvater eine lange persönliche Unterredung. Der Gegenstand derselben soll, nach dem damaligen Gerüchte, das Projekt einer römischen Königswahl für Carlen gewesen seyn. Allein die wahre Absicht des Kayfers war, wie man nachher erfuhr, seinen Enkel zur Beschleunigung der Reise nach Spanien zu ermahnen, und ihn vor seinen schlimmen Rathgebern auf das nachdrüklichste zu warnen.

Der Prinz hatte erst 16. Jahre, aber schon Einsichten genug, um das Heilsame des großväterlichen Rathes zu fühlen; besonders, da die Briefe aus Spanien, diese getreuen Schilderungen der Staatsränke seiner Zeit, seinen Ueberlegungen zu Hülfe kamen. Er befahl also jezt ernstlicher, als jemals, die Flotte auf das schleunigste in segelfertigen Stand zu stellen, und faßte künftighin seine Entschlüsse für sich allein.

Fünf-

Fünfter Abschnitt.

Carls Reise nach Spanien.

Dieser letzte Befehl that seine völlige Wirkung. 1517.
Denn nun, da die Minister den festen Entschluß ihres Königes sahen, den er ohne ihre Zuziehung gefaßt hatte, bescheideten sie sich und trugen, statt ihm abzurathen, und Hindernisse vorzuschieben, zur Beförderung der Reise, weil sie doch alle, so viel ihrer waren, mitreisen wollten, alles Mögliche in die Wette bey. Häufige Briefe flogen nun nach Spanien. Jeder wollte der erste seyn, seinen dortigen Freunden die nahe Ankunft des Königes kund zu thun. Aber die guten Niederländer, die man so lang in dem Wahn erhalten, die sich auch größtentheils so fest darauf verlassen hatten, daß die Reise nie zu Stande kommen würde, diese zu besänftigen, war nun noch ein besonderer Umstand, der den Ministern Sorgen machte.

Unterdessen hatte der Kayser als Regent die Staatsangelegenheiten mit den benachbarten Mächten nach Bequemlichkeit besorgen können. Zum Beschlusse dieser Geschäfte besprach er sich noch zum lezten Male mit seinem Enkel, versah ihn auf alle Fälle mit den dienlichsten Verhaltungsregeln, nahm dann auf das zärtlichste von ihm Abschied, und kehrte nach Deutschland zurück. Von ihm begab sich Carl gerade nach Seeland. Hier, es sey nun durch Zufall, oder durch Ränke, verzog sich die Reise noch vom Heumonathe bis auf den 12. Aug. Dies war endlich der Tag, da Carl mit seinem ganzen Hofe zu Middelburg unter Seegel gieng.

1517. Diese erste Reise des Königes geschah also aus eigenem Antriebe, wider den Rath aller, die ihn umgaben; wider den Willen der ganzen Nation.

Die Flotte nahm ihren Lauf nach Corunna in Galicien. Allein widrige Winde oder ein Sturm trieb sie seitwärts, bis zu den Küsten von Oviedo in Asturien. Hier, wo sie nicht erwartet wird, greifen die Einwohner, Leuthe so rauh und wild wie die Felsen die sie bewohnen, zu den Waffen, und feuern mit Ungestüm auf die unbekannte Flotte, als auf Corsaren los, von welchen sie öfters beunruhiget wurden. Man ruft aus den Chaluppen den Rasenden entgegen: Spanien! Spanien! der Katholische König! Man steckt alle Flaggen und Fahnen auf. An dem Spanischen Wappen erkennen endlich die Betrogenen ihren Irrthum. Ihre Wuth verwandelt sich plötzlich in frohes Erstaunen. Von Freude trunken werfen sie die Waffen von sich, stürzen sich in die See, erklettern das Schiff, umschlingen die Füsse ihres Königes, und begleiten ihn unter jauchzendem Geschrey nach Villa Vitiosa, wo er den 19. Herbstmonath anlangte.

In diesem Städtchen hielt sich der König einige Zeit auf. Bald sah man den Infanten Ferdinand, alle Großen, und den ganzen hohen Adel bey ihm versammelt. Der Connetabel von Valasco, der von dieser ganzen Gegend Herr war, befahl sogleich, Lebensmittel von allen Arten häufig herbeyzuschaffen, um, auf einem so magern Boden, einen so zahlreichen Hof, und den ungeheuern Zulauf unterhalten zu können, der sich gleich einem Kriegsheer ringsumher lagerte. Allein auch die reichste Zufuhre war vergebens bey einer Menge, die täglich so häufig an

wuchs. Man sah sich endlich genöthigt, die neu an- 1517.
kommenden zurükzuweisen, bis der König weiter ins Land hinein käme, wo für eine größere Menge Nahrung zu hoffen wäre. Dieser Vorwand wurde von den Flamändischen Ministern begierig ergriffen, um euch den Cardinal desto länger entfernt zu halten. Ximenez, dieser kranke Greis, welcher nur etliche Tagreisen weit von dem Orte war, fühlte sich auf die Nachricht von der Ankunft seines Herrn neu belebt. Freude und Sehnsucht, ihn zu bewillkommen, verjüngten seine Kräfte. Hurtig fertigte er einige Briefe ab, vergaß seines Alters und seiner Krankheit, und warf sich in den Reisewagen.

Allein eine gleiche Sehnsucht nach ihm hatten die Flamändischen Minister nicht. Alle Ausflüchte, die nur einigen Schein hatten, suchten sie auf, um seinem Besuche, so lang es sich thun ließ, auszuweichen. Ihr Plan ist uns aus dem Vorhergehenden schon genug bekannt. Gewiß würde der König, wäre es bloß an ihnen gelegen gewesen, seine Residenz in den Niederlanden festgesezt, und die Regierung ihnen völlig überlassen haben. Sie hatten schon einen gebahnten Weg, ihre Handgriffe die ihnen in den Niederlanden so reichlich eintrugen, auch in Spanien zu treiben. Und wie sinnreich waren sie nicht in Erfindung der Mittel! Beständig wachsam auf ihren Vortheil, zogen sie immer mehr, bald durch ihren Credit, bald durch einen geschikten Gebrauch günstiger Umstände, bald durch Ueberraschungen und andere Ränke, die Austheilung der Bedienungen, Aemter und Pfründen in ihre Gewalt, und überließen unterdessen dem Cardinal die verhaßte Sorge, das Murren der Nation zu stillen, und die Rechte der

1517. Majestät in ihrer Kraft zu erhalten. Die Reise nach Spanien hatte zwar einen Strich durch ihren Plan, aber darum noch nicht durch ihre Rechnung gemacht. Und wie konnte sie die Hofnungen ihres Geizes stören? Wer hinderte sie, ihre Rollen auch in Spanien zu spielen? Hier konnten sie ja aus der Quelle selbst schöpfen.

Von zweyen Hindernissen, die allein ihnen im Wege waren, hatte der Tod des Königes von Arragonien das eine schon gehoben. Nur das furchtbare Ansehn des Cardinals bey der ganzen Nation, war noch wegzuräumen übrig. Sie wußten vorher, wie wenig sie sich von seiner Willfährigkeit versprechen durften. Der Vorsatz war schon längst gefaßt, ihn zu demüthigen, oder gar zu stürzen. Bey dem Könige schilderten sie ihn als einen scharfsichtigen, groben, sauertöpfischen Mann, dessen mürrische Launen durch Alter und Krankheiten immer unerträglicher würden. Dies waren die täglichen Klagen, die Carl auf dem Schiffe und noch in Spanien hören mußte. Allein der wohlunterrichte Prinz ließ sich wider einen so grossen Staatsmann so leicht nicht einnehmen, als diese Verläumder hoften. Sie erkannten endlich selbst das Vergebliche ihrer Bemühungen, wurden behutsamer, erwarteten mehr von der Zeit, und suchten indessen nur zu verhindern, daß es zu keiner persönlichen Unterredung kommen möchte; und dies um so viel mehr, da sie den nahen Tod des Cardinals aus zuverläßigen Nachrichten vermuthen konnten. Er war tödtlich krank. Seine Kräfte zehrten nach und nach aus, und dies soll nach einer gemeinen Sage die Wirkung eines schleichenden Giftes gewesen seyn; und dies Gift (denn zu den Würkungen weißt das Gerücht die

Ursachen leicht zu finden) sollen ihm seine Feinde in den Niederlanden beygebracht haben. 1517.

Ueberhaupt gehört es zum Modesystem der damaligen Staatsklügeley, daß man bald alle Todesfälle großer Männer einer Vergiftung zuschrieb. Wir finden in diesen Zeiten eine Menge solcher Beyspiele. Alle Nationen schienen von diesem allgemeinen Vorurtheile, wie bezaubert gewesen zu seyn. Auch in den natürlichsten Fällen glaubte man dergleichen, oder sonst übernatürliche Ursachen zu finden. In unserm gegenwärtigen Falle sind die Umstände zu sonderbar, und der Glauben, den sie gefunden haben, zu allgemein, als daß ich sie mit Stillschweigen übergehen könnte.

Als, so erzählt man, der Cardinal, ungefehr sechs Monathe vor seinem Tode, auf einer Reise von Madrid nach Aranda in einen Fleken Namens Bos Equillas zu Mittag aß, trafen zwey Franziscaner (der eine war der Provinzial) die er dahin zu sich beschieden, unterwegs, noch etliche Meilen von dem Flecken, einen verlarvten Herrn zu Pferd, in vollem Lauf an. „Meine Herren Paters"! rief ihnen dieser zu: „Wollen Sie zum Cardinal, so eilen Sie; und „wenn Sie ihn noch vor dem Mittagessen sprechen „können, so warnen Sie ihn vor der schönen Forel„le, die man ihm aufstellen wird; denn sie ist ver„giftet. Sollten Sie aber das Unglük haben, zu „späth zu kommen, je nun, so mag er für seine Seele „sorgen"! Zum Unglück kamen die Mönchen zu späth. Erst nach der Tafel, da sich der Cardinal die Forelle schon treflich hatte schmecken lassen, erschienen sie voll Schweiß und halb athemlos, und richteten ihren Auftrag den Umständen gemäß aus.

1517. Der Cardinal hörte sein Todesurtheil ganz gelassen an. „Es ist nicht das erste Mal„, sprach er heiterer Mine, „daß mir dergleichen Zufälle begegnen. „Ich bin in den Händen der Vorsehung„. Man setzt noch hinzu, das Gift wäre bloß in die äussersten Theile des Körpers vorgedrungen und hätte das Blut zwischen den Nägeln herausgetrieben. Von dieser Zeit an habe man den Cardinal von Tag zu Tag abnehmen und ausdorren sehen.

Einer von unsern Geschichtschreibern indessen führt eine andere Ursache seines Todes an. Der junge König, zu schwach dem Ungestüm seiner Räthe, die ihn von Kindheit an beherrschten, zu widerstehen, hätte nämlich den Cardinal in einem sehr höflichen Schreiben in sein Erzbisthum verwiesen; und der Verdruß über diesen Brief hätte seine Tage verkürzt. Andere hingegen lassen zwar das Abdankungsschreiben an ihn ablaufen, behaupten aber, daß daßselbe dem Cardinal, der damals in den letzten Zügen lag, nicht mehr hätte können eingehändigt werden.

Wir lassen diese so verschiedene Nachrichten auf ihrem Werthe beruhen. Genug, daß sie alle darin übereinstimmen, der Cardinal Ximenez habe den König nie zu sehen bekommen. Er starb den 8. Wintermonath 1517. in dem 81. Jahre seines Alters. Unter einer solchen Last von Jahren, nach so grossen Strapazen eines höchst beschwerlichen Amtes, hätte, dächte man, dieser Greis auf die natürlichste Art erliegen können; und es geschah, wo nicht ohne Grund, doch gewiß ohne Noth, daß man ihn durch Gift sterben ließ.

Nun, da Carl endlich auf spanischem Grund und Boden war, liessen ihn seine Minister Reisen genug

thun. Eine der ersten, die sie für unumgänglich nöthig hielten, war die Reise nach Tordesillas. Mit einem sehr kleinen Gefolge machte daselbst der junge König der Königin seine Aufwartung. Allein der Empfang entsprach nicht der billigen Erwartung eines Sohnes, den sie seit so vielen Jahren nicht mehr gesehen hatte. Man kündigte ihr den Besuch vorher an, und reitzte ihre Sehnsucht. Dennoch war der Empfang so frostig, daß man, an dem Anstande der Johanna, Carlen von irgend einem Fremdlinge, den die Königin ihres Anschauens würdigte, nicht unterscheiden konnte. 1517.

Der Bischof von Tortosa, welcher in eben diesem Jahre zur Cardinalswürde erhoben worden, folgte dem Ximenez in der Würde eines ersten Ministers, und begleitete den König auf seinen Lustreisen nach den vornehmsten Städten. Die Krönung geschah im Hornung 1518. zu Valladolid. Sie war eine der prächtigsten, die man in Spanien je gesehen hatte. Die ganze Nation feyerte ihres Königes Gegenwart mit ausserordentlicher Freude. Wo er hinkam, füllte Jubelgeschrey die Lüfte, und überall ließ er häufige Denkmale seiner Gnade und Freygebigkeit zurück. 1518.

Zu dieser Freude trug aber auch Adrian, der neue Minister, das seinige bey. Er war die einzige Ausnahme von dem Hasse, den die Nation auf die Flamänder warf. Von ihm geleitet erwarb sich Carl die zwey Jahre, die er in Spanien blieb, allgemeine Liebe und Verehrung. Allein so viel er auf der einen Seite durch Güte und Leutseligkeit für seine Person gewann, so viel verlor er auf der andern an dem Ruhme seiner Regierung durch die schreyenden Ausschweifungen seiner geldgierigen Minister.

1518. Chievres, Sauvage, nebst einigen ihrer Untergeordneten von gleichem Schlage, trieben nun, da sie weder einen Ferdinand noch einen Ximenez mehr zu fürchten hatten, ihren Wucher so unbehutsam, und mit so viel Uebermuth, daß sie alle Stände wieder sich aufbrachten. An vielen Orten regten sich gefährliche Gährungen, die vielleicht dem König allein verborgen waren. Auf Klagen folgten Drohungen, Schmähschriften, Verschwörungen; und der Geist des Aufruhrs verbreitete sich schnell durch das ganze Reich. Die abscheulichsten Beschuldigungen stieß man öffentlich wider die Flamänder aus. Sie hiessen Schinder, Blutigel, Falschmünzer, Verräther. Zu Burgos, Valladolid und Segovien schrie das Volk voller Wuth: Ganz Spanien sey ihrer Plünderung preisgegeben!

Eine Begebenheit, die zwischeneinfiel, goß endlich noch Oel in das Feuer. Das Erzbisthum von Toledo, diese reiche Pfründe, die nebst der Primatswürde ihrem Besitzer das Ansehn eines Pabstes in Spanien gab, wurde durch den Tod des Cardinals ledig. Unter der Menge derer, die durch ihre Geburt sowohl als durch Verdienste gerechte Ansprüche darauf machten, war Don Alonzo von Arragonien König Ferdinands natürlicher Sohn, und folglich Carls Oheim, der Vornehmste. Er war schon unterwegs, dem König in dieser Absicht seine Aufwartung zu machen, als er Befehl bekam, wieder zurückzukehren. Dieser Schimpf, den man einem Erzbischofe von Saragossa, einem so nahen Verwandten des Königes anthat, brachte die ganze Nation in Harnisch. Nach verschiedenen andern Ränken fiel endlich die Wahl auf Wilhelmen von Croy,

Chievres Neffen. Dieser Jüngling von neunzehn Jahren besaß in den Niederlanden schon das Bisthum von Cambray und die Commende der Abtey Affligheim. Durch die ungestüme Fürbitte seines Oheims, der sich Leo X. nicht entschlagen konnte, war er sogar das vorige Jahr Cardinal geworden. Ciaconius nennt ihn einen Jüngling und beynahe noch einen Knaben: Juvenis & fere puer. 1518.

Diese Wahl, woran man eine vorsetzliche Verachtung der Nation erkannte, brachte die Spanier in Wuth. Die Geistlichkeit, der Adel, der Bürgerstand, alles griff zu den Waffen. Sie war gleichsam das Feldgeschrey der Empörung.

Eine Lige, welche schon einige Zeit vorher angesponnen worden, trat bey dieser Gelegenheit an das Licht. Sie hüllte sich (denn welche Ligen thun das nicht?) in den Schleyer der Religion, und ließ sich die heilige Junte nennen. Dreyzehn der vornehmsten Städte Castiliens verbanden sich, jagten die königlichen Beamten und die verhaßten Gelderpresser fort, oder stürzten sie zu den Fenstern hinaus. Nach dem Beyspiele der Castilianer traten bald auch Andalusien, Arragonien, mit Einem Worte ganz Spanien in den Bund, ausser Granada. Dreyssigtausend Mann zogen zu Felde und wuchsen bald zu einer noch ansehnlichern Armee an, welche mit schwerem Geschütze und allem nöthigen Kriegsvorrathe wohl versehen war. Man argwohnte, daß Frankreich das Feuer dieses Krieges unter der Hand nährte, und die Lige mit Geld und andern Bedürfnissen unterstützte.

An die Spitze derselben stellte sich Don Juan Padilla, nebst seiner Gemahlin Maria Pacheco.

1518. Padilla hatte schon vorher in verschiedenen Kriegen gedient, und in seiner Kunst ausgelernt. Er war von hohem Adel und stuhnd zu Toledo in sehr grossem Ansehn. Sein Haus besaß, nebst der Grandezza, die Grafschaften von Buendia und von St. Gadee. Zu den erklärten Mitverschwornen (denn eine grosse Anzahl spielten nur unter der Decke mit) schlugen sich noch Don Ferdinand de Avalas, etliche von den Häusern von Giron, Pimentel, de Ulloa, Nunnez, Quintanilla, die Grafen von Luna, und von Salvateirra, nebst andern mehr.

Eine gleiche Bewandtniß hatte es mit den Geistlichen. Der heimlich Verschwornen waren mehrere. Unter den öffentlichen that sich ein Abt, nebst dem Prior von Valladolid, besonders hervor. Doch der Bischof von Zamora, aus dem Hause Osorio, ein Greis von 70. und mehr Jahren übertraf alle an Thätigkeit und Heldenmuth. Auf eigene Kosten stellte er ein besonderes Heer auf die Beine, und führte es in eigener Person an. Es verdient angemerkt zu werden, daß sich unter seinen Truppen 300. bewaffnete Priester befanden, die mehr Lerm und Verheerung anrichteten, als die andern alle.

Die Eröfnung eines solchen Feldzugs ließ die gefährlichsten Folgen besorgen. Eine Empörung, die mit so grosser Wuth ausbrach, hatte anfangs ein viel ernsthafteres Aussehn, als fünfzig Jahre darnach die Niederländische. Doch ihr Ursprung war schrecklicher als die Folge. Diese Armee, welche sich von freywilligen Beyträgen vieler Standspersonen und beynahe aller Städte unterhielt, war kaum im Felde, als sie ihren Marsch gerade nach der Residenz des Hofes nahm, und unterwegs alle Städte und

Dörfer, die ſich nicht für ſie erklärten, plünderte und verheerete; ihre Feindſeligkeiten arteten ſogleich in die gröſten Grauſamkeiten aus. Das ohne Unterſchied vergoſſene Blut, der Rauch in Brand geſteckter Wohnungen zeugten von ihrer Wuth, und verbreiteten Schrecken und Entſetzen vor ihr her. 1518.

Unterdeſſen lieſſen die Verſchwornen Manifeſte ausgehen, worin ſie in feyerlichen Ausdrücken die flamändiſchen Miniſter verfluchten, und allen ihren Räubereyen und ungezähmten Bosheiten, womit ſie die Jugend und Geduld des Königes ſo lange mißbraucht hätten, die ſchrecklichſte Rache drohten.

Es iſt nicht zu vermuthen, daß dieſe Miniſter die erſten Bewegungen einer ſo heftigen Wuth nicht ſollten wahrgenommen haben. Vielmehr iſt zu glauben, daß ſie, von ihrem Ehrgeiz und von ihrer unerſättlichen Habſucht geblendet, die nöthigen Vorkehrungen zu machen verſäumt, dem Könige die augenſcheinliche Gefahr verſchwiegen, ihre Furcht vor derſelben verborgen, und alles auf das Aeuſſerſte ankommen zu laſſen beſchloſſen hatten. Wie ſie vorher immer bloß auf ihre Privatvortheile bedacht waren, ſo waren ſie nun, allein ihre Perſon zu retten, beſorgt. Chievres hatte kaum von den ſchrecklichen Vorfällen Nachricht, als er mit allen Schätzen, die er in der Eile zuſammenraffen konnte, bis nach Bilbao in Biſcayen floh, wo er ſich immer fertig hielt, auf die erſte ſchlimme Zeitung unter Segel zu gehen. Hier, wo man ſich von der Beſatzung ſowohl als von dem Hafen und dem Werfte, die immer mit Schiffen angefüllt waren, Sicherheit verſprach, kamen alle, die an dem Schleichhandel Theil nahmen, oder darin eingeflochten waren, auf verſchiedenen Wegen zuſammen.

1518. So sah sich der König auf einmal von seinen vornehmsten Ministern verlassen. Sie hatten bisher seiner Aufmerksamkeit allen Anschein von dem allgemeinen Mißvergnügen und der Verzweiflung entzogen, worein sie die Nation gestürzt hatten. Der völlige Ausbruch der Empörung allein war fähig, ihn aus seinem Traume zu wecken; und nun erst sah er die Gefahr, daß kein Mittel mehr vorhanden war, derselben zu steuern. Es waren noch nicht die geringsten Anstalten dazu gemacht. Keine Armee, keine Waffen, nichts war in Bereitschaft. Doch bot man Truppen auf, sah sich auswärts nach Hilfe um, und rüstete sich ernstlich zum Kriege.

Aber nun kam das Diplom der Kayserwahl, die Carlen in die Nothwendigkeit setzte, sich ohne Verzug nach Deutschland zu begeben. Dies war das Aeusserste seiner Verlegenheit. Er berief in Eile die Staaten nach Toledo, hielt um eine Subsidie an, und stellte ihnen die dringende Nothdurft in der unvermeidlichen Reise vor, die er als neu erwählter Kayser thun müßte. Allein hier traten die meisten mit den bittersten Klagen wider ihn auf, und beschlossen, ihm die Subsidie nicht eher zu bewilligen, als bis er die Flamänder aus dem Lande geschaft, und alle spanischen Provinzen von diesen Räubern gereinigt hätte.

Sechster Abschnitt.

Erwählung Carl V. zum deutschen Kayser. Seine Abreise. Ende der Empörung in Spanien.

Auf den Tod Kayser Maximilian I. welcher den 12. Jenner 1519. starb, folgte eine Zwischenregie-

rung von beynahe sechs Monathen. Die zwey Mit- 1519.
werber, Carl, König von Spanien, und Franz I. König von Frankreich, theilten das kurfürstliche Kollegium in zwey Partheyen, durch deren Trennung die Wahl verzögert wurde, Carl siegte endlich über alle Bemühungen und Ränke seines Gegners, und wurde den 28. Junius 1519. Kayser. Der Kurfürst von der Pfalz brachte ihm das Diplom seiner Erwählung nach Spanien, da eben die Gefahr, womit die Empörung diesem Reiche drohte, am gröſsten war. Die Niederländer frohlockten über diese Wahl, feyerten Freudenfeste, stellten herrliche Gastmäler an, und sangen Triumphlieder. Auf die Spanier aber hatte sie eine ganz entgegensetzte Wirkung. Sie goß nur Oel in die Flammen. Die Rebellen schrien: „Nur diese Kayserkrone hätte noch gefehlt, „um ihre Sklaverey vollkommen zu machen; der In„fant Ferdinand wäre schon nach Deutschland abge„reist, und nun folgte ihm auch der König nach; „und wann würde er wieder kommen? Er sollte nur „auch seine Minister, diese unersättlichen Blutigel „nebst ihrem ganzen Anhange mit sich nehmen, oder „gewärtig seyn, daß man sie bis auf den lezten „Mann ausrotten werde. Er selbst könnte immer in „seinem neuen Kayserthume bleiben. Sie brauchten „weder Kayser noch Könige mehr. Nach dem Bey„spiele der italiänischen Städte könnten sie sich selbst „regieren„. Ihre Gebehrden und Handlungen waren ihrem Geschrey angemessen, so daß Carl, um den überhandnehmenden Tumult zu stillen, sich genöthiget sah, seine Abreise in alle nur mögliche Länge zu ziehen. Doch diese litt keinen langen Aufschub mehr. Er that also in Eile was er konnte; errichtete auf

1519. Spaniern von bewährter Treue einen königlichen Rath, gab dem Cardinal von Tortose den Vorsitz, machte hierauf noch verschiedene andere Anordnungen; und da er solchergestalt den innerlichen Unruhen hinlänglich gesteuert zu haben glaubte, begab er sich im Monathe May 1520. unter Segel.

Es versteht sich, daß Chievres, und das ganze flamändische Gefolge, den Kayser begleiteten. Er eilte nach England, um dem Könige von Frankreich zuvorzukommen, auf dessen persönliche Unterredung mit Heinrich VIII. die eben damals verabredet worden, er sehr eifersüchtig war. Er erreichte auch glücklich seinen Zweck, machte einen neuen Bund mit Heinrich, und segelte dann vergnügt nach den Niederlanden, um daselbst die Zeit der Krönung, welche im Weinmonathe zu Aachen geschehen sollte, abzuwarten.

Inzwischen aber hatte er immer ein wachsames Aug auf die Unruhen in Spanien. Die Staatsboten liefen häufig zu und ab. Allein die Neuigkeiten, die sie mitbrachten, waren nicht erwünscht. Die Rebellen, welche durch die Abreise des Kayserś und ihre zunehmende Macht immer dreister geworden, nahmen einen Plaz nach dem andern ein, und verheerten das ganze Land.

Sie bemächtigten sich sogar der Stadt Valladolid. Der Cardinal nebst dem ganzen königlichen Rath ergriffen bey ihrer Annäherung die Flucht. Sie liessen sie laufen. Der Cardinal allein hatte die Ehre, eingeholt, in die Stadt zurückgebracht, und in seiner eigenen Wohnung zwar gefangen gehalten, aber dennoch mit aller Achtung, die seinem Charackter gebührte, bedient zu werden. Die Wache, die man

ihm zugab, war mehr ein Zeichen der Ehrfurcht die 1519.
man für ihn hatte, als eine Einschränkung seiner Freyheit. Allein diese letztre muß ihm doch schätzbarer gewesen seyn, als alle Ehrenbezeugungen. Er entkam mit einem Priester, und floh zu Pferd in vollem Laufe nach Medina de Rio Secco, wohin ihm die Rebellen den folgenden Tag sein Gepäck und alle seine Bedienten nachschickten. Auf eine so ausgezeichnete Art unterschied die Nation, mitten in ihrer Wuth, diesen Minister von allen übrigen Flamändern, und schien noch auf seiner Flucht einen Ruhm darin zu suchen, seinen persönlichen Eigenschaften, die sie verehrte, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Unterdessen gieng der Bischof von Zamora, der 1520.
wüthendste von allen Rebellen, auf eine besondere Unternehmung aus. Mit einer grossen Mannschaft, worunter sich auch seine 300. Priester befanden, überrumpelte er Tordesillas, die Residenz der Königin; nöthigte sie, die Huldigung, und seine Priester zur Leibwache anzunehmen; offene Tafel zu halten, und sich wieder in völligem Glanze der Majestät zu zeigen. Allein alles Zwanges ungeachtet, blieb Johanna standhaft bey ihrem Entschlusse, sich aller Regierungsgeschäfte zu enthalten, und bediente sich selbst der gebieterischen Macht, die man ihr aufdrang, die Krone rund auszuschlagen. Sie hatte Ursache, einen hohen Ton anzunehmen. Denn Zamora herrschte schon. Er ließ einige Edickte unter ihrem Namen, mit Ausschliessung ihres Sohnes ausgehn. Ja, er gieng in seiner Ausgelassenheit so weit, daß er sie, so wehrkündig auch ihre Umstände waren, an den Herzog von Calabrien vermählen wollte.

1520. Dieser Herzog war Ferdinand von Arragonien, ein Sohn Friedrichs, jenes unglücklichen Königes von Neapel, welcher i. J. 1501. durch die vereinigten Waffen der Könige von Arragonien und Frankreich des Thrones entsetzet worden. Gonsalvo von Cordua, ein berühmter spanischer Feldherr, jagte nachher die Franzosen zum Reiche hinaus, und versicherte diese Krone dem katholischen König und seinen Nachfolgern. Friedrich begab sich nach Frankreich, und starb i. J. 1504. zu Tours. Sein Sohn Ferdinand aber, Herzog von Calabrien, und Prinz von Tarent, wurde nach Spanien auf das Schloß Xativa in Valencia gebracht, wo er in der Stille zwar als ein Staatsgefangener lebte, doch aber alle Ehre genoß, die seinem Stande gebührte. Hier war es, wo die Abgeordneten der Rebellen, in einer feyerlichen Rede, ihm, als dem letzten Zweige des arragonischen Stammes, den obersten Befehl über ihre Armeen und zugleich auch die Heurath mit der Königin Johanna antrugen. Allein der Prinz schlug ihr Anerbieten so verächtlich aus, daß er sie auf der Stelle wieder von sich wies. Carl wurde auf die Nachricht einer so edelmüthigen Weigerung so sehr für diesen Prinzen eingenommen, daß er ihn an seinen Hof berief, mit dem Ordensbande des goldenen Vliesses beschenkte, mit Wohlthaten überhäufte, und, um die Erkenntlichkeit recht glänzend zu machen, mit Germaine de Foix, König Ferdinands Wittwe, vermählte. Jedoch weder mit ihr, noch mit Donna Mencia de Mendoca, seiner zweyten Gemahlin, zeugte dieser Prinz Kinder. Er starb zu Valencia, wo er als Vicekönig seinen Sitz hatte, i. J. 1551. Seine Schwester Charlotte war

an Gui XVI. Grafen von Laval vermählt, dessen 1520.
Tochter und Erbin nachher ihre mütterlichen Rechte in das Haus de la Tremouille brachte. Dies ist der Stammherr, von welchem die Herzoge de la Tremouille ihre Ansprüche auf das Königreich Neapel herleiten, die sie auf verschiedenen Friedenscongressen geltend zu machen sich vergeblich bemühet haben. Auf gleichen Gründen beruhet auch der Titel eines Prinzen von Talmont und Tarent, den sie noch auf den heutigen Tag führen. Doch, wir kehren zu den Kriegbegebenheiten zurück.

Die königliche Armee war inzwischen, unter der Anführung Don Friederich Henriques von Cabrera, Amiranten von Castilien, im Feld erschienen. Auch hatte der Connetabel Truppen aufgeboten, so daß man sich nun im Stande befand, dem Feinde die Spitze zu bieten. Beyde Armeen näherten sich einander mit langsamen Schritten. Padilla, welcher die Rebellen anführte, hatte zu lange gezaudert. Er wollte noch den Bischof von Zamora erwarten, der auch endlich von seiner romantischen Unternehmung zurückkam. Inzwischen aber erhielt die königliche Armee noch eine ansehnliche Verstärkung unter dem Befehle des Grafen von Haro. Endlich begegneten einander beyde Partheyen mit ihrer völligen Macht; und nun sah man einem blutigen Treffen entgegen, welches das Schicksal Spaniens entscheiden sollte. Dies geschah gegen das Ende des Wintermonaths 1520. in den Ebenen von Villalata, nicht weit von Medina del Campo. Padilla that den ersten Angriff mit seinem Fußvolke, das sich der Stadt Villalata bemächtigen sollte. Allein der Versuch mißlang. Padilla eilte, mit seiner Reuterey

1520. die Nothleidenden zu unterstützen; und nun wurde das Gefecht allgemein. Mit bewundernswürdigem Heldenmuthe griff er zu wiederholten Malen die königliche Reuterey von allen Seiten an, und würde sie auch zurückgetrieben haben, wenn nicht das königliche Fußvolk noch zu rechter Zeit in das Treffen gekommen wäre, und dem lange zweifelhaften Siege den Ausschlag gegeben hätte. Die zerstreute Reuterey der Rebellen brachte auch die übrigen in Unordnung, und die Sieger stürzten sich mit solchem Ungestüm in das Fußvolk, daß auch der tapferste Widerstand nur zur Vergrösserung der Niederlage diente. Was dem Schwerdt entrann, streckte das Gewehr, oder warf sich in die Stadt Villalara, und ergab sich nachher auf Gnade und Ungnade. Viele Flüchtlinge erreichten noch die Gebirge, wo sie sich aber aus Verzweiflung in die Felsenklüfte stürzten. Der Bischof von Zamora floh über die Pyreneen und verkroch sich so weit in Frankreich, daß er von der Zeit an keine Spur mehr von sich merken ließ. Alles Geschütz und Gepäcke wurde erbeutet. Unter dem Gefangenen waren etliche Häupter der Verschwornen. Padilla selbst fiel im Gedränge dem Sieger in die Hände, und die Köpfe, die man ihm und den übrigen Rädelsführern abschlug, steckten dem gefährlichen Krieg auf einmal ein Ziel. Denn die Städte und die Grossen, welche mit in die Verschwörung eingeflochten worden, machten ihre Unterwerfung nicht schwer. Sie erhielten auch unter gewissen Bedingungen Gnade. Toledo allein, wo noch Maria Pacheco, des Padilla Gemahlin, voller Wuth die Trümmer der Empörung zusammenrafte, setzte den Krieg mehr verwegen als standhaft fort. Doch die

Hitze verstog in etlichen Monathen. Toledo ergab 1520.
sich, und lieferte das tobende Weib aus. Auch ihr wurde der Kopf abgeschlagen, und ihr Pallast zu Toledo, der schönste in ganz Spanien, dem Boden gleich gemacht.

Also erwarb sich der Cardinal den seltnen Ruhm, die innerliche Ruhe, welche durch Flamänder so sehr gestöret worden war, durch die Sorgfalt auch eines Flamänders in ganz Spanien wieder herzustellen. Nur Valencia, nebst wenigen andern Städten, wollten sich nicht bändigen lassen. Ihre Feindseligkeiten dauerten bis i. J. 1522. fort, da der Kayser in eigener Person sie wieder zum Gehorsam brachte.

Das Ende dieser Unruhen fällt in d. J. 1521. 1521.
Merkwürdig ist, daß auch in eben dieses Jahr der Tod derer fällt, welche dieselben erreget oder veranlaßt haben. Chievres und sein Neffe starben in Einem Jahr eines sehr verschiedenen Todes. Dieser hatte es nie wagen wollen in Spanien zu erscheinen. Jener nahm, als er mit dem Kayser in die Niederlande zurückkam, den grossen Verfall seines Ansehens mit vieler Wehmuth wahr. Jeder Blick, den man auf ihn warf, war ein Vorwurf alter Sünden. Beyde begleiteten den Kayser nach Worms auf den Reichstag; und hier fanden auch beyde ihren Tod. Der Cardinal, Erzbischof von Toledo, Primas von Spanien, Bischof von Cambray, und wie die Titel und Pfründen mehr heissen, die der Jüngling besaß, liebte eine Leibesübung, welche seinem Alter anständiger war, als seinen erhabenen Würden. Er kam einst von der Jagd, fiel vom Pferde, und starb den 6. Jenner in einem Al-

1521. ter von 22. Jahren. Vier Monathe darauf starb auch sein Oheim an einer Krankheit. Mit seiner Gemahlin Dona Maria Magdalene von Hamale zeugte er keine Kinder. Seine unermeßlichen Güter fielen also seinen Neffen zu, ausser einigen Stiftungen, wovon noch die prächtigen Denkmäler zu Häverle, bey Löwen, und andere mehr, zeugen.

Nun, da auch die Urheber des Kriegs der vier bis fünf Jahre lang der spanischen Monarchie den völligen Umsturz gedrohet hatte, nicht mehr vorhanden waren, kam der Kayser zum zweyten Male nach Spanien; dämpfte, wie schon erinnert worden, die noch übrigen Unruhen in Valencia, und stellte in ganz Spanien den Frieden wieder her, welcher sich auch selbst auf die Niederländer zu erstrecken schien. Der heftige Haß gegen sie milderte sich merklich, seitdem die Ursachen gehoben, wenigstens aller Vorwand weggeräumt worden. Der Cardinal von Tortosa war nun Pabst, und Chievres mit seinem Neffen in der andern Welt.

Carl that in der Folge noch vier auswärtige Reisen. Aber durch traurige Erfahrungen klug gemacht, vertraute er künftighin das Steuer bloß einheimischen Ministern an, und gab dem grossen Staatskörper eine so regelmäßige Einrichtung, daß sich durch seine ganze Regierung nicht die geringsten unruhigen Bewegungen mehr spüren liessen. In seiner Staatsklugheit fand er Mittel, allen Cabalen und aufrührischen Unternehmungen der Grossen und Gewaltigen vorzubeugen. Er sah, daß diese Leuthe meistens dem Müßiggang ergeben waren, welcher sie durch den grossen Anhang, den ihnen Würden und Reichthümer verschaften, natürlicher Weise zu den gefährlich-

sten Ausschweifungen verleiten konnte. Diesen zu steuern zog er sie zu sich, und überhäufte sie mit prächtigen Titeln und Ehren, wodurch er nicht nur ihre hohen Einbildungen befriedigte, sondern zugleich auch die Absichten ihres Stolzes auf weniger gefährliche Gegenstände lenkte. Mit Vergnügen sah er, wie sie nun in die Wette nach dem Ruhme strebten, ihren Herrn in allen seinen Kriegszügen, und auf seinen häufigen Reisen durch ganz Europa zu begleiten, und durch ihren prächtigen Aufwand den so schädlichen Ueberfluß ihrer Einkünfte in seinem Gefolge zu verzehren.

Von dieser politischen Zauberkunst machte er durch seine ganze Regierung überall einen geschickten Gebrauch. In jedem Staate verwandte er auf die Kenntnisse des Geschmackes, der Sitten, Neigungen, Rechte und Gebräuche der Nation einen vorzüglichen Fleiß, und setzte sich dadurch in den Stand, seiner Herrschaft im Allgemeinen die Einrichtung zu geben, die jedem Volk insbesondere angemessen war. In jedem seiner Länder redete er des Landessprache, bildete sich nach desselben Sitten und Gebräuchen, und brachte es darinn nach dem einmüthigen Bekenntnisse seiner Zeitverwandten zu einer solchen Fertigkeit, daß aus seinem Betragen in Deutschland, Spanien, Italien und Flandern das Eigene jeder Nation so sehr hervorleuchtete, daß er überall einheimisch, und nirgends der nämliche zu seyn schien.

Die Geschichte der zwey Regierungen, die ich bisher in möglichster Kürze abgehandelt habe, hat zwar in die Niederländischen Unruhen, die erst unter Philipp II. ihren Anfang nahmen, keinen unmittelbaren Einfluß; allein, da sie uns den Ursprung jenes Wi-

derwillens zwischen beyden Nationen entdekt, welcher in der folgenden Geschichte durchaus zum Grunde liegt, so konnt' ich sie in einem Werke nicht übergehen, worinn ich nicht bloß die Begebenheiten getreu zu erzählen, sondern vielmehr den Ursachen und Verbindungen derselben nachzuforschen, und das Ganze dieser verwikelten Geschichte zu beleuchten gesonnen bin. Wir haben bisher in einer Kette von fatalen Vorfällen, gleichsam als in einer Vorbereitung gesehen, wie die Zwietracht ihren Saamen ausgestreut, und wie der unversöhnliche Haß Wurzeln getrieben hat. Beyde Nationen hätten glüklich seyn können, wenn das Schikſal mit eben dem Bande, womit es ihre Staaten verbrüdert, auch die Neigungen der Monarchen und Unterthanen vereinigt hätte.

Nach so glüklicher Dämpfung der Spanischen Unruhen, und dem Tode der Chievres, die Carlen beherrscht hatten, brach der Erbhaß beyder Völker, so lange er regierte, in keine öffentliche Thätlichkeiten mehr aus. Er sah, nach seiner tiefen Staatsklugheit, besser als jemand ein, daß die Denkart und die Neigungen beyder Nationen sich nicht zusammenstimmen lieſſen. Ihre Unverträglichkeit schien ihm, nach den deutlichſten Merkmalen, weder von bloßen Zufällen abzuhangen, noch so ganz auf Gründen zu beruhen, die man durch politische Maaßregeln heben könnte. Der schiklichſten Vorkehrungen ungeachtet blieb die Wurzel der Feindschaft immer im Grunde verborgen. Carl wagte es also nicht, sie auszurotten, sondern begnügte sich, jedes Volk insbesondere auf eine seinem Geiſte gemäße Art zu beherrschen, die Gelegenheiten zum Haße abzuschneiden, und den Ausbrüchen deſſelben einen Damm entgegen zu setzen.

Die Größe ſeiner Macht, welche nicht nur ganz Europa, ſondern auch die übrigen Welttheile zittern machte, war ohnehin ſchon fähig, alle dieſe ſo verſchiedenen Nationen, die ſeinem Scepter gehorchten, in den Schranken der Ehrfurcht und des Gehorſams zu erhalten; und da er mehr geliebt als gefürchtet wurde, ſo hatte er auch keine Zwangsmittel dazu nöthig.

Der Zweck unſerer Geſchichte erlaubt nicht, uns in die Merkwürdigkeiten ſeiner Regierung tiefer einzulaſſen. Seine Thaten, ſeine Siege, das bewundernswürdige Glück, das ihn bey ſeinen großen Unternehmungen begleitete, alle Umſtände ſeines Lebens, ſind der ſo reiche Inhalt einer beſondern Geſchichte, welche in vielen Sprachen beſchrieben, und eine der rühmlichſten und denkwürdigſten iſt, womit die Geſchichtkunde pranget.

Wir laſſen alſo mit Carlen, welcher durch ſeine ganze folgende Regierung allen Ausbrüchen einer beſtändig gährenden Eiferſucht ſo geſchikt vorzubeugen wußte, den Funken in der Aſche glimmen. Selbſt des Aufruhrs, welcher i. J. 1539. zu Gent entſtuhnd, gedenken wir, weil er auf die Spaniſche Nation keine Beziehung hat, nur im Vorübergehn. Es war bloß ein Sturm des Pöbels, woran kein einziger Mann von Anſehn Theil nahm. Vielmehr waren es die Angeſehenen im Volke, welche von den Rebellen verfolgt und mißhandelt wurden. Zunftmeiſter und Handwerker, lauter tollkühne, und in den damaligen Zeiten ſehr furchtbare Leuthe, welche, auf Freyheiten erpicht, die ſie nicht verſtuhnden, auf Rechte trotzten die ſie nicht beſaßen, wurden durch eine Verweigerung in Hitze, und der Pöbel durch ihr Aufhezen in Wuth gebracht. Anfangs war es das einzige

Städtchen Oudenaerde, welches sich wider den Rath und die Einwilligung der Städte, Kastellaneyen und aller Staaten von Flandern, unter die Fahne dieser Aufrührer begab. Sie begiengen in ihrem Aufstande, wie sichs von einem so rohen Haufen stürmischer Köpfe nicht anders erwarten läßt, die seltsamsten Ausschweifungen und recht viehische Grausamkeiten. Carl zog endlich in eigener Person wider sie zu Felde, stillte die Unruhen, stellte die Ordnung wieder her, und nahm den Rebellen die meisten dieser ihnen selbst schädlichen Privilegien, sie mochten nun wahr oder eingebildet gewesen seyn. Nur das Ende seiner Regierung zeichnet sich noch mit einer Merkwürdigkeit aus, die wir des traurigen Einflußes wegen, den sie in die folgende Geschichte hat, nicht unberührt lassen können.

Siebenter Abschnitt.

Carl V. legt seine Kronen nieder.

1555. Dieser große Monarch beschloß seine rühmliche Regierung mit einem Schritte, welcher ihn über seine Majestät, und über alles, was die Welt groß und erhaben schäzen kann, weit erhob. Er that freywillig darauf Verzicht, und legte seine Kronen nieder. Ein so sonderbares Beyspiel (welches indessen erst vor kurzer Zeit wieder einen Nachahmer gefunden hat) gab der erstaunten Welt durch alle folgenden Zeitalter zu mancherley Urtheilen Anlaß; und vielleicht ist uns noch jezt der wahre Beweggrund unbekannt.

Einige haben denselben einem Ueberdrusse zuschreiben, und dem großen Kayser die Gesinnung zueignen wollen, die Corneille dem Augustus dort in den

Mund legt, wo er sich gegen den Cinna über den Geist des Menschen so erklärt: 1555.

Il se ramene en soi, n'ayant plus où se prendre
Et monté sur le faite il aspire à descendre.

Andere lassen ihn über den mißlungenen Unternehmungen auf Algier und Metz, in Betrachtung des ihm sonst so getreuen Glückes, einen so heftigen Verdruß empfinden, daß er nun einen Eckel für die Regierung, und den ernstlichen Vorsaz faßt, seine Ruhe im Privatleben zu suchen.

Allein, konnte er wohl seinen Ruhm in Rükficht auf die großen Thaten, wodurch er denselben erworben, durch so geringe Unfälle geschändet glauben? Wahr ist es indessen, daß durch sein so geschäftiges Leben, durch seine häufigen Reisen und beständigen Strappazen seine Gesundheit heftige Stösse erlitten hatte. Er war mit dem Podagra und mit Steinschmerzen behaftet, und ein gleichsam erzwungenes Alter gab ihm das Ansehn eines abgelebten Greisen, ehe er noch 50. Jahre voll hatte.

Noch besondere Gründe glauben andere in den Familienumständen dieses Monarchen zu finden. Philipp, sein Kronprinz, fieng zu früh zu herrschen an, Seit seiner Vermählung mit der Englischen Prinzessin, wobey ihn der Vater mit Neapel und Mayland belehnet, will man zwischen Vater und Sohn eine merkliche Sinnesänderung wahrgenommen haben. Daß sie nicht immer im beßten Vernehmen gestanden, und der kindliche Gehorsam öftere Ausnahmen gelitten habe, dafür leistet uns die Geschichte Gewähr. Insonderheit bezeigte der Sohn ein großes Mißfallen an der Erhebung des Mediceischen Hauses auf den Herzoglichen Stul zu Florenz. Diese

1555. Provinz, welche seinen Vater einen beschwerlichen Krieg gekostet, hätte derselbe, seiner Meynung nach, mit der Spanischen Monarchie verbinden, und sich dadurch den Weg zur Herrschaft über ganz Italien bahnen sollen, in dessen Mitte Toscana liegt. Noch einen Anlaß zur Eifersucht gab ihm Ferdinand sein Oheim, dem Carl die Kayserkrone bestimmt hatte. Schon einige Jahre vorher, hatte er mit neidischen Augen dem Eifer zugesehn, womit man die römische Königswahl auf Ferdinanden zu lenken suchte. Ausser diesen Punkten äusserten sich noch verschiedene andere Merkmale eines Mißverständnißes. Es sey aber nun diese, oder irgend eine andere, oder auch alle zugleich, so wird die wahre Ursache immer eine Aufgabe bleiben. Ich überlasse die Entscheidung der Zeit — oder der Ewigkeit. Genug, der Kayser beharrte auf seinem Entschlusse, alle seine Kronen und Herrschaften niederzulegen. Man fertigte Umlaufschreiben an die Stände aller Provinzen ab; und von allen kamen Abgeordnete, dieser Feyerlichkeit beyzuwohnen, wozu der 25. Weinmonath 1555. angesezt worden. Diese aufferordentliche Staatsceremonie geschah in dem Saale des Pallastes zu Brüssel. Hier trat Carl, in Gegenwart Maximilians Königes von Böhmen, Emanuel Philiberts Herzogs von Savoyen, seiner Schwestern, der verwittibten Königinnen von Frankreich und Hungarn, Maria der Königin von Böhmen, Christina der Herzogin von Lothringen, der Großen von verschiedenen Nationen, und aller Ordens-Ritter, die sämtlichen Niederlande seinem Sohne dem Könige von England auf das feyerlichste ab. Philibert von Brüssel hielt im Namen des Kayfers die Anrede, worauf dieser selbst das Wort

nahm. Der Sohn lag zu seinen Füssen auf den Knien 1555.
und entschuldigte sein Stillschweigen mit der Unwissenheit der französischen Sprache. Granvelle Bischof von Arras verrichtete also in seinem Namen die Danksagung. Man nahm an dem Kayser während seiner Rede viel Rührung wahr, die er auch allen Anwesenden mittheilte.

Zur Abtretung Spaniens und des deutschen Reiches wurden besondere Tage bestimmt. Die leztere geschah durch ein Diplom, welches Ferdinanden zugeschickt wurde.

Nach so rührenden Feyerlichkeiten begab sich Carl in Begleitung seiner zwey verwittibten Schwestern in Seeland unter Segel, und landete vor Laredo in Biscayen. Von hier gieng er kurz darauf in das an den Grenzen von Portugal gelegene Hieronymiten-Kloster St. Just, das er sich wegen seiner angenehmen Lage schon lange vorher zu seinem stillen Aufenthalt auserlesen hatte. Hier beschloß er sein rühmliches Leben den 21. Herbstmonath 1558.

Zweytes Buch.

Erster Abschnitt.

Regierung Philipps II.

1556. Philipp II. bestieg also nach der freywilligen Abtretung seines Vaters den Spanischen Thron. Dieser seltsame Monarch führte nach und nach Neuerungen ein, die derjenigen Nation am verhaßtesten waren, welche in ihre Freyheit verliebt, und ohne Zwang zu gehorchen gewohnt war.

Gleich im Anfange gab er zu traurigen Vergleichungen seiner Regierung mit den vorigen Anlaß. Er war in seinem Umgang und Betragen weit zurükhaltender als seine Vorgänger, und äufferte insonderheit gegen die Niederländer nicht das geringste Vertrauen. Was war also natürlicher, als daß auch diese mißtrauisch gegen ihn wurden, mit knechtischer Furcht ihn auf das genaueste beobachteten, und immer auf ihrer Huth stuhnden? Von allen Geschichtschreibern, welche die Merkwürdigkeiten seiner Regierung besonders beschrieben haben, ist keiner, der nicht seinen Charakter geschildert, aber auch keiner, der nicht nach Handwerksbrauche manchen Zug übertrieben hätte. Hier soll nur was sich von dem Charakter dieses Königes nach unpartheyischen Beobachtungen mit Zuverläßigkeit sagen, und aus seinen Handlungen erweisen läßt, Statt finden.

Philipp, in Spanien gebohren und erzogen, bildete sich aus Hang sowohl als aus Gewohnheit ganz

nach dem Genie seiner Nation. Er trieb das Ernsthafte und Strozende, welches den Spaniern im Umgange natürlich zu seyn scheint, bis in das Gekünstelte und Uebertriebene. Sein Ehrgeiz verfiel so sehr auf die Pracht der Ceremonie, daß er viele neue Hofbräuche einführte, die seit seiner Regierung meist noch immer beobachtet werden. Mehr frostig als ernsthaft, ließ er im Umgange, selbst in seiner Jugend, nie jene heitere Stirne blicken, welche schöne Tage verspricht, und uns für Prinzen beym ersten Anblicke so sehr einnimmt. Sein so wenig gefälliger Anstand hatte nichts Anziehendes für Fremde. Schon in seiner zarten Jugend, als er, auf seiner ersten Reise nach den Niederlanden, den französischen Hof besuchte, bezeigte er sich daselbst gegen alle Ehren und Liebkosungen, womit man ihn überhäufte, so fühllos, daß die Franzosen seines abgeschmakten Umganges bald überdrüssig wurden. Auch die Engländer nahm er so wenig für sich ein, daß sie ihn kaum noch der Ehrfurcht würdigten, die sie seinem Stand schuldig waren. In vertraulichen Gesprächen nannten ihn viele bloß der Königin Ehemann. Er ist, sagten andere, nur für den Spanier, wie dieser auch nur für ihn gemacht. Sehr selten ließ er jemand vor sich; in Gesellschaft sprach er wenig, und auch das Wenige mit abgebrochenen einsylbigen Worten. Sein Geist war immer gespannt, immer voll Mißtrauen und Argwohn. Selbst bey denjenigen, die unter ihm arbeiteten, trieb er seine scrupelhaften Bedenklichkeiten so weit, daß er vieles, es sey nun aus Mißtrauen, oder weil er es völlig nach seinem Geschmacke geschrieben wissen wollte, selbst schrieb. Sein Aufsaz war nicht zu tadeln. Doch war die Kürze eben die Tugend seiner 1556.

1556. Schreibart nicht. Alle seine Briefe waren sehr weitschweifig. Man warf ihm vor, daß er, für einen König, zu viel schreibe; und man könnte noch hinzusezen, für jeden andern Staatsmann. Zum Beweise dienen verschiedene Mißive von seiner Hand, die man unter den Papieren des Cardinals von Granvelle, an den sie geschrieben worden, gefunden hat. Einer derselben füllt 18. Seiten, und enthält, statt der beträchtlichen Summen, die Granvelle begehrt hatte, weiter nichts als ein Jubileum. Die Bescheide unter den Bittschriften, die durch seine Hände giengen, hatten die Gestalt und Größe eines Commentars. Allen seinen Geheimschreibern legte er die äußerst beschwerliche Pflicht auf, von allem, was auf ihren Schreibstuben den Tag durch vorgegangen, schriftlichen Bericht abzustatten. Allein so unermüdet diese arbeiteten, so häufig sie einberichteten, ja so arbeitsam auch der König selbst war, so unentschlossen und langsam war er in allen seinen Geschäften. Alle Tage hielt er Junten und Rathsversammlungen, ohne das mindeste zu beschließen. Immer behielt er sich die Entscheidung vor, und oft erst lange darnach ließ er sich, bloß um das Ansehn zu haben als wenn ihn seine eigenen Einsichten dazu bestimmt hätten, die Meynung des einen oder des andern gefallen; denn auf den Ruhm der Selbsterfindung war er überaus eifersüchtig. Umsonst schikten in dringenden Angelegenheiten seine Gesandten und Bevollmächtigten an fremden Höfen ihm Boten über Boten zu. Gewöhnlich ließ er diese eine gute Zeit warten, und fertigte sie endlich mit Antworten ab, die oft noch sehr zweydeutig waren. Die Größe des Schadens, den er sich durch seine Unentschlossenheit und Langsamkeit zugezogen, werden wir in der Folge sehen.

Was endlich noch die Religion betrift, so begei- 1556.
sterte ihn der Titel eines Katholischen Königes so sehr, daß er ihn mit aller Gewalt, so figürlich er auch war, nach dem Wortverstand überall geltend machen wollte. Er wußte sich so viel damit, daß er in seinen Briefen an die Statthalterin, an den Cardinal von Granvelle, an den Staatsrath und verschiedene andere, die feyerliche Erklärung that: Er wolle lieber alle seine Königreiche verlieren, ja eher sterben, als im katholischen Glauben, oder in der Kirchenzucht auch nur die geringste Veränderung dulden. Diese Heftigkeit seines Religionseifers läßt sich aus seiner Erziehung und den damaligen Zeitumständen leicht erklären.

Die Begriffe, die er in Spanien empfangen und in die Niederlande mitgebracht hatte, waren den Vorurtheilen seiner Nation angemessen. Von seiner Kindheit an unterhielt man ihn mit Erzählungen von den Unruhen, die während der Minderjährigkeit seines Vaters, und auch nachher, Spanien verwüstet, und von den schreyenden Ungerechtigkeiten, wozu denselben sein unbegränztes Vertrauen in die flamändischen Minister verleitet hatte.

Auf alle diese Begebenheiten, die dem Prinzen noch in frischem Andenken waren, folgten Carls Kriege mit Frankreich, den deutschen Reichsfürsten und andern Mächten. Diese hießen in Spanien lauter Religionskriege, so wie überhaupt alle Feinde des Kayfers Ketzer. Zum Unglücke herrschten auch damals an den Grenzen der Niederlande alle Greuel der Kirchenspaltungen. Die Wiedertäufer und Lutheraner in Deutschland, die Calvinisten in Frankreich, und die Schismatiker in England, hatten in

1556. allen diesen Reichen die blutigsten Kriege erreget. Der Flor der Handlung, wodurch die Niederlande so genau mit denselben verbunden waren, öffnete den Neuerungen von allen Seiten die Bahn. Unmöglich konnte man hindern, daß nicht irrige Lehrbegriffe aus der Nachbarschaft auf hundert Wegen sich einschlichen, und unter tausenderley Gestalten ihr Gift in den Niederlanden verbreiteten.

Doch bis hieher hatten diese Erscheinungen die äusserliche Ruhe noch nicht gestört, und die Ansteckung war so sehr noch nicht zu fürchten, daß der Monarch sich hätte ins Mittel schlagen, und, auf die Gefahr der Unzeit hin, unnöthige Gewalt brauchen sollen. Indessen schwebten dem Könige die Religionsunruhen in Frankreich, wovon er immer genaue Nachrichten einzog, beständig vor Augen. Ihm schien die einzige Ursache einer so schrecklichen Zerrüttung diese zu seyn, daß man gleich Anfangs zu viel Nachsicht gebraucht, anstatt, daß man das Uebel sogleich in der Geburt mit Gewalt hätte ersticken und tilgen sollen. „Laßt uns durch das Beyspiel unserer Nachbaren „klug werden", schreibt er an Granvelle: „Wir „müssen ganz entgegengesezte Maaßregeln nehmen".

Er hatte nach seiner Vermählung mit der Königin Maria sein Hoflager in England. Auch hier sah er schrekliche Trauerspiele, welche aus gleichen Ursachen unter der Regierung Heinrich VIII. seines Schwiegervaters aufgeführt wurden; jämmerliche Auftritte des gekränkten Stolzes, des gereizten Religionseifers, des ewigen Zwistes zwischen Gesezen und Foderungen einer Nation, die im Besize so großer Freyheiten keinem Herrn, den sie nicht selbst beherrschte, gehorchen wollte. Auch wußte er, wie

sehr

sehr ein Staat durch Religionsveränderungen erschüt- 1556.
tert wird, die, wenn sie nicht schon die Empörung zur Gefehrtin haben, ihr doch immer zum Vorwande dienen.

In Absicht allen diesen Uebeln in den Niederlanden vorzubeugen, glaubte er ein Mittel ausgedacht zu haben, wodurch die Grundfeste des katholischen Glaubens vor allen Erschütterungen gesichert, und die Großen wie das Volk in den Schranken des Gehorsams gegen die Kirche so wohl als gegen den Monarchen erhalten werden könnten. Allein das Mittel war gewaltsam, zu frühzeitig, und deswegen vielleicht gefährlicher als das Uebel selbst, dem er dadurch steuern wollte. Indessen gaben die Schmeichler unter seinen Ministern einem Plane, der ihr Privatinteresse und den Nationalhaß begünstigte, ihren vollkommenen Beyfall. Ihre tägliche Sorgfalt war, den König in seinem Eifer zu stärken. Und wie leicht war es ihnen, die Niederländer bey ihm, dem sie schon so verdächtig waren, durch persönliche Verleumdungen noch mehr anzuschwärzen. Doch die Zeit der Ausführung war noch nicht vorhanden. Auf Hoffnung günstiger Umstände mußte man noch die Larve gebrauchen, und die Räder der Maschine im Verborgenen einrichten.

Inzwischen hatte der König seit seiner Thronbesteigung den Krieg, welcher schon seit d. J. 1551. vornehmlich in Italien und Picardie wider Frankreich geführet wurde, fortgesetzt. Im J. 1557. er- 1557.
hielt er bey St. Quentin einen der herrlichsten Siege, die je über die Franzosen erfochten worden. Er hatte denselben zweyen tapfern Feldherren, Emanuel Philiberten Herzogen von Savoyen, und dem Gra-

1557. sen von Egmond zu danken. Jener, der den Oberbefehl führte, versammelte anfangs seine Truppen in Hennegau, und lokte durch falsche Drohungen die feindliche Macht in Champagne. Seine wahre Absicht war auf St. Quentin, eine der wichtigsten Grenzfestungen, gerichtet. So bald er sah, daß ihm seine List gelang, wandte er sich plözlich zur Rechten, fiel mit erzwungenen Märschen in Pikardie ein, schikte seine Reuterey voraus den Plaz zu berennen, und unternahm endlich mit seiner ganzen Armee die förmliche Belagerung. Dieser Stadt, die damals wohl befestigt und in gutem Vertheidigungsstande war, mangelte es bloß an hinlänglicher Besatzung. Vergebens glükte es dem Admiral Coligni, der in der Nähe war, mit einer ansehnlichen Verstärkung, und nachher auch Andeloten seinem Bruder, den Montmorenci schikte, mit dem Reste seiner geschlagenen Mannschaft, sich in die Stadt zu werfen. Aller Muth, womit sie die Belagerten beseelten, war viel zu schwach, die Unternehmung eines überlegenen und mit allem Vorrathe reichlich versehenen Feindes zu vereiteln. Selbst der Connetabel von Montmorenci, welcher sich mit der ganzen Armee näherte, erkannte nach einem mißlungenen Angriffe die Unmöglichkeit, den Plaz zu entsezen, und zog sich nach la Fere zurük. Dies war der günstige Augenblick, den Philibert so wohl zu benuzen wußte. Unter Anführung des Grafen von Egmond eilte die Reuterey voraus, fiel dem Feinde, der schon in vollem Marsche war, in den Rücken, und gewann durch ihr anhaltendes Gefecht, dem Herzoge, der das Fußvolk anführte, Zeit, sich mit ihr zu vereinigen. Den Franzosen gebrach es an Muth nicht, dem Feind in vol-

liger Schlachtordnung die Spize zu bieten. Nur die Ueberraschung machte ihnen Mühe, sich zu stellen. Ein großes Geschwader begab sich in vollem Lauf an den ihm angewiesenen Plaz. Diese Hize, dem Feind zu begegnen, hielten die nächsten für Flucht, flohen, und theilten auch den übrigen ihre Bestürzung mit. Egmond sezte mit Ungestüm den Flüchtlingen nach, drängte sie in die vordern Haufen ein, und verbreitete Schrecken und Tod unter die sämtliche Reuterey. Auf ihre Niederlage folgte bald der vollständige Sieg. Denn, von Philiberten unterstüzet, war es ihm nun leicht, auch das Fußvolk auf das Haupt zu schlagen, welches Montmorenci bisher noch in guter Fassung erhalten hatte. Nebst ungefehr 4000. Getödteten, worunter sich der Herzog von Anguien und 600. Edelleuthe befanden, zählte man über 3000. Gefangene, und unter diesen den Connetabel selbst, die Marschälle von Albon und von St. Andre, und viele andere Herren von Stande. Alles Geschüz und Gepäke wurde erbeutet. Philipp entzükt vor Freude über einen so herrlichen Sieg, that damals dem H. Lorenz, an dessen Tag er erfochten wurde, das berühmte Gelübd, welches er nachher durch Erbauung des prächtigen Escurials, das er ihm widmete, mehr als königlich erfüllet hat. Die Stadt St. Quentin vertheidigte sich noch sechszehen Tage mit rühmlicher Tapferkeit. Endlich gieng sie im Sturm über, und der Admiral mußte sich nebst noch etlichen hohen Stabsofficieren zu Gefangenen ergeben. 1557.

Mit gleichem Glücke schlug Egmond den 12. Heumonath des folgenden Jahres in dem blutigen Treffen bey Gravelingen die ganze französische Armee. Ihr Anführer selbst, der Marschall von Termе, wurde verwundet und gefangen. 1558.

1558. So viele auf einander folgende Niederlagen nöthigten Frankreich, Frieden zu suchen. Montmorenci und Coligni wurden in ihrer Gefangenschaft bevollmächtigt, mit Spanien in Unterhandlungen zu treten. Jener betrieb dieses Geschäft aus persönlichen Ursachen mit besonderm Eifer. Er war, wie die Denkbücher seiner Zeiten melden, seiner Gefangenschaft, oder vielmehr seiner Abwesenheit von Hofe, wo inzwischen die Herren von Guise sich alle Gewalt anmaaßten, äusserst überdrüßig. Da er wußte, daß diese, bloß um ihn noch länger von Hof entfernt zu halten, zur Fortsezung des Krieges ihr Aeusserstes anwandten, so konnte ihm nichts willkommener seyn, als dieser Auftrag. Kaum hatte er seine Vollmacht in Händen, so schloß er, um die Maaßregeln seiner Gegner zu verwirren, den Frieden mit einer der Ehre Frankreichs sehr nachtheiligen Eilfertigkeit. Aus bloßer Formalität traten von beyden Seiten zahlreiche Gesandtschaften zu Vaucelles, nahe bey Chateau
1559. Cambresis, in Unterhandlungen. In Chateau Cambresis selbst aber wurden den 3. April 1559. die Bedingungen mit gewöhnlichen Feyerlichkeiten unterzeichnet.

Der König von Spanien hielt sich seit dem Antritte seiner Regierung immer noch in den Niederlanden auf, und ließ sich inzwischen von den Gesezen, Sitten und Gebräuchen des Landes einen genauen Unterricht geben. Ja, nicht zufrieden mit den umständlichen Berichten, durchreiste er während dieses Krieges, um alles selbst in Augenschein zu nehmen, die sämtlichen Niederlande, ließ sich von Hauptstadt zu Hauptstadt in eigener Person huldigen, leistete jeder für ihre Rechte und Freyheiten den ge-

wöhnlichen Eid, und sammelte so, selbst in den entlegensten Provinzen, die deutlichsten Kenntniße von der Stärke und Schwäche dieser Nation ein. Der ganze Hof begleitete ihn auf diesen Reisen. Die Huldigungsceremonien geschahen überall mit größer Pracht, worin es jede Provinz der andern vorzuthun trachtete. 1559.

Der vortheilhafte Frieden, welcher die Niederlande künftighin vor feindlichen Einfällen sicherte, erlaubte nun dem Könige, die Reise nach Spanien anzutreten. Billig hätte dieser Frieden ihn auch bewegen sollen, seine der innern Ruhe dieser Provinzen so gefährlichen Projekte fahren zu lassen. Allein er änderte sein Vorhaben so wenig, daß er sich vielmehr, zu desto glücklicherer Ausführung desselben, mit Frankreich in geheime Verträge einließ. Da er diese Macht ziemlich gedemüthiget hatte, so durfte er ohnehin keine Hindernisse von ihrer Seite besorgen. Sein Eifer entbrannte auch zu einer Zeit, da man sich am wenigsten dazu versah; denn überall herrschte Ruhe und Sicherheit. Allein die Minister wollten die Früchte, die sie sich insbesondere davon versprochen, nicht verlieren. Der Friede war kaum unterzeichnet, als man zu Rom schon heimlich an der Errichtung neuer Bisthümer arbeitete. Dies war der erste Artikel jenes geheimnißvollen Planes, wodurch einst die Ruhe der Niederlande so sehr gestört werden sollte. Doch, wir gedenken dieser Neuerung hier nur im Vorbeygehn. Zuvor haben wir noch von wichtigen Anstalten, die Philipp bey seiner Abreise vorkehrte, desto umständlicher zu handeln, je größere Gährungen sie erregten, ehe er noch mit seinem Plan in das Licht trat.

1559. Emanuel Philibert ist in diesem Friedensschlusse von Frankreich besonders wohl bedacht worden. Heinrich II. gab ihm nicht nur das Herzogthum Savoyen, und alle übrigen Landschaften, die er während des Krieges in Besiz genommen hatte, wieder zurük, sondern auch seine Schwester, Margaretha, Herzogin von Berry, zur Ehe. Um die dadurch erledigte Generalstatthalterschaft bewarben sich nun der Prinz von Oranien, der Graf von Egmond, und die Herzogin von Lothringen mit gleichem Eifer.

Diese lezte war die Prinzessin Christina von Dänemark, König Christian II. und der Isabella, Kayser Carl V. Schwester-Tochter. Sie hatte zur ersten Ehe Franz Sforza Viscomti, Herzog von Mayland. Nach dessen Tode vermählte sie sich zum zweyten Male mit Franz dem Herzoge von Lothringen. Seit d. J. 1545. aber war sie wieder eine Wittwe.

Nach dem Urtheile des Publikums gebührte die Wahl dem Grafen von Egmond. Er selbst schmeichelte sich auch nicht ohne Grund, daß seine noch frischen Lorbern, die Siege bey St. Quentin und Gravelingen, ihm zur beßten Empfehlung dienen würden. Aber auch dem Prinzen von Oranien fehlte es weder an Verdiensten noch an Freunden, die sie geltend machen konnten. Jedoch als ein großer Staatsmann, war er zu klug und zu scharfsinnig, um nach den damaligen Umständen nicht einzusehen, daß sich kein Flamänder zu dieser Stelle Hofnung machen dürfte. Eben diese Einsichten bewogen ihn, zugleich mit Verzicht auf seine Ansprüche, die Wahl auf die Herzogin von Lothringen zu lenken. Ge-

länge es ihm mit ihr, so dachte er dann ihre Toch- 1559.
ter zu heurathen; denn er war, von seiner ersten Ehe her, ein Wittwer. Der König ließ, nach seiner Gewohnheit, die Mitwerber in langer Erwartung. Endlich erfuhr man, daß diese Statthalterschaft der Herzogin von Parma zugedacht wäre, deren Ankunft aus Italien man täglich erwartete.

Diese Prinzessin, Margarerha von Oestreich, war eine natürliche Tochter Carls V. welche er in seiner Jugend, vier Jahre vor seiner Verehelichung, mit einem Frauenzimmer aus Oudenarde, Margarerha van der Genst genannt, erzeuget hatte. Sie wurde Anfangs zu Brüssel von der Madame von Savoyen, und nachher, auf die Empfehlung ihres Vaters, von ihrer Muhme der verwittibten Königin von Hungarn und Statthalterin der Niederlande, erzogen. Durch ihre Vermählung mit Alexandern von Medicis, damaligem Herzoge von Penna im Königreiche Neapel, wurde sie das Pfand und Siegel der Aussöhnung des Kayfers mit Pabst Clemens VII. Sie hatte damals nicht mehr als zehn oder eilf Jahre. Ihr Gemahl aber war im sieben und zwanzigsten. Dieser Alexander wurde für einen Neffen Ihrer Heiligkeit gehalten. Man hat aber triftige Gründe zu glauben, daß Ihre Heiligkeit sein leiblicher Vater war. Die Vermählung wurde erst einige Jahre nach dem Vertrage vollzogen, als Alexander den neuen herzoglichen Stul von Florenz bestieg, der ihm aus den Trümmern seines Vaterlandes, einer unglüklichen Republik, erbauet wurde. Sein Beruf und seine Person waren den Florentinern gleich verhaßt; und da er sich durch ein ausgelassenes Leben noch unerträglicher machte, so wur-

1559. de er noch in dem Jahre seiner Vermählung 1531 durch einen seiner Vettern in seinem Bette ermordet.

Sieben Jahre darnach stiftete Pabst Paul III. eine zweyte Vermählung, welche an Sonderbarkeit des Alterverhältnisses der ersten nichts nachgab. Sie hatte nun zwanzig, und Don Octavio Farnese, sein Enkel, erst dreyzehn Jahre.

Auf ihre Ernennung zur allgemeinen Statthalterin folgte nun die Wahl der besondern Statthalter für jede Provinz. Der Prinz von Oranien behielt Holland und Seeland, und bekam noch Utrecht dazu. Dem Grafen von Egmond blieb Flandern und Artois. Dem Grafen von Mansfeld wurde Luxemburg; dem Freyherrn von Molembais Hennegau; dem Grafen von Aremberg Friesland; und den Freyherren von Courieres und von Montigni das französische Flandern zu Theil. Der leztere erhielt noch ins besondere Tournais und Tournesis. Die Grafen von Ostfriesland und von Barlaimont wurden über die Provinzen Limburg und Namur gesetzt. Geldern und Zutphen blieben ledig. Denn ihren vorigen Statthalter, den Grafen von Horn, nahm der König nach Spanien mit; und erst einige Zeit darnach besetzte er seine Stelle mit dem Grafen von Meghem.

Nach dieser Versorgung der Provinzen schritt Philipp zur Wahl der Befehlshaber über die Truppen. Die Flamändische Reuterey bestuhnd aus 14. Standarten, oder, wie man sie damals nannte, Banden, und betrug überhaupt 3000. Mann. Diese Reuterey hatte durch ganze Europa einen grossen Namen. Ihre Verdienste hatte Carl V. in seinen Kriegen schätzen gelernt. Jeder Statthalter der Pro-

vinzen bekam den Befehl über eine Bande. Die 1559.
übrigen gab Philipp etlichen Grossen von Flandern.
Die Regierung vertheilte er in drey von einander unabhängige Rathsstuben. Jeder gab er ihr besonderes Fach. Jeder bestimmte er auf das genaueste die Schranken ihrer Gewalt, und beugte so allen Eingriffen der einen in die Rechte der andern vor. Zum Staatsrath erwählte er den Prinzen von Oranien, die Grafen von Egmond und von Horn, Anton Perrenot von Granvelle, Bischof von Arras, den Grafen von Barlaimont; und zum Oberpräsidenten Viglius von Zuichem. Insgeheim aber bildete er aus den drey letztern noch einen besondern Rath, die Consulte. Die Statthalterin bekam geheime Befehle, in gewissen Fällen diese letztern allein zu Rathe zu ziehen. Ja, auch in Fällen, welche den ganzen Rath angiengen, durfte sie ohne Genehmigung der Consulte nichts beschliessen. Allein das Geheimniß dieser Einrichtung blieb nicht lange verborgen. Allem Ansehn nach ließ man es mit Vorsatz ruchtbar werden. Doch auch ohne den Vorsatz leuchtete die Absicht sogleich jedermann in die Augen; und was man anfangs mit so gutem Grunde vermuthete, bestätigte nachher die Erfahrung. Barlaimont (so urtheilte man damals) ist, nach dem Eifer, womit er dem Finanzwesen vorsteht, oft abwesend, und ohnehin ein grosser Freund des Bischofs; Viglius, ein grosser Gelehrter, sonst auch ein rechtschaffener Mann, opfert die Gründlichkeit seiner Einsichten der Neigung, sich gefällig zu machen, als ein feiner Staatsmann leicht auf. Solchergestalt ist es ja der Bischof allein, welcher die ganze Consulte nach seinem Belieben stimmt.

1559. Ich erinnere mich bey dieser Gelegenheit eines poßierlichen Vorfalls, welcher ihm nach zwanzig Jahren bey gleicher Gelegenheit begegnete. Vielleicht ist es dem Leser nicht unangenehm, wenn ich ihn hier einschalte. Im J. 1581. nach dem Tode Cardinal Heinrichs des letzten Königes von Portugal, eroberte er dies Reich, worauf er die nächsten Ansprüche zu haben glaubte, ohne Schwerdtstreich, und kam, um die Huldigung einzunehmen, in eigener Person; doch nicht mit dem steifen Anstande des spanischen Philipp II. Er nahm, es sey nun aus eigenem Antrieb, oder durch gute Rathgeber dazu bewogen, ein ganz entgegengesetztes Betragen an. In portugiesischer Kleidung, mit portugiesischer Leutseligkeit zog er überall zu Pferd ein; hielt sich überall auf; ließ jedermann vor sich; gab den Portugiesen vor allen andern Audienz und empfieng ihre Abgeordneten so feyerlich als die vornehmsten Gesandten. Den Tag nun, da er von Elvas nach Campo Major ritt, trat ihm ein Weib vom niedrigsten Pöbel in den Weg, stellte sich vor sein Pferd hin, und schrie ihm auf portugiesisch zu: „Olhay Senhor „que vos queremos verceme os ontros. (Haltet, „Sire! wir haben so gut Lust euch zu sehen, wie „die andern„). Ein anderes Weib zu Santarem stellte sich ihm entgegen, sah' ihm starr ins Angesicht, und schrie: „Ey, es ist doch schade, daß so „ein Herr, wie Ihr seyd, unter den verfluchten „Castilianern regiert„. Philipp lächelte den heroischen Weibern mit herablassender Mine Beyfall zu. Aber man stelle sich dies systematische Lächeln vor! Er hatte zwar zu Haus beschlossen, in Portugal guter Laune zu seyn. Allein über dergleichen

Freyheiten Vergnügen zu äussern, dazu mag er sich 1559.
wohl nicht gefaßt gemacht haben.

Wir kehren wieder zu unserer Geschichte zurücke. Nun machte sich alles reisefertig. Der König berief auf den folgenden Monath August (1559.) die sämtlichen Staaten nach Gent, wo er die Herzogin von Parma, seine Schwester, in ihre Würde feyerlich einzusetzen, den Staaten die letzten Verhaltungsbefehle zu geben, und dann von ihnen Abschied zu nehmen gedachte. Jedoch noch vor dieser Versammlung erhub sich ein Sturm, ein Vorläufer kommender Ungewitter. Zwar seiner Natur nach war er eben so drohend nicht, daß man die schrecklichen Folgen, die er nach des Königes Abreise hatte, gleich im Anfang hätte befürchten sollen. Einen Aufruhr dieser Art zu stillen, hätte man zu jeder andern Zeit Mittel genug finden können. Allein Gemüther, die einmal in Hitze gerathen sind, entrüstet jeder Widerspruch.

Nach geschlossenem Frieden, da man einer so starken Armee nicht mehr bedurfte, dankte der König die deutschen und andere fremden Truppen ab, und schickte etliche spanische Regimenter nach Haus. Nur drey oder viertausend Mann von jenem alten spanischen Fußvolk, das damals in so grossem Rufe stand, wünschte er sehr, im Lande lassen zu können. Voll von seinen Entwürfen, sah er wohl, wie unentbehrlich ihm in der Ausführung diese Mannschaft werden könnte. Ihr Abzug verzog sich von einer Zeit zur andern. Sie kantonirten an den Grenzen Frankreichs, und begiengen grosse Ausschweifungen. Von allen Orten liefen bittere Klagen wider sie ein. In der That waren sie auch von dem ersten Anführer an bis zu den Gemeinen dem Lande sehr zur

1559. den, dauerte drey Tage vom 23. bis 25. Heumonath. Es war aber auch das letzte. Denn in den folgenden Zeiten haben der König und die Ordenshäupter, aus päbstlichem Indult, ihre Ritter ohne Zuziehung des Capitels ernannt. Während dieser Feyerlichkeiten langten die Abgeordneten der Staaten aus ihren Provinzen nach und nach an, und auf den bestimmten Tag schritt man zur Versammlung, welche mit grossen Ceremonien gehalten wurde.

Nach feyerlicher Bekleidung der Herzogin von Parma mit der Würde einer allgemeinen Statthalterin, trat Granvelle, als Wortführer des Königes, auf; empfahl den Staaten auf das nachdrücklichste, die alte katholische Religion, als ein unschätzbares Erbgut ihrer Vorfahren; schärfte ihnen eine pünktliche Beobachtung und Handhabung der Placaten ein, welche er selbst so wohl als sein Vater zur Festhaltung derselben ergehen lassen, ermahnte sie zum Gehorsam gegen die Statthalterin, und versprach ihnen seine Zurükkunft in die Niederlande.

Die nämlichen Befehle und Ermahnungen gab der König auch dem zu Gent seinen Siz habenden Rathe von Flandern. Vorher schon hatte er in gleicher Absicht von Brüssel aus eine Reise nach Mecheln gethan, und dem hohen Rathe daselbst beygewohnt. An die Gerichtshöfe, wo er nicht hinkam, fertigte er Umlaufschreiben ab, die zum Ueberfluß auch den andern ertheilt wurden.

Doch in allen diesen Predigten und Briefen blieb der König wohl bedächtlich bey allgemeinen Ausdrüken. Ueberall waren es die zwey Hauptpunkten: Die Aufrechthaltung des katholischen Glaubens, und die pünktliche Befolgung der Placaten. Nirgends

gends werden diese Punkten näher bestimmt. Nie- 1559.
mand wird zu besondern Mitteln angewiesen, wo-
durch die Religion aufrecht gehalten werden sollte.
Indessen waren es doch eben diese Mittel, womit
man sich damals im geheimen Cabinete vornämlich
beschäftigte. Auch die Staaten beobachteten dar-
über ein tiefes Stillschweigen. Desto dreister aber
drangen sie auf die Räumung der Niederlande von
allen fremden Truppen. Sie stüzten sich auf das
Beyspiel seines Vaters, welcher die festen Pläze auch
nur mit Nationaltruppen besezt hatte. Auch von dem
Staatsrathe sollten alle Fremden ohne Unterschied
ausgeschlossen werden. Diese Foderung schien gera-
dezu Granvellen zu treffen. Er war aus Franche
Comte gebürtig, und hatte schon eine Menge Nei-
der und Feinde.

Die Dreistigkeit dieser Foderungen, die man so öf-
fentlich und einmüthig that, kränkte den König auf
das empfindlichste. Er antwortete bloß auf den er-
sten Artikel, und versprach, das Land binnen vier
Monathen von seinen Truppen zu räumen. Von dem
Geheimniße seiner Projekte ließ er inzwischen, viel-
leicht um die Gemüther zu erforschen, unter der Hand
etwas auskommen. Allein zu seinem größten Ver-
druß erfuhr er, daß die Einführung solcher Neue-
rungen unübersteigliche Hindernisse antreffen — daß
die Geistlichkeit, der Adel, und der Bürgerstand, um
den neuen Bischöfen, und allen Zunöthigungen des
römischen Hofes mit Nachdruk zu widerstehen, alle
ihre Kräfte aufbieten — ja, daß endlich das ganze
Volk, das sich vor dem bloßen Namen der Inqui-
sition schon entsezte, um sich vor ihr zu bewahren,
Himmel und Erde bewegen würde!

1559. So sehr der König die Langsamkeit an sich selbst billigte, so sehr tadelte er sie, wenigstens in dieser Angelegenheit, an dem römischen Hofe. Die Schöpfung der Bischöfe zog sich daselbst unter mancherley Schwierigkeiten, die man nicht vorher sehen konnte, in eine verdrießliche Länge. Indessen hatte sich der König, und vornämlich Granvelle, sein Minister, mit der Hofnung geschmeichelt, daß sie die Bulle vor der Abreise nicht nur erhalten, sondern auch noch würden in Vollziehung bringen können. Nun aber sah Granvelle wohl, daß die Last eines so verdrießlichen Auftrags auf ihn allein fallen werde. Obgleich der König den Staaten öffentlich versprochen, wieder zu kommen, so waren doch bey seiner Abreise wenige, die es glaubten. Eine Art von Ahndung (denn Grund konnte niemand angeben) gab fast der ganzen Nation die gemeine Rede in den Mund: Der König hätte auf immer Abschied genommen. Gewisse leere Gerüchte kündigen oft zufällig die größten Begebenheiten vorher. Ein bloßes Ungefehr giebt ihnen dann das ehrwürdige Ansehn der Weissagungen.

Doch so ganz ohne Grund wollte man nicht muthmaassen. Die einmal angenommene Meynung mußte unterstützt werden. Ueberhaupt nahm man bey Gelegenheit der neuen Staatsverfassung, bey so häufigen Beförderungen, an den meisten Beförderten fast eben so viel Unzufriedenheit wahr, als an denen, die es nicht geworden. In den verschiedenen Wahlen entdekte man zu viel Methode, und in der Einrichtung des Ganzen zu viel Genauigkeit. Alle Verhältniße der Theile schienen mathematisch abgemessen zu seyn. Alles schien große Anschläge anzukündigen, welche in des Königes Abwesenheit ausgeführt werden sollten.

Aus allen diesen Betrachtungen schloß man, daß der 1559.
König, eben so besorgt für die Sicherheit seiner Regierung in den Niederlanden, als entschlossen, nie wieder dahin zurükzukommen, die einheimischen Beamten, selbst durch ihre Amtstreue zu verpflichten gedächte, seine Absichten zu befördern, oder, nach der Sprache des Volks, ihnen die Arme zu fesseln, die sie sonst zum Dienste des Vaterlandes gebrauchen könnten. Diese Gerüchte zeugten in den Gemüthern bey der Abreise des Königes einen Kaltsinn, eine sich deutlich äussernde Gleichgültigkeit, er möge nun abreisen und wiederkommen, oder nicht. Er selber hingegen sehnte sich zwar sehr nach der Abreise, fühlte denn aber doch einen eben so starken Widerwillen, wenn er sah, wie unvollendet er sein Werk zurückließ, und wie verworren durch einander vieles noch da lag, das erst in seiner Abwesenheit sollte entwickelt und in Ordnung gebracht werden. Und kurz, man nahm deutlich wahr, daß er eben so unzufrieden mit sich selbst weggieng, als es seine Vasallen und Unterthanen mit ihm waren.

Nach einem monatlichen Aufenthalte zu Gent begab sich der König nach Vlissingen in Seeland, wo ihn die Flotte erwartete. Es begleiteten ihn dahin die Statthalterin, ihr Gemahl und Sohn, der Herzog von Savoyen, nebst ihrem zahlreichen Hofe, die einheimischen Ritter und die sämtlichen Abgeordneten der Staaten. Unter dem Gefolge befand sich auch der Prinz von Oranien. Aubery Herr von Mourier erwähnt in seinen Memoires pour servir à l'histoire de Hollande & des autres Provinces Unies, einer Unterredung, die der König bey dieser Gelegenheit mit dem Prinzen hielt. Sie ist so son-

1559. derbar, daß wir kein Bedenken tragen, sie hier einzurücken. Sein Vater, der sich lange als französischer Abgesandter im Haag aufgehalten, hat diese Anekdote von einem Vertrauten des Prinzen erhalten, welcher selbst gegenwärtig war. Hier ist sie:

„Der König von Spanien traf, da er eben im „Begriffe war, in das Schiff zu steigen, den Prinzen von Oranien am Weg an. Er ergriff diese „Gelegenheit, um ihm, zum Abschied, mit einer „Mine voll Unwillen zu bedeuten, daß er ihn für „den ansähe, durch dessen geheime Ränke die Ausführung seines Plans gehindert und alles in Verwirrung gebracht worden. Der Prinz antwortete „ehrfurchtsvoll, daß alles, was vorgegangen, aus „eigenem und einzigem Antriebe der Staaten geschehen wäre. Diese Antwort brachte den König aus „seinem gewöhnlichen Pflegma. Voll Zorn pakte er „ihn bey der Brust, schüttelte ihn, und sprach: „No, no los Estados, ma vos, vos, vos. (Nein, „nein, nicht die Staaten, Ihr, Ihr, Ihr"!) *Vos* ist bey den Spaniern ein verächtlicher Ausdruk; er ist das *toi* der Franzosen. „Der Prinz wünschte dem „König am Bord eine glükliche Reise. Mit ihm in „das Schiff zu treten, fand er bedenklich. Er blieb „also zurük und viele andere folgten seinem Beyspiele". Den 26. Aug. 1559. lief endlich die Flotte aus dem Hafen, und lieferte den König und sein ganzes Gefolg nach Spanien, wo er sich mit seinem Hofstaat auf immer niederließ. Vierzig folgende Jahre seiner Regierung waren eine mehr als vollkommene Bestätigung jenes ahndungsvollen Gerüchtes.

Da wir uns, an dem Leitfaden unserer Geschichte, nun jenem ungestümmen Meere nähern, dessen wilde

Fluthen sich schon zu erheben anfangen, so wird es 1559.
nicht undienlich seyn, wenn wir den Leser, ehe wir die Unruhen selbst beschreiben, zuvor mit der damaligen Lage der Gemüther, mit dem Genie und den Neigungen der Großen und des Volks, mit dem Charakter derer, welche in dem großen Trauerspiele die vornehmsten Rollen spielen, und endlich mit der Natur, den Triebfedern und Verbindungen der Vorfälle und Begebenheiten bekannt machen, welche nach und nach auf der Schaubühne erscheinen werden.

Was also erstlich die Lage der Gemüther betrift, so darf man sicher behaupten, daß die ganze Nation mißvergnügt war. Wenn wir uns hier in den gehörigen Standort sezen, und, von d. J. 1495. an, alle die verschiedenen Veranlassungen der zwey vorhergehenden Regierungen, wovon wir in dem ersten Buch einen kurzen Entwurf gegeben haben, wieder mit Einem Blik übersehen, so wird uns bey gegenwärtiger Lage jene alte Erbfeindschaft zwischen beyden Nationen, jener Haß, der immer so leicht Feuer fieng, und nun im Flammen ausbrach die nicht mehr zu löschen waren, sogleich in die Augen fallen. Zwar, wenn wir die Natur der lezten Vorfälle unter der Regierung Philipp II. betrachten, welche die Wetterwolken zusammengezogen, so waren sie eben nicht von der Art, die einen gleichen Eindruk auf die ganze Nation hätte machen können. Was einige Großen in Harnisch brachte, konnte dem Pöbel gleichgültig seyn. Was lag einem noch halb wilden Friesländer, oder so manchem andern einfältigen Landmann daran, ob etliche Bischöfe oder Aebte mehr oder weniger im Lande wären? Indessen waren doch dies die Mittel, wodurch man den Pöbel aufhezte, wel-

1559. cher immer von blindem Eifer getrieben, und vom Ansehn der Großen, wie von einem Instinkte, regiert wird. Durch die übermüthige Aufführung der Spanischen Truppen war derselbe ohnehin schon genug gereizt. Vom ersten Anführer bis zum Gemeinen übte diese Mannschaft eine despotische Gewalt über die Einwohner aus. Sie kitzelten sich mit der Vorstellung, daß nun die Zeit gekommen wäre, wo sie sich an der Flamändischen Regierung für alles das Böse, das sie ehedem von ihr hatten erdulden müssen, mit Nachdruke rächen könnten. Alle Umstände unter der jezigen Regierung schienen ihrer Rachgier günstig zu seyn. Auch trugen sie kein Bedenken, sich dessen zu rühmen. Der hohe Adel der Niederlande sah die drohende Gefahr, und rüstete sich schon von fernher zur Gegenwehr. Solchergestalt hatte der vierte bis dritte Theil der Nation, ausser den allgemeinen Gründen des Mißvergnügens, noch persönliche Ursachen genug, sich über den Troz, die Verachtung, die Zänkereyen, ja selbst über Kleinigkeiten zu beschweren, welche zu jeder andern Zeit von keinen Folgen gewesen wären. Jeder brachte seine besondern Klagen in gemeinschaftliche Rechnung; durch das Interesse der Familien und Freundschaften nahm der Anhang mit jedem Tage zusehends zu, so daß unvermerkt der größte Theil des niedern Adels, so wohl in den Städten als auf dem Lande, die meisten Magistratspersonen, und die begüterten Bürger, an den Maaßregeln zur gemeinschaftlichen Vertheidigung Theil nahmen. Nach solchen Vorbereitungen war es nun eine leichte Sache, auch den Pöbel noch zu gewinnen. Von allen Seiten konnte man ihm feindselige Absichten auf seine Freyheiten und Privilegien handgreiflich zeigen.

Dies ist der Stuffengang, den das persönliche 1559.
Mißvergnügen zu einer allgemeinen Verschwörung nahm. Brauchte man mehr, um die brennbaren Materien von allen Orten her auf Einen Haufen zu sammeln, welcher auf den ersten Wink in Brand aufgehen sollte? Und wie reiche Nahrung fanden die Flammen nicht im Innern des Landes sowohl, als in den benachbarten Staaten!

So viel von der Lage der Gemüther. Man könnte die ersten Gährungen schon mit der Regierung Philipp II. zugleich ihren Anfang nehmen lassen. Denn die vier oder fünf folgenden Jahre entdekten eigentlich nur die schon entworfenen Projekte, brachten die Spaltungen zur Reife und flochten alle Stände des Staates darin ein.

Um in der Folge der verdrießlichen Nothwendigkeit auszuweichen, den Faden der Geschichte an unschiklichen Orten abzubrechen, haben wir hier alle Betrachtungen über diesen Gegenstand auf einmal einschalten wollen.

Aus gleicher Ursache sammeln wir nun hier auch alles zusammen, was den Charakter der Personen aufklären kann, die an der Geschichte den größten Antheil haben.

Wilhelm von Nassau, Prinz von Oranien, der erste und furchtbarste von allen, ward in Deutschland gebohren, und von Lutheranern erzogen, zu deren Sekte sein Vater sich bekannt hatte. Sein Geschlecht ist zu berühmt, um sich dabey zu verweilen. Carl V. gab ihn in seiner zarten Jugend Maria, der verwittibten Königin von Hungarn, und Statthalterin der Niederlande, zum Hofknaben. In diesem Charakter diente er auch nachher ihrem Bruder

1559. dem Kayser selbst, und wurde durch seine liebenswürdigen Eigenschaften endlich dessen Vertrauter, und erklärter Günstling. Carl brauchte ihn in den wichtigsten Staatsgeschäften, und Wilhelm betrog die Erwartung seines Herrn nicht. Durch ihn gelangte er zu der reichen Erbschaft von Chalons Orange, jenes in beyden Burgunden und den Niederlanden so mächtigen Hauses, welches auf seinen Oheim, seinen Vetter, und dann von diesem auf ihn erbte. Der Zuwachs, den diese Herrschaft seinen übrigen Besitzungen gab, machte ihn zum reichsten Herrn in den Niederlanden. Seine prächtige Lebensart zeugte von seinen unermeßlichen Einkünften, und gab der Hoheit seiner Geburt und Würden einen hellern Glanz. Unter beyden Regierungen Carl V. und Philipp II. erwarb er sich nicht nur in Holland und Seeland, als Statthalter, sondern auch in Frankreich, England und anderwerts durch seine Gesandtschaften und übrigen Verbindungen eine allgemeine Liebe und Verehrung. In Deutschland insonderheit stuhnd er in dem größten Ansehen.

Er war ein Mann von aufgeklärtem Geiste, welcher mit der Entschlossenheit und Unerschrockenheit eines Helden die Kenntniße und den durchdringenden Verstand eines Staatsmannes verband. Auf einem Entschlusse, den er einmal nach reifer Ueberlegung gefaßt hatte, beharrte er unbeweglich fest. Unerschöpflich an Erfindung, unerschüttert in jeder Gefahr, blieb er auch in den größten Widerwärtigkeiten sich immer gleich. Man nannte ihn le Taciturne, weil er wenig sprach. Allein sein Stillschweigen war selbst Beredsamkeit; und wenn er redete, bezauberte er. Bey ihm traf das italiänische Sprichwort vollkommen ein;

Tacendo parla, parlando incanta. Ohne zu beyden 1559.
Seiten weder auf die übertriebenen Lobsprüche seiner Anhänger, noch auf die schwarzen Verleumdungen seiner Feinde zu achten, können wir aus seinen Thaten genug ersehen, daß Wilhelm von Nassau einer der größten Männer seiner Zeit war, welcher den Spaniern die sämtlichen Niederlande bis auf den kleinsten Flek würde entrissen haben, wenn er in seinen so großen Entwürfen und so heldenmüthigen Unternehmungen von andern nachdrüklich genug wäre unterstüzt worden. Wir werden in der Folge sehen, wie oft dieser Held nicht nur die völlige Last dieses so langwierigen und schreklichen Krieges, welcher mit so ungleichen Kräften wider die ganze Macht Spaniens geführet wurde, ganz allein trug; sondern auch einer damals so furchtbaren Monarchie so sehr die Wage hielt, daß endlich diese in einem schändlichen Meuchelmorde das einzige Mittel fand, sich mit Vortheil aus dem Gedränge zu ziehen.

Lamorall (Amurath) Prinz von Gaveren Graf von Egmond, war auch ein Ritter vom ersten Range. Sein Haus, welches ursprünglich aus Holland stammt, hatte der Provinz Geldern unabhängige Herzoge gegeben. Seine Mutter, Erbin des Hauses Luxemberg Fiemes, trug dessen unermeßliche und guten Theils noch vorhandene Güter in Flandern, in das Haus von Egmond über. Dieser Herr wurde in seinen Statthalterschaften Flandern und Artois ungemein verehrt. Ja, die Stimme der ganzen Nation hatte ihn, wie oben erwähnt worden, zu der höchsten Staatswürde ernannt, welche nachher der Herzogin von Parma zu Theil ward. Er führte einen glänzenden Hofstaat, und verdiente in

1559. aller Rükſicht den Namen eines Großen. Edel und erhaben in ſeinen Geſinnungen, aufrichtig und freymüthig in der Freundſchaft, leuthſelig im Umgang und dienſtfertig gegen jedermann, verband er mit allen dieſen Tugenden die bewundernswürdige Eigenſchaft eines Helden. An den großen Siegen, die er über die Franzoſen und andere Feinde erhalten, hatte ſeine vortrefliche Aufführung und ſein unerſchrokener Muth den größten Antheil. Deſto verdienſtlicher hätten ihm dieſelben bey ſeinem Monarchen billig ſeyn ſollen. In Vergleichung mit dem Prinzen von Oranien hatte er zwar den aufgeklärten weitausſehenden Geiſt nicht, den dieſer beſaß. Der Prinz war unſtreitig feiner, vortreflicher im Cabinete; allein der Graf war größer im Felde. Vor dem Anfange der Unruhen ſtuhnden ſie nicht im beßten Vernehmen mit einander. Dann aber vereinigte ſie das gemeinſchaftliche Intereſſe mit unauflöslichen Banden. Ihre fehlgeſchlagene Hofnung zur Generalſtatthalterſchaft zeugte bey beyden, nach gleichen Bemühungen, auch gleichen Verdruß. Des Vertrauens beraubt, das ſie unter Carl V. genoſſen, und worauf ſie ſo gerechte Anſprüche hatten, ſahen ſie ſich nun dem Verdachte des ganzen Hofes ausgeſezt, und von jedermann beobachtet. Dieſe gemeinſchaftliche Gefahr ſtiftete zwiſchen beyden die vertrauteſte Freundſchaft. Man hat Briefe an die Statthalterin gefunden, worin ihr der Spaniſche Hof Verhaltungsregeln giebt, wie ſie dieſe zwey Freunde wider einander aufbringen, und eine für Spanien ſo gefährliche Verbindung trennen ſollte. Allein alle ihre Bemühungen waren vergeblich; das Band war zu feſt geknüpft.

Philipp von Montmorenci, Graf von Horn, 1559.
Oberbefehlshaber über die Seemacht, ein tapferer und bis zur Verwegenheit kühner Kriegsmann, hatte dem Hof in verschiedenen Kriegen große Dienste geleistet. Er war eine Zeitlang Statthalter von Geldern und Zutphen. Da er aber, wie schon gemeldet worden, den König nach Spanien begleiten mußte, wo er bey zwey Jahren blieb, so vertrat unterdessen der Graf von Meghem seine Stelle. Dieser Umstand erregte bey ihm ausser dem allgemeinen Mißvergnügen, noch einen persönlichen Unwillen wider Granvellen. Während seines Aufenthalts in Spanien lernte er den Boden, worauf er verpflanzt worden, gründlich kennen, und machte durch seine Bekanntschaft mit einem Sekretar, den der König viel brauchte, große Entdeckungen. Man will sogar behaupten, daß er mit dem königlichen Prinzen Don Carlos ein geheimes Verständniß unterhielt. Der Prinz von Oranien zog in der Folge aus dem Briefwechsel, den er daselbst errichtet hatte, große Vortheile. Der unruhige und partheysüchtige Geist dieses Grafen fieng sogleich die ersten Funken der Empörung auf. Seine Heftigkeit riß ihn aber oft zu weit fort. Ueberhaupt spielte er seine Rolle sehr ungleich, und man mußte ihm, bloß aus Furcht es mit ihm zu verderben, viel nachsehen. Sein Bruder, Florenz von Montmorenci, Freyherr von Montigni, wurde von der Herzogin und den Staaten zu zweyen Malen nach Spanien gesandt. Auf seiner zweyten Reise kam er mit dem Markgrafen von Berghem, seinem Reisefährten, um das Leben. Von ihm werden wir, unter der Statthalterschaft des Herzoges von Alba, zu reden Gelegenheit finden. So

1559. aller Rükſicht den Namen eines Großen. Edel und erhaben in ſeinen Geſinnungen, aufrichtig und freymüthig in der Freundſchaft, leuthſelig im Umgang und dienſtfertig gegen jedermann, verband er mit allen dieſen Tugenden die bewundernswürdige Eigenſchaft eines Helden. An den großen Siegen, die er über die Franzoſen und andere Feinde erhalten, hatte ſeine vortrefliche Anführung und ſein unerſchrokener Muth den größten Antheil. Deſto verdienſtlicher hätten ihm dieſelben bey ſeinem Monarchen billig ſeyn ſollen. In Vergleichung mit dem Prinzen von Oranien hatte er zwar den aufgeklärten weitausſehenden Geiſt nicht, den dieſer beſaß. Der Prinz war unſtreitig feiner, vortreflicher im Cabinette; allein der Graf war größer im Felde. Vor dem Anfange der Unruhen ſtuhnden ſie nicht im beßten Vernehmen mit einander. Dann aber vereinigte ſie das gemeinſchaftliche Intereſſe mit unauflöslichen Banden. Ihre fehlgeſchlagene Hofnung zur Generalſtatthalterſchaft zeugte bey beyden, nach gleichen Bemühungen, auch gleichen Verdruß. Des Vertrauens beraubt, das ſie unter Carl V. genoſſen, und worauf ſie ſo gerechte Anſprüche hatten, ſahen ſie ſich nun dem Verdachte des ganzen Hofes ausgeſezt, und von jedermann beobachtet. Dieſe gemeinſchaftliche Gefahr ſtiftete zwiſchen beyden die vertrauteſte Freundſchaft. Man hat Briefe an die Statthalterin gefunden, worin ihr der Spaniſche Hof Verhaltungsregeln giebt, wie ſie dieſe zwey Freunde wider einander aufbringen, und eine für Spanien ſo gefährliche Verbindung trennen ſollte. Allein alle ihre Bemühungen waren vergeblich; das Band war zu feſt geknüpft.

Philipp von Montmorenci, Graf von Horn, 1559.
Oberbefehlshaber über die Seemacht, ein tapferer und bis zur Verwegenheit kühner Kriegsmann, hatte dem Hof in verschiedenen Kriegen große Dienste geleistet. Er war eine Zeitlang Statthalter von Geldern und Zutphen. Da er aber, wie schon gemeldet worden, den König nach Spanien begleiten mußte, wo er bey zwey Jahren blieb, so vertrat unterdessen der Graf von Meghem seine Stelle. Dieser Umstand erregte bey ihm ausser dem allgemeinen Mißvergnügen, noch einen persönlichen Unwillen wider Granvellen. Während seines Aufenthalts in Spanien lernte er den Boden, worauf er verpflanzt worden, gründlich kennen, und machte durch seine Bekanntschaft mit einem Sekretar, den der König viel brauchte, große Entdeckungen. Man will sogar behaupten, daß er mit dem königlichen Prinzen Don Carlos ein geheimes Verständniß unterhielt. Der Prinz von Oranien zog in der Folge aus dem Briefwechsel, den er daselbst errichtet hatte, große Vortheile. Der unruhige und partheysüchtige Geist dieses Grafen fieng sogleich die ersten Funken der Empörung auf. Seine Heftigkeit riß ihn aber oft zu weit fort. Ueberhaupt spielte er seine Rolle sehr ungleich, und man mußte ihm, bloß aus Furcht es mit ihm zu verderben, viel nachsehen. Sein Bruder, Florenz von Montmorenci, Freyherr von Montigni, wurde von der Herzogin und den Staaten zu zweyen Malen nach Spanien gesandt. Auf seiner zweyten Reise kam er mit dem Markgrafen von Berghem, seinem Reisefährten, um das Leben. Von ihm werden wir, unter der Statthalterschaft des Herzoges von Alba, zu reden Gelegenheit finden. So

1559. werden wir auch von den Grafen von Hoochstraaten, von Brederode, von Kuilenburg und andern, wie auch von den Häuptern der Spanischen Parthey, und vornämlich von dem berühmten Cardinal Granvelle nach und nach, wie jeden die Reihe treffen wird, das nöthigste anmerken. Indessen war es nöthig, die Characktere der vornehmsten Personen, die in der Folge so oft erscheinen, vorläufig, wenigstens nach ihren Hauptlinien zu zeichnen. Alle, lauter Standspersonen vom ersten Range, von so großen Verdiensten um Spanien, und dennoch so verachtet, so mißhandelt von der Regierung eines Despoten, wurden endlich Schlachtopfer seiner Tyranney. Der Prinz von Oranien allein überlebte, bloß durch seine erhabenere Staatsklugheit, ihr trauriges Schikfal, und nahm endlich die ganze Last des Krieges und die Rache seiner Brüder über sich.

Dritter Abschnitt.

Anfang der Niederländischen Unruhen.

1560. Der Ursprung der Niederländischen Unruhen hat keinen genau bestimmten Zeitpunkt. Er hängt nicht von einer einzigen, sondern von einer Reihe aufeinander folgenden Begebenheiten ab. Daher die Verschiedenheit der Geschichtschreiber, welche ihren Anfang willkührlich, die einen früher die andern später sezen. Jene fangen mit der Abdankung Kayser Carl V. an, und knüpfen sogleich den Faden, als wenn alle folgenden Begebenheiten die Folgen davon wären. Diese hingegen, ohne sich um die ersten Funken zu bekümmern, versezen den Leser sogleich in die Zeit, da schon alles in Flammen ist.

Mich dünkt, man könnte den Zeitpunkt füglicher 1560.
einige Zeit nach des Königes Abreise, etwa auf
d. J. 1560. festsetzen, da der Saame der Zwietracht
schon durch alle Provinzen ausgestreut, unter der
fruchtbaren Witterung so mancher verdrieslichen Hän-
del, die Tag vor Tag vorfielen, aufgekeimt, und nun,
da man auf beyden Seiten den Krieg zu suchen schien,
seiner Reife nahe war. Die natürliche Folge der
Abreise macht den Zeitpunkt desto merklicher. Denn
unmittelbar darauf verlor das ganze Land seine vo-
rige Gestalt.

Die große Menge derer, die im Gefolge des Kö-
niges in Seeland zusammengekommen waren, zer-
streute sich. Die Herzogin, der Staatsrath, und
alle, deren Bedienungen dabey ihre Gegenwart noth-
wendig machten, begaben sich nach Brüssel. Der
Herzog von Savoyen kehrte durch Frankreich in
seine Staaten zurück. Die Statthalter reisten nach
ihren Statthalterschaften, verschiedene andere zu ih-
ren verschiedenen Bestimmungen, die meisten wieder
auf ihre Landgüter. Viele vom hohen und niedern
Adel hatten im Gefolge des Königes, auf seiner Rei-
se durch die Provinzen, aus unglükseliger Eifersucht,
den Spaniern an Pracht es gleich zu thun, ihr Ver-
mögen durch unmässigen Aufwand erschöpft.

So lange der Krieg dauerte, und noch nach dem-
selben, wimmelte es im Lande von Truppen und
Fremden, ohne der Menge zu gedenken, die um den
König selbst war. Das volle Leben schien überall im
Gedräng und sich selbst hinderlich zu seyn. Mit dem
Könige verschwand dies Getümmel auf einmal. Eine
traurige Stille verbreitete sich über das ganze Land;
Unthätigkeit und Schwermuth bemächtigte sich aller

1559. aller Rükſicht den Namen eines Großen. Edel und erhaben in ſeinen Geſinnungen, aufrichtig und freymüthig in der Freundſchaft, leuthſelig im Umgang und dienſtfertig gegen jedermann, verband er mit allen dieſen Tugenden die bewundernswürdige Eigenſchaft eines Helden. An den großen Siegen, die er über die Franzoſen und andere Feinde erhalten, hatte ſeine vortrefliche Anführung und ſein unerſchrokener Muth den größten Antheil. Deſto verdienſtlicher hätten ihm dieſelben bey ſeinem Monarchen billig ſeyn ſollen. In Vergleichung mit dem Prinzen von Granien hatte er zwar den aufgeklärten weitausſehenden Geiſt nicht, den dieſer beſaß. Der Prinz war unſtreitig feiner, vortreflicher im Cabinete; allein der Graf war größer im Felde. Vor dem Anfange der Unruhen ſtuhnden ſie nicht im beßten Vernehmen mit einander. Dann aber vereinigte ſie das gemeinſchaftliche Intereſſe mit unauflöslichen Banden. Ihre fehlgeſchlagene Hofnung zur Generalſtatthalterſchaft zeugte bey beyden, nach gleichen Bemühungen, auch gleichen Verdruß. Des Vertrauens beraubt, das ſie unter Carl V. genoſſen, und worauf ſie ſo gerechte Anſprüche hatten, ſahen ſie ſich nun dem Verdachte des ganzen Hofes ausgeſezt, und von jedermann beobachtet. Dieſe gemeinſchaftliche Gefahr ſtiftete zwiſchen beyden die vertrauteſte Freundſchaft. Man hat Briefe an die Statthalterin gefunden, worin ihr der Spaniſche Hof Verhaltungsregeln giebt, wie ſie dieſe zwey Freunde wider einander aufbringen, und eine für Spanien ſo gefährliche Verbindung trennen ſollte. Allein alle ihre Bemühungen waren vergeblich; das Band war zu feſt geknüpft.

Philipp von Montmorenci, Graf von Horn, 1559.
Oberbefehlshaber über die Seemacht, ein tapferer und bis zur Verwegenheit kühner Kriegsmann, hatte dem Hof in verschiedenen Kriegen große Dienste geleistet. Er war eine Zeitlang Statthalter von Geldern und Zutphen. Da er aber, wie schon gemeldet worden, den König nach Spanien begleiten mußte, wo er bey zwey Jahren blieb, so vertrat unterdessen der Graf von Meghem seine Stelle. Dieser Umstand erregte bey ihm ausser dem allgemeinen Mißvergnügen, noch einen persönlichen Unwillen wider Granvellen. Während seines Aufenthalts in Spanien lernte er den Boden, worauf er verpflanzt worden, gründlich kennen, und machte durch seine Bekanntschaft mit einem Sekretar, den der König viel brauchte, große Entdeckungen. Man will sogar behaupten, daß er mit dem königlichen Prinzen Don Carlos ein geheimes Verständniß unterhielt. Der Prinz von Oranien zog in der Folge aus dem Briefwechsel, den er daselbst errichtet hatte, große Vortheile. Der unruhige und partheysüchtige Geist dieses Grafen fieng sogleich die ersten Funken der Empörung auf. Seine Heftigkeit riß ihn aber oft zu weit fort. Ueberhaupt spielte er seine Rolle sehr ungleich, und man mußte ihm, bloß aus Furcht es mit ihm zu verderben, viel nachsehen. Sein Bruder, Florenz von Montmorenci, Freyherr von Montigni, wurde von der Herzogin und den Staaten zu zweyen Malen nach Spanien gesandt. Auf seiner zweyten Reise kam er mit dem Markgrafen von Berghem, seinem Reisefährten, um das Leben. Von ihm werden wir, unter der Statthalterschaft des Herzoges von Alba, zu reden Gelegenheit finden. So

1559. werden wir auch von den Grafen von Hoochstraaten, von Brederode, von Kuilenburg und andern; wie auch von den Häuptern der Spanischen Parthey, und vornämlich von dem berühmten Cardinal Granvelle nach und nach, wie jeden die Reihe treffen wird, das nöthigste anmerken. Indessen war es nöthig, die Characktere der vornehmsten Personen, die in der Folge so oft erscheinen, vorläufig, wenigstens nach ihren Hauptlinien zu zeichnen. Alle, lauter Standspersonen vom ersten Range, von so großen Verdiensten um Spanien, und dennoch so verachtet, so mißhandelt von der Regierung eines Despoten, wurden endlich Schlachtopfer seiner Tyranney. Der Prinz von Granien allein überlebte, bloß durch seine erhabenere Staatsklugheit, ihr trauriges Schikfal, und nahm endlich die ganze Last des Krieges und die Rache seiner Brüder über sich.

Dritter Abschnitt.

Anfang der Niederländischen Unruhen.

1560. Der Ursprung der Niederländischen Unruhen hat keinen genau bestimmten Zeitpunkt. Er hängt nicht von einer einzigen, sondern von einer Reihe aufeinander folgenden Begebenheiten ab. Daher die Verschiedenheit der Geschichtschreiber, welche ihren Anfang willkührlich, die einen früher die andern später sezen. Jene fangen mit der Abdankung Kayser Carl V. an, und knüpfen sogleich den Faden, als wenn alle folgenden Begebenheiten die Folgen davon wären. Diese hingegen, ohne sich um die ersten Funken zu bekümmern, versezen den Leser sogleich in die Zeit, da schon alles in Flammen ist.

Mich dünkt, man könnte den Zeitpunkt füglicher einige Zeit nach des Königes Abreise, etwa auf d. J. 1560. festsetzen, da der Saame der Zwietracht schon durch alle Provinzen ausgestreut, unter der fruchtbaren Witterung so mancher verdrieslichen Händel, die Tag vor Tag vorfielen, aufgekeimt, und nun, da man auf beyden Seiten den Krieg zu suchen schien, seiner Reife nahe war. Die natürliche Folge der Abreise macht den Zeitpunkt desto merklicher. Denn unmittelbar darauf verlor das ganze Land seine vorige Gestalt. 1560.

Die große Menge derer, die im Gefolge des Königes in Seeland zusammengekommen waren, zerstreute sich. Die Herzogin, der Staatsrath, und alle, deren Bedienungen dabey ihre Gegenwart nothwendig machten, begaben sich nach Brüssel. Der Herzog von Savoyen kehrte durch Frankreich in seine Staaten zurück. Die Statthalter reisten nach ihren Statthalterschaften, verschiedene andere zu ihren verschiedenen Bestimmungen, die meisten wieder auf ihre Landgüter. Viele vom hohen und niedern Adel hatten im Gefolge des Königes, auf seiner Reise durch die Provinzen, aus unglükseliger Eifersucht, den Spaniern an Pracht es gleich zu thun, ihr Vermögen durch unmässigen Aufwand erschöpft.

So lange der Krieg dauerte, und noch nach demselben, wimmelte es im Lande von Truppen und Fremden, ohne der Menge zu gedenken, die um den König selbst war. Das volle Leben schien überall im Gedräng und sich selbst hinderlich zu seyn. Mit dem Könige verschwand dies Getümmel auf einmal. Eine traurige Stille verbreitete sich über das ganze Land; Unthätigkeit und Schwermuth bemächtigte sich aller

1560. Stände, und der Staat schien in eine Art von Schlafsucht zu sinken. In banger Erwartung sah jedermann der drohenden Zukunft entgegen. Die Regierung selbst war bestürzt und zu allen Geschäften verdrossen.

Die Herzogin wohnte indessen dem Staatsrath unausgesezt bey. Allein ihre Gegenwart, so groß auch die Ehrfurcht war, die sie einflößte, konnte doch die Stimmen nur selten vereinigen; und unter den öftern Trennungen litten die Geschäfte sehr.

Das erste, was in Vorschlag gebracht wurde, war die Räumung des Landes von den zurükgelassenen Spanischen Truppen, die der König binnen vier Monathen abzurufen versprochen hatte. Dieses Ziel war schon seit einigen Monathen verflossen. Die Klagen nahmen überhand, und die ermüdete Geduld der Nation drohte mit Gewalt. Selbst die Staaten hatten sich bereits so weit erklärt, daß sie ins künftige diese Truppen nicht mehr unterhalten könnten. Die Nation zu besänftigen, ließ sie die Statthalterin nach Seeland ziehen, um dort die Schiffe zur Ueberfahrt nach Spanien zu erwarten. Unterdessen fertigte sie einen Bericht auf den andern dahin ab. Ihre Gewalt war überhaupt sehr eingeschränkt. Von allem, was täglich vorfiel, bis auf die geringste Kleinigkeiten, mußte sie dem Könige Nachricht geben. Ohne Zuziehung der Consulte durfte sie nichts beschließen; diese aber gieng gewöhnlich von den Meynungen der übrigen Räthe ab. Solchergestalt war das Berichten ihr ewiges Geschäft, und ihrer Staatsschreiber beständige Strappazen.

In Spanien wurden indessen alle diese Päcke sehr gleichgültig empfangen, und mit aller Langsamkeit

des Hofſchlendrians behandelt. Man beantwortete 1560.
ſie entweder gar nicht, oder doch ſehr ſpäthe. Denn dergleichen Nachrichten ſah man für nichtswürdige Kleinigkeiten, und das dringende Anliegen, womit die Statthalterin ſchrieb, für weibiſchen Schrecken an.

Inzwiſchen wurde der Streit in Flandern immer ernſthafter. Nach langem Warten lief endlich die Entſcheidung von Hof ein. Es war ein froſtiger Befehl: Die Truppen ſollten in ihre Quartiere wieder zurükkehren, und noch einige Zeit in den Niederlanden bleiben. Dieſe lakoniſche Antwort ſtürzte die Herzogin in die gröſte Verlegenheit. Sie ſah die Unmöglichkeit, dem Befehl nachzukommen. Die Truppen waren ſchon ausgezogen. Hinter ihnen war die Thüre ſo gut als verſchloſſen. Sollten ſie ſich in ihre Quartiere wieder zurükbegeben, ſo konnte dies nun nicht mehr anders, als mit dem Degen in der Fauſt, und zwar mit der gröſten Gefahr geſchehen. Denn auf dem Zuge hätten ſie ſich dem wüthenden Anfall eines aufgebrachten Pöbels ausſezen müſſen. Eben ſo unmöglich war es, ſie in Seeland zu laſſen, wo man ſchon ſo ergrimmt wider dieſe Gäſte war, daß die Handwerker und Tagelöhner, welche eben damals an Dämmen arbeiteten, um der einreiſſenden Fluth des Meers zu ſteuern, ihre Arbeit verlieſſen, und (ſollten ſie auch ſelbſt ein Opfer ihrer Rache werden) ganz Seeland unter Waſſer zu ſetzen drohten. Dieſe Wuth, die nur die Verzweiflung eingeben konnte, ſtürzte die Statthalterin und die ganze Regierung in Schrecken. Die Conſulte war vergeblich auf Rath bedacht. Noch weniger konnte ſich der Staatsrath aus dem Gedränge helfen. Granvelle allein wollte den Befehl des Königes befolgt wiſſen, und ſchlug

1560. einige Maaßregeln vor. Doch endlich sah' er mit den andern die unumgängliche Nothwendigkeit ein; und nun wurde beschlossen, die Truppen auf das schleunigste nach Haus zu schicken, und dem König in einem umständlichen Berichte die dringende Noth vor Augen zu legen, wodurch man zu dem Schritte bewogen worden.

Noch hat man die Staatsursachen nicht vollkommen ergründen können, aus welchen der Spanische Monarch einer Handvoll Leuthe so unerhörte Ausschweifungen erlaubte. Sollte auch in den Klagen etwas Uebertriebenes mit untergelaufen seyn, so hatten sie doch immer ihren guten Grund. Man beschwerte sich heftig genug bey dem Könige selbst, da er noch zugegen war; und die Klagen, die kurz darauf die Seeländer über gleichen Unfug führten, bestätigten die ersten. War es etwa eine Sache von so großer Schwierigkeit, sich nach der wahren Beschaffenheit derselben zu erkundigen? Und wenn man nach genauer Untersuchung die Klagen gegründet gefunden hätte, wäre es einem Monarchen, wie Philipp II. nicht ein leichtes gewesen, durch scharfe Strafen der Ausgelassenheit seiner Soldaten zu steuern, die, in Gesellschaft ihrer Weiber und Kinder, Einwohner und Nachbaren ohne Unterschied plünderten? Diese unbegreifliche Nachsicht verräth entweder geheime Staatsabsichten, oder einen Stolz, dem es niederträchtig scheint, sich bis zu den Klagen des Pöbels herabzulassen.

1561. Dem sey nun wie ihm wolle, die drey bis vier tausend Mann zogen, nachdem sie die Flamänder genug erbittert hatten, ab, und die Statthalterin schrieb ihrem Bruder alles umständlich zu, was zu

ihrer

ihrer Rechtfertigung dienen konnte. Der König stellte sich zwar eine lange Zeit an, als ob er den Rathsschluß genehmigte. Allein in der Folge ließ er die Flamänder seine Empfindlichkeit darüber nachdrüklich genug fühlen. 1561.

Ein Anstoß war also gehoben; aber man kam darum doch keinen Schritt näher zur Ruhe. Die Ursachen der Zwietracht häuften sich, so wie man den Wirkungen entgegenarbeitete. Wir wollen sie alle nach der Reihe anführen.

Brabant hatte keinen besondern Statthalter. Auch in den vorigen Zeiten war diese Provinz als der Siz des Fürsten oder des allgemeinen Statthalters unmittelbar von diesen regiert worden. Nun aber brachte man diese Wahl bey dem Staatsrath in Vorschlag. Der Prinz von Oranien und die übrigen unterstüzten denselben. Granvelle aber widersezte sich; und so gieng die Wahl wieder zurücke.

Mit mehrerer Förmlichkeit und größerm Ernste wurde, unter vorgeschüzten Staatsbedürfnissen, eine Versammlung der Generalstaaten vorgeschlagen. Die Foderungen der Räthe waren so dringend, daß die Herzogin genöthiget ward, sich mit dem ausdrüklichen Verbote des Königes zu entschuldigen, kraft dessen sie eine solche allgemeine Versammlung vor seiner Ankunft weder berufen noch gestatten dürfte.

Indessen nahm sie es auf sich (denn, Erlaubniß, sagte sie, hätte sie nicht) die Ordensritter des goldenen Vließes zu versammeln; denn auf diese Versammlung hatte sich endlich das Begehren der Räthe eingeschränkt. Wirklich wurde sie auch zu Brüssel gehalten. Man zog die Ritter über viele Punkten zu Rath, und legte ihnen zu genauerer Einsicht alle Ur-

1561. kunden und Briefschaften vor. Während dieser Berathschlagung hielt man aber auch geheime Zusammenkünfte, worin die Entfernung des Cardinals Granvelle der Hauptgegenstand ernstlicher Unterredungen war.

Hier ist der Ort, wo wir von dem Charakter dieses Staatsministers, den wir in der Geschichte der Niederländischen Unruhen für einen ihrer Hauptstifter anzusehen haben, füglich reden können. Eine Lebensgeschichte von ihm wird indessen der Leser in einem Werke nicht erwarten, dessen Umfang wir nach der Menge und Manchfaltigkeit wesentlicher Gegenstände so genau abzumessen genöthiget sind. In den Memoires pour servir à l'histoire de Granvelle, welche ein Benedictiner von der Congregatien von S. Vanne i. J. 1753. herausgegeben, findet derjenige, der sie besonders abhandeln will, allen Stoff. Er darf sich nur die Mühe geben, denselben in Ordnung zu bringen. Hier zeichnen wir einzig die Hauptzüge seines Charakters, und merken von seinen Lebensumständen bloß diejenigen an, welche auf die Geschichte der Unruhen einiges Licht streuen.

Sein Name ist: Anton Perenott, Herr von Granvelle. Er wurde nach und nach Bischof von Arras, Erzbischof von Mecheln und Besançon, und endlich Cardinal. Man gab ihn gemeiniglich für den Enkel eines Hufschmieds aus. Strada selbst scheint dieser Meynung beyzupflichten. Allein ein so niedriges Herkommen ist eine Hirngeburth seiner Feinde, und der übertriebenen Verachtung, die sich unter dem Volke bis auf unsere Zeiten fortgepflanzt hat. Genauere Erkundigungen überzeugen uns von dem Ungrunde dieses Vorgebens. Sein Geschlecht, wel-

ches nach Besançon verpflanzt worden, stammt ur- 1561.
sprünglich von Ornans, einer kleinen Stadt in Hoch-
burgund her, wo seine Vorfahren obrigkeitliche Wür-
den bekleideten. Sein Urgroßvater war i. J. 1482.
Burgvogt von Ornans. Nicolaus sein Vater
schwung sich höher empor. Er war ein Schüler des
Mercurin von Arbois, jenes berühmten Staats-
mannes, der ebenfalls ein Hochburgunder, aus
Piemont aber gebürthig, und Kayser Carl V. Kanz-
ler und Minister war. Dieser Mercurin, der nach-
her auch Graf von Gattinara und endlich Cardi-
nal wurde, zog den Nicolaus Perenott, welcher
anfangs bey der Amtey zu Ornans königlicher Ad-
vocat, und dann zu Dole Parlamentsrath gewesen,
in das Ministerium, brauchte ihn in den ansehnlich-
sten Staatsgeschäften; bevollmächtigte ihn zu den
wichtigsten Unterhandlungen, und verschafte ihm das
Vertrauen des Kayſers; trat ihm denn nach und
nach seine Aemter und Pfründen ab, und hinterließ
im Tode ihm fast alle seine Titel und Würden. Ni-
colaus machte in allen seinen Geschäften seinem Beför-
derer Ehre. Er arbeitete viel in den Angelegenhei-
ten des deutschen Reiches, und wohnte dem Con-
greß zu Calais und der Tridentinischen Kirchen-
versammlung bey. Er starb i. J. 1550. auf dem
Reichstage zu Regensburg, und hinterließ seinem
Sohne, nebst dem Erbgut eines großen Namens, das
Hotel von Granvelle zu Besançon nebst dem Land-
gute gleiches Namens, die er käuflich an sich gebracht
hatte.

Antonius war der erstgeborene von eilf Geschwi-
stern. Sein Vater widmete ihn der Kirche, die ihn,
da er noch ein Kind war, schon mit Pfründen be-

1561. gabte. Er studirte von seiner Jugend an mit vielem Fleiß und Geschmack, besuchte die Universitäten Dole, Padua und Löwen, und erwarb sich nicht nur in der Gottes- und Rechtsgelehrsamkeit, sondern auch in der Geschichte und den schönen Künsten und Wissenschaften gründliche Kenntnisse. Er redete und schrieb mit gleicher Fertigkeit in fünf Sprachen. Sein Vater brachte ihn sehr jung an den Hof, wo ihm seine ansehnliche Leibesgestalt und seine vielversprechende Mine von großer Empfehlung war. Der Kayser nahm ihn in seine Gunst, gab ihm im 25. Jahre seines Alters das Bisthum Arras, vertraute ihm die wichtigsten Geschäfte an, und nahm ihn auf seinen öftern Reisen überall mit sich. Bey seiner Abdankung empfahl er ihn seinem Sohne, als den fähigsten und in den Staatssachen der Niederlande beßt unterrichteten Mann. Es sollte uns billig wundern, wie diese Empfehlung, bey einem Prinzen von solcher Gemüthsart, wie Philipp II. seine war, von einigem Gewichte seyn konnte. Allein Granvellens Staatsklugheit hatte es schon so eingeleitet, daß ihm die Gunst des Thronfolgers nicht fehlen konnte. Ehe dieser Prinz noch die Niederlande sah, bewarb er sich schon um seine Bekanntschaft und trat mit ihm in Briefwechsel. In der Folge studierte er seinen Charakter so wohl aus, daß er demselben, so unerforschlich er auch war, bis auf den Grund sah, und seine geheimsten Absichten errieth. Er kannte die Triebfedern des Religionseifers, womit Philipp bey allen Gelegenheiten so groß that, vollkommen, und unterstützte denselben durch Vorschläge und Entwürfe, die, nach dem ernsten und herrschsüchtigen Geschmack dieses Prinzen, die geschikteften waren, ihm

zu gefallen. Daher jene Neuerungen in Religions- und Staatssachen, die man zugleich, und mit so gleichem Eifer betrieb! Seinen Eingebungen allein schrieb man die widrigen Begriffe zu, die sich der König von den Häuptern der Flamändischen Nation machte, und den unversöhnlichen Haß, worin er ihn auch noch seit seiner Abreise so sorgfältig erhielt und stärkte. Mit einer bewundernswürdigen Geschiklichkeit wußte er sich durchaus, sogar in der Weitschweifigkeit seiner Schreibart, nach dem Genie des Königes zu bilden. Alle seine Amtsverrichtungen waren nach Philipps Geschmacke gemodelt; und dies war es vornehmlich, was demselben an ihm so ungemein wohl gefiel. Wollte die Statthalterin ihrem Bruder gefallen, so mußte sie seinen Günstling verehren, und sich in allem genau nach dem Willen ihres Amtsgehülfen bequemen. Vielleicht hielt sie ihn auch anfangs wirklich für einen guten Rathgeber. Wenigstens gefiel ihr sein unermüdeter Fleiß. Allein in der Folge lernte sie ihn aus eigener Erfahrung bis zum Ueberdrusse kennen. Sie war es indessen, die ihm von achtzehn Cardinalshüten, welche der freygebige Pabst Pius IV. den 26. Hornung 1561. auf einmal austheilte, einen verschafte. Sie schrieb, ohne des Königes Vorwissen, wie man sagte, unmittelbar an den Pabst. Granvelle selbst soll nichts um das Geheimniß gewußt haben. Wenigstens spielte er den Unwissenden so gut, daß er, da ihm die Statthalterin den Hut schon darreichte, nicht eher darnach greifen wollte, bis er von dem Könige die Einwilligung erhielt; worauf er aber nicht lange warten durfte. Diese Mine, oder auch die Unwissenheit selbst, wenn es je eine war, machte je- 1561.

1561. doch auf die Feinde des Cardinals, die so wenig geneigt waren von gutem Schein sich einnehmen zu lassen, nicht den geringsten Eindruk. Vielmehr lachten sie darüber als über eine Fraze, und nahmen daher neuen Anlaß, ihn bey der Nation so lächerlich als verhaßt zu machen.

Den Haß der Großen, und den Neid vieler andern, hatte er sich schon lange vorher zugezogen. Sein ganzes Betragen gab jedermann Ursache dazu. Er war ehrgeizig, vertheilte unter seine Freunde und Anverwandten, mit Ausschlieſſung anderer, Aemter, Pfründen und Gnaden in Menge. Viele beförderte er in keiner andern Absicht, als die Ansprüche und Empfehlungen der Ritter durch seine Zwischenkunft zu vereiteln. Nicht zufrieden mit dem Vertrauen seines Herrn, prahlte er noch damit auf eine dem Hof und der Stadt sehr anstöſſige Art. Nie, oder wenigstens sehr selten, erschien er an dem Hofe der Herzogin. Er konnte mit ihr auf Reisen seyn, mit ihr in Einem Pallaste wohnen, ohne sie zu sehen. Indessen wußte man doch, daß sie einander fleiſſig Billete zuschrieben. Der Cardinal bediente sich darinn oft eines gebieterschen Tones, und konnte es wohl leiden, daß man diesen Briefwechsel bekannt machte.

Auſſer dem großen Pallaste zu Brüſſel, den er ordentlich bewohnte, hielt er sich auch oft auf dem Hügel von Etterbeeck in einem Hause auf, wo er seine geheimen Briefschaften nach Spanien abfertigte. Da ihn nun das Volk damals schon, und vielmehr noch nachher für den Stifter aller seiner Bedrängungen ansah, so nannte man dieses Haus, als den Ort, wo das Feuer der Zwietracht angefacht, und die Waffen der Sclaverey geschmiedet worden, die

Schmiede. Ausserdem liebte der Cardinal die Pracht, 1561.
unterhielt eine zahlreiche Dienerschaft, kleidete sie in kostbare Dienstracht, und erschien überhaupt in einem glänzenden Aufzuge. Man denke sich nun noch die Erschwerungen des Zutrittes, den er Leuthen, die er zum Pöbel rechnete, schlechterdings versagte, und den Troz hinzu, womit er selbst den Großen begegnete, und urtheile, wie allgemein verhaßt ihn sein Betragen machen mußte.

Den Staatsrath versäumte er selten. Er suchte ein besonderes Verdienst in dieser Pünklichkeit. Wenn die Herzogin die Versammlung auseinander gehen ließ, gieng er mit Barlaimont und Viglius, gewöhnlich in ein anderes Zimmer, um die in dem Rath abgehandelten Materien in der Consulte nochmals in Berathschlagung zu nehmen, oder wenigstens der Consulte diesen Schein zu geben. Dergleichen erkünstelte Emsigkeiten beleidigten die übrigen Räthe so sehr, daß sie sich sämtlich wider ihn verschwuren. Der Prinz von Oranien schwieg, und arbeitete im Verborgenen desto wirksamer. Aber in dem Pallaste des Grafen von Egmond, wo jeder Feind Granvellens willkommen war, faßte man die Anschläge wider ihn bey offener Tafel.

Es fügte sich, daß eben damals Simon Renard, ein Mitglied des geheimen Raths, zu Brüssel sich aufhielt. Er war aus Vesoul in Hochburgund gebürthig; ein Mann von aufgewektem Geiste, feinem Wize und großen Staatskenntnissen, der vornämlich in Unterhandlungsgeschäften eine ganz besondere Geschiklichkeit besaß; aber auch ein aufgeblasener störrischer Kopf, und ein bissiger Spötter. Er war eine Creatur beyder Granvelle des Vaters und des Soh-

1561. nes; denn durch ihre Gunst hatte er sich emporgebracht. In Frankreich und England, wohin er als Gesandter geschikt worden, erwarb er sich durch den glüklichen Ausgang seiner Unterhandlungen große Verdienste um den Spanischen Hof. Da man aber über den Vertrag, den er zu Vaucelles geschlossen hatte, einiges Mißvergnügen bezeigte, so faßte er von Stund an einen tödtlichen Haß wider den Cardinal, den er vielleicht fälschlich für den Stifter dieser Unzufriedenheit hielt.

Dieser Renard ergriff begierig eine Gelegenheit, die seiner Rache so sehr schmeichelte, und schlug sich zu der Parthey der Mißvergnügten. Er hielt sich immer in dem Pallaste des Grafen von Egmond auf. Da nun von hieraus, wo man sich völlig auf den Fuß gesezt hatte, den Cardinal verächtlich und verhaßt zu machen, von Zeit zu Zeit Satyren und Schmähschriften zum Vorschein kamen, so fiel der Verdacht der Autorschaft meist auf den aufgewekten Geist Renards.

1563. Einst speiste man in guter Gesellschaft bey dem Herrn von Grobbendonk zu Mittag. Ueber der Tafel fiel das Gespräch auf den ungeheuern Aufwand der Livereyen. Nach manchen politischen und moralischen Betrachtungen über das hinreissende Beyspiel derselben, und über die traurigen Folgen der Nachahmung, that einer von der Gesellschaft den Vorschlag, daß man, um sich zu unterscheiden, gerade das Widerspiel thun, und die Modekleidung der deutschen Bedienten einführen sollte. Die gute Laune herrschte die ganze Mahlzeit hindurch, und die kostbaren Livereyen des Cardinals mußten herhalten. Die Wahl der Person, welche die neue Mode bestimmen

und einführen sollte, wurde durch das Loos entschie- 1563.
den. Sie fiel auf den Grafen von Egmond. Niemand hätte auch der Wahl so viel Ehre gemacht, als er. Sogleich den andern Morgen ließ er alle seine Bedienten in grobes schwarzgraues Tuch, ohne Zierrathen, umkleiden.

Diese neumodische Tracht fand so vielen Beyfall und Geschmak, daß alle Schneider in ganz Brüssel kaum Hände genug aufbringen konten, die Lust zu dieser Art von Livereyen geschwind genug zu befriedigen. Sie unterschied sich an den langschweifigen Ermeln, oder Flügeln, wie man sie damals trug, bloß durch die Verschiedenheit der Farben, und durch Devisen, Sinnbilder, rothe Köpfe, verkappte Köpfe und dergleichen Figuren mehr, wodurch die Stickerey den Ermeln ein schnurriges Ansehen gab. Alle diese Erfindungen wiesen gleichsam mit Fingern auf den Cardinal hin.

Das Publikum lachte; die Herzogin selbst lachte anfangs mit. Sie soll sogar einen von diesen gestikten Flügeln nach Spanien geschikt, und den König damit belustigt haben. Allein, da der Cardinal, welcher die Anwendung des boshaften Wizes so gut, als andere, auf seine Person machte, deswegen nach seiner Manier an den Hof schrieb, bekam die Sache ein ernsthafteres Ansehn. Die Statthalterin erhielt Befehl, auf diese Köpfe und Mönchskappen ein scharfes Verbot zu legen. Allein, statt der possirlichen, erschienen nun an den Ermeln drohende Zeichen des Hasses gegen den Cardinal: Ein Gebund Pfeile, die in der Folge von der Union zu Utrecht, und endlich von allen vereinigten Provinzen zum Sinnbilde, mit dem Wahlspruch angenommen worden: Con-

1561. cordia parvæ res crescunt. Dieser Kurzweil diente nebst den Spottschriften noch eine lange Zeit dem Pöbel zur Belustigung, und dem Cardinal zum Aergerniß. Inzwischen aber arbeitete man mit dem größten Eifer an dem Projekte seiner Entfernung. Die Ritter des goldenen Vließes traten den Verbundenen bey; doch nicht so einmüthig, als man gewünscht hatte. Ihre Parthey zu verstärken, wagte man einen Versuch bey dem Herzoge von Arschot, einem der mächtigsten unter den Großen. Allein als ein eifriger Katholik wollte dieser ihre Schritte nicht durchaus billigen. Er glaubte die Religion darunter leiden zu sehn. Zudem war ihm auch an den Gegnern des Cardinals noch dies ins besondere anstößig, daß sie, in eigenthümlicher Bedeutung, ihn schlechtweg den Spanier nannten, als wenn er nämlich mehr Spanier wäre, als die gebohrnen Spanier. Arschot war dem Spanischen Hofe, aus mehr als einem Grunde zugethan. Er war der Erbe des Herrn von Chievres seines Großonkels; und aus manchen besondern Ursachen hatte er keine Neigung, mit den Ministern sich abzuwerfen. Er eröfnete auch seine Gedanken ganz freymüthig; verbat sich alle fernere Zumuthungen, und gab dem Grafen von Arenberg, der den Versuch that, nachdrüklich zu verstehen, wie weit entfernt er wäre, dem Könige vorschreiben zu wollen, von was für Personen er sich bedienen lassen sollte? Der Graf gerieth dieses Schrittes wegen, mit dem Grafen von Egmond in einen scharfen Wortwechsel. Die Statthalterin, welche davon Nachricht bekam, gab sich alle Mühe, sie wieder auszusöhnen. Allein mit aller Aussöhnung waren die Folgen des unbehutsamen Schrittes nicht mehr zu

hindern. Er war gethan, und das Geheimniß wur- 1563.
de ruchtbar. Dessen ungeachtet aber beschlossen die Verbundenen mit ihren Beschwerden wider den Cardinal sich geradezu an den König zu wenden. Die Bittschrift wurde mit reifer Ueberlegung und aller Genauigkeit des Ausdrukes aufgesezt, einem jeden von der Innung mitgetheilt, und zu wiederholten Malen verändert und verbessert, endlich ins Reine gebracht, und von dem Prinzen von Oranien und den Grafen von Egmond und Horn (welcher leztere erst neulich von Spanien wieder zurükgekommen war) unterschrieben. Sie ist vom 11. Merz 1562. datirt, und enthält dem Wesentlichen nach folgendes:

Zum Eingang, eine Entschuldigung in ehrfurchtsvollen Ausdrüken: Ihre Treue selbst verpflichte sie, den König in seinen grossen Geschäften durch Vorstellungen zu stören, die sie schon lange verschoben hätten. Dann die Klagen selbst: Die Häupter des Volkes nähmen, in Betrachtung der gegenwärtigen Regierungsform mit Wehmuth wahr, daß der Cardinal von Granvelle alle Gewalt der Landeshoheit in Händen hätte, und die Staaten nach seinem Gutdünken regiere. Dieser verhaßte Gedanke, welcher sich auf tägliche Erfahrungen gründete, wäre in den Gemüthern der Flamänder schon so tief eingewurzelt, daß man, so lange Granvelle im Land bleibe, nicht hoffen könnte, ihn auszurotten; und daß für den Staat, so lang er am Ruder säße, kein Glück zu hoffen wäre. Sie fleheten demnach den König demüthigst an, dem allgemeinen Mißvergnügen und Verderben auf das schleunigste zu steuern. Zum Beweis ihrer lautern Absichten báten sie zugleich um ihre Entfernung von dem Rath und der Staatsverwaltung überhaupt, indem

1563. ihnen weder ihre Ehre noch ihr Interesse erlaube, bey einem Rathe, wo Granvelle den Vorsiz hätte, sich fernerhin einzufinden. Sie hofften übrigens, der König werde die Dienste und das Flehen seiner getreuen Unterthanen viel zu theuer achten um dieselben seiner persönlichen Gunst für Granvelle, einen Mann, der bey der ganzen Nation so verhaßt wäre, nachzusezen. Hierauf folgen noch Lobeserhebungen der Herzogin, und in Ansehung der Religion zum Beschlusse noch die Vorstellung: Wie wenig weder die Gegenwart, noch das Beyspiel des Cardinals geschikt wäre, den Kezereyen Einhalt zu thun, die unter dem Pöbel schon so sehr überhand genommen hätten.

Man will versichern, daß dieser Brief aufgefangen, mit Anmerkungen versehen, und erst nach einem vorläufigen Bericht an den König abgeschikt worden. Dieser ließ ihn eine lange Zeit unbeantwortet. Joachim Hopperus sagt in seinen noch ungedrukten Denkschriften, wovon wir in der Folge mehr reden werden, daß die Antwort erst im Junius 1563. erfolgte. Gewiß, eine lange Berathschlagung vom 11. März 1562. bis d. 6. Jun. 1563. Auch war die Antwort noch sehr zweydeutig und so gut als abschlägig. Der König lobt ihren Eifer und ihre Treue; verspricht, so bald es ihm seine Geschäfte zuliessen, nach den Niederlanden zurükzukehren; wünscht aber, daß inzwischen einer von ihnen nach Spanien kommen möchte; weil man sich in mündlichen Unterredungen von allem genauer unterrichten könnte, wie es auch die Wichtigkeit der Sache erfodere. Denn ohne gegründete Ursachen einen Minister zu entfernen, wäre seine Gewohnheit nicht.

Während der fünfzehn Monathe nahm das Miß- 1563.
vergnügen täglich mehr überhand. Die Parthey der Großen verstärkte sich. Der Adel fieng auch an, seine Maaßregeln zu nehmen, und sprach von Confoderationen und Ligen. Das Volk, von den Kezereyen seiner Nachbaren angesteckt, wurde immer zügelloser, und schrie nach Freyheit. Die Spottschriften wider den Cardinal nahmen immer einen kühnern Schwung; und da die Pfeile auf ihn losgedrükt wurden, so machte der Haß die abscheulichsten Deutungen davon.

Es giengen damals einige Arten von akademischen Spielen im Schwang. In jeder Stadt traf man gelehrte Gesellschaften und rhetorische Gerichtskammern an, worinn die schönen Geister in Prosa und in Versen, meist in einheimischer, oft auch in fremden Sprachen, nach dem Geschmacke der damaligen Zeiten, declamirten. Einige fliegende Blätter, Bruchstüke solcher Deklamationen, haben sich noch erhalten; sie würden aber jezt schwerlich den Beyfall und die Bewunderung finden, womit sie zu ihrer Zeit beehrt wurden. Manche oft seltsame Fragen und Räthsel wurden in diesen Akademien vorgelegt, und auf die Auflösung derselben Preise gesezt. Wie nun der kaum aufgelebte Geist der Spaltungen seine schädlichen Einflüsse schon überall spüren ließ, so fieng man auch hier an, die kizlichsten Fragen über Religionsmaterien aufzuwerfen, welche der Entscheidungssucht ein weites Feld öfneten. Man schonte in diesen Schriften weder die Regierung noch den Cardinal. Um dem einreissenden Strome der Ungebundenheit einen Damm zu sezen, wurden von Hof aus gewiss gefährliche Säze verboten und verdammt, die Richt-

1563. stühle der Rhetorik aufgehoben, und ihren Brüderschaften alle fernere Zusammenkünfte ernstlich untersagt. Man urtheile, wie ungehalten die Liebhaber dieser gelehrten Uebungen über ein solches Edict seyn mußten! Sie ermangelten aber auch nicht, ihren Muth an ihren Widersachern in Prosa und Reimen zu kühlen, wodurch die Anzahl solcher Pamphlets bis ins Unendliche vermehrt wurde.

Je weniger unterdessen die wiederholten Vorstellungen der Feinde des Cardinals bey dem König ausrichteten, desto kräftiger wirkten sie auf das Gemüth der Statthalterin. Wie sie durch manche Erfahrungen immer mehr überzeugt wurde, daß der König ihre Vorschläge nur in so ferne genehmigte, als sie Granvelle billigte, und also dieser ihrem eigenen Ansehen eben so gut das Gegengewicht hielt, als jedem andern, so wurde sie auch ihrer Abhängigkeit von ihm immer überdrüssiger. Und so, wie ihr Vertrauen zu ihm abnahm, ließ sie auch den Klagen seiner Gegner immer mehr Gerechtigkeit widerfahren, hörte sie immer geneigter an, und machte endlich so gar gemeine Sache mit ihnen.

Die Häupter der Mißvergnügten erklärten sich, wie in der Bittschrift an den König, so auch gegen die Statthalterin, zu wiederholten Malen, theils insbesondere, theils gleichsam an der Spize des ganzen Adelstandes: Daß sie dem Staatsrathe, so lange Granvelle ein Mitglied desselben bleiben würde, durchaus nicht mehr beywohnen wollten. Der Prinz von Oranien, und die Grafen von Egmond und Horn, führten ihr noch insbesondere in einer feyerlichen Unterredung alle Gründe zu Gemüthe, die sie zu dem Schritte bewogen hätten. Zu Anfange des

folgenden Jahres schritten sie auch zur That, blie- 1563.
ben von den Rathsversammlungen aus, und begaben sich sogar von Brüssel weg. Die Einladung nach Spanien, womit der König einen jeden in einem besondern Schreiben beehrt hatte, beantworteten sie, wie man vermuthen konnte. Egmond, dem der König vornehmlich anlag, entschuldigte sich so gut, als die andern.

Endlich wählte man Thomas von Armentieres, der Herzogin geheimen Staatsschreiber, einen Mann, auf dessen Treue man sich am sichersten verlassen konnte. Dieser wurde den 12. Aug. 1563. mit dem genauesten und auf die Zeitumstände vollkommen passenden Unterrichte nach Spanien gesandt. Der Aufsaz war nach des Königes Geschmak eingerichtet; ein förmlicher Proceß, worin der ganze Verlauf der Sache nach der Ordnung der Zeit umständlich erzählt, und mit urkundlichen Beylagen erhärtet wird. Die Statthalterin versah ihn noch überdies mit besondern Verhaltungsregeln, zur Beförderung des gemeinschaftlichen Zweckes. Der Auftrag war mit großer Gefahr verbunden, und Armentieres hatte eben so viel Muth und Unverdrossenheit, als Staatsklugheit nöthig, um sich durch alle Schwierigkeiten glüklich durchzuarbeiten. Die Schrift, so begierig auch der König sie durchlas, und so geschikt der Gesandte die Gründe derselben durch seine Zusäze zu unterstützen wußte, schien nach langen Audienzen wenig Eindruk auf ein Gemüth zu machen, worinn Granvelle so tief eingewurzelt war. Philipp antwortete dem Armentieres, wie er seiner Schwester und den Staatsräthen zu schreiben pflegte; in allgemeinen und unbestimmten Ausdrücken: Er wolle nun ernstlich darauf bedacht seyn, seinen Un-

1563. terthanen unterdessen, bis er selbst in die Niederlande kommen und die lezte Hand an das Werk legen werde, Ruhe zu verschaffen. Endlich aber erreichte doch Armentieres seinen Zwek.

Der Cardinal, der von allen Bewegungen seiner Feinde genaue Wissenschaft hatte, sezte unterdessen seinen vertrauten Briefwechsel mit dem König ununterbrochen fort. Wenn wir seine Freunde hören, so hat er seinen Abschied gefodert, entweder aus Ueberdruß seiner Würde, die ihn täglich in größere Verlegenheit sezte; oder aus Furcht vor Gift und Dolchen, womit ihm schleichende Gerüchte droheten. Dem sey nun wie ihm wolle, genug, er verkündigte einst der Herzogin im Ton einer guten Laune, daß der König ihm erlaubt hätte, mit seinem Bruder dem Herrn von Chantomay, welcher eben aus Frankreich von seiner Gesandtschaft zurükgekommen war, auf einige Monathe nach Burgund zu reisen, um seine betagte und kranke Mutter zu besuchen. Zugleich wies er ihr des Königes Schreiben. Die Herzogin säumte nicht, eine so angenehme Zeitung etlichen vom Rathe mitzutheilen, und bald breiteten sie diese zur ausserordentlichen Freude der Nation überall aus. Indessen verzog sich seine Abreise noch etliche Monate. Dies zeugte neuen Kummer. Die Zurükkunft des Armentieres hob ihn zwar; allein auch nach der Abreise des Cardinals blieben noch, wie wir bald sehen werden, Besorgnisse zu heben übrig.

Unterdessen, daß man in Spanien so ernste Schritte that, die Anschläge wider den Cardinal auszuführen, strengte in den Niederlanden der Spottgeist noch seine äussersten Kräfte an, um diesem Fremdling eben so viel Eckel vor der Nation zu erwecken,

als

als die Nation vor ihm hatte. Die Spottschriften 1563.
häuften sich. Man prägte Denkmünzen, die man noch hin wieder in Cabinetten der Liebhaber findet. Einst erschien bey einer Maskerade eine abentheuerliche Maske: Ein Teufel mit einem großen Fuchsschwanze, der eine Cardinals-Gestalt vor sich her trieb. Damit wurde auf den oben gemeldten Renard angespielt, der sich durch die Ausgelassenheit seines Witzes den Ruhm eines schönen Geistes erwarb.

Den 10. März 1564. reiste endlich Granvelle mit 1564.
dem Hasse der ganzen Nation schwer beladen von Brüssel nach Besançon ab. Gleich darauf nahmen der Prinz von Oranien und die Grafen von Egmond und Horn im Staatsrathe wieder Siz. Ihrem Beyspiele folgten die übrigen Beamten, und jeder erwies sich nun in seiner Verwaltung ausserordentlich geschäftig. In der That gab auch die Freude über den Abtritt dieses Ministers den Staatsgeschäften einen neuen Schwung. Allein die Nähe seines Aufenthalts war immer noch ein Anstoß; um so mehr, da er bey der Herzogin nur von einer Reise von etlichen Monathen sprach. Wollte man also seinetwegen ausser allen Sorgen seyn, so mußte man auf Mittel denken, ihn noch weiter zu entfernen. Die Herzogin selbst betrieb diese Angelegenheiten. Sie berichtete dem König in einem besondern Schreiben den Eindruk, den diese verdächtige Nachbarschaft auf die Nation machte, und erlangte den Zwek. Granvelle gieng nach Rom; denn der König hielt nicht für rathsam, ihn nach Spanien zu berufen. Zu Rom, wo er sich eine geraume Zeit aufhielt, spielte er seine Rolle immer noch fort. Auf der einen Seite unterhielt er einen starken Briefwechsel mit sei-

1564. nen Freunden und Kundschaftern, die ihm von allem, was in der Folge merkwürdiges in den Niederlanden vorfiel, genaue Nachricht ertheilten; auf der andern zog ihn der König in allen Staatsangelegenheiten, und vornehmlich in den niederländischen, selbst die Vorschläge der Herzogin nicht ausgenommen, noch immer zu Rath. Solchergestalt hatte seine Politik noch eben den Einfluß in die Staatsverwaltung, den sie vorher hatte; nur mit dem Unterschiede, daß sie nun einen größern Umweg nahm.

Um das Ganze seiner Lebensgeschichte dem Leser unter Einem Gesichtspunkte darzustellen, wollen wir das Uebrige hier noch anfügen.

Im J. 1571. machte ihn Philipp zum Vicekönig von Neapel. Im J. 1580. wurde er nach Spanien berufen, wo er während des Königes Besitznehmung von Portugal die Stelle eines Regenten vertrat. Als Vicekönig von Neapel, hatte er während seiner ganzen Regierung mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen; als Regent traf er ihrer nicht weniger in Spanien an, wo er zugleich das Amt eines Präsidenten des hohen Rathes in Italien verwaltete. Gleichen Widerstand fand er auch endlich in dem Erzbisthum von Besançon, das er i. J. 1585. erhielt. Er starb zu Madrid an einem schleichenden Fieber, den 22. Herbstm. 1586. in einem Alter von 70. Jahren.

Dies ist der Grundriß der Geschichte Granvelles, dieses durch die Niederländischen Unruhen so berühmt gewordenen Mannes. Ich schränkte mich hier bloß auf das Wesentlichste seiner Schikfale ein. In der Folge werden wir noch mehr von ihm zu reden Gelegenheit finden.

Nun wird es nicht undienlich seyn, auch noch seiner vornehmsten Anhänger, die unter dem Namen der Cardinalisten bekannt sind, vorläufig zu gedenken.

Carl, Freyherr, und nachher Graf von Barlaimont, unstreitig einer der vornehmsten des niederländischen hohen Adels, diente anfangs in verschiedenen Kriegen. Sobald er aber an dem Bischofe von Arras den grossen Günstling des Königes erkannte, bewarb er sich um dessen Gunst, und schwung sich auf diesem Wege geschwinder empor. Er war Ritter des goldenen Vliesses, und Oberaufseher über die Finanzen. Diese Stelle war ihm sehr behäglich. Die Sorgfalt, sich darinn zu erhalten, nöthigte ihn oft, in den verdrießlichen Händeln, die man dem Cardinal so häufig erweckte, desselben Parthey zu nehmen. Durch dessen Wahl wurde er auch ein Mitglied der Consulte. Allein mit dieser Gunst stieg zugleich der Haß des Volkes. Man hielt ihn für den eifrigsten Cardinalisten. Die Feinde des Patronen schonten in ihren Schmähschriften seines Clienten nicht. Sie verwiesen diesem in beissenden Ausdrücken seine kriechende uud einem Herrn von seiner Geburth so unanständige Ergebenheit gegen einen solchen Geistlichen. In der Schutzschrift oder dem Gegenmanifeste, welches der Prinz von Oranien im J. 1580. ausgehen ließ, wird er namentlich angeführt, und mit gleicher Farbe geschildert. Zwey Jahre vorher 1578. starb er zu Namur.

Viglius von Ayta von Suichem, ein Friesländer, ist zu bekannt, um sich lange bey ihm aufzuhalten. Seine Gelehrsamkeit, sein grasses Ansehn, und sein erstaunliches Glück, haben sein Andenken

1564. nen Freunden und Kundschaftern, die ihm von allem, was in der Folge merkwürdiges in den Niederlanden vorfiel, genaue Nachricht ertheilten; auf der andern zog ihn der König in allen Staatsangelegenheiten, und vornehmlich in den niederländischen, selbst die Vorschläge der Herzogin nicht ausgenommen, noch immer zu Rath. Solchergestalt hatte seine Politik noch eben den Einfluß in die Staatsverwaltung, den sie vorher hatte; nur mit dem Unterschiede, daß sie nun einen größern Umweg nahm.

Um das Ganze seiner Lebensgeschichte dem Leser unter Einem Gesichtspunkte darzustellen, wollen wir das Uebrige hier noch anfügen.

Im J. 1571. machte ihn Philipp zum Vicekönig von Neapel. Im J. 1580. wurde er nach Spanien berufen, wo er während des Königes Besitznehmung von Portugal die Stelle eines Regenten vertrat. Als Vicekönig von Neapel, hatte er während seiner ganzen Regierung mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen; als Regent traf er ihrer nicht weniger in Spanien an, wo er zugleich das Amt eines Präsidenten des hohen Rathes in Italien verwaltete. Gleichen Widerstand fand er auch endlich in dem Erzbisthum von Besançon, das er i. J. 1585. erhielt. Er starb zu Madrid an einem schleichenden Fieber, den 22. Herbstm. 1586. in einem Alter von 76. Jahren.

Dies ist der Grundriß der Geschichte Granvelles, dieses durch die Niederländischen Unruhen so berühmt gewordenen Mannes. Ich schränkte mich hier bloß auf das Wesentlichste seiner Schikfale ein. In der Folge werden wir noch mehr von ihm zu reden Gelegenheit finden.

Nun wird es nicht undienlich seyn, auch noch seiner vornehmsten Anhänger, die unter dem Namen der Cardinalisten bekannt sind, vorläufig zu gedenken.

Carl, Freyherr, und nachher Graf von Barlaimont, unstreitig einer der vornehmsten des niederländischen hohen Adels, diente anfangs in verschiedenen Kriegen. Sobald er aber an dem Bischofe von Arras den grossen Günstling des Königes erkannte, bewarb er sich um dessen Gunst, und schwung sich auf diesem Wege geschwinder empor. Er war Ritter des goldenen Vliesses, und Oberaufseher über die Finanzen. Diese Stelle war ihm sehr behäglich. Die Sorgfalt, sich darinn zu erhalten, nöthigte ihn oft, in den verdrießlichen Händeln, die man dem Cardinal so häufig erweckte, desselben Parthey zu nehmen. Durch dessen Wahl wurde er auch ein Mitglied der Consulte. Allein mit dieser Gunst stieg zugleich der Haß des Volkes. Man hielt ihn für den eifrigsten Cardinalisten. Die Feinde des Patronen schonten in ihren Schmähschriften seines Clienten nicht. Sie verwiesen diesem in beissenden Ausdrücken seine kriechende uud einem Herrn von seiner Geburth so unanständige Ergebenheit gegen einen solchen Geistlichen. In der Schutzschrift oder dem Gegenmanifeste, welches der Prinz von Oranien im J. 1580. ausgehen ließ, wird er namentlich angeführt, und mit gleicher Farbe geschildert. Zwey Jahre vorher 1578. starb er zu Namur.

Viglius von Aytà von Suichem, ein Friesländer, ist zu bekannt, um sich lange bey ihm aufzuhalten. Seine Gelehrsamkeit, sein grosses Ansehn, und sein erstaunliches Glück, haben sein Andenken

bey den Niederländern unſterblich gemacht. Die Analecta Belgica, welche Hoynck von Papendrecht, Erzprieſter von Mecheln, i. J. 1743. herausgegeben, enthalten alles, was ſich von ihm denkwürdiges ſagen läßt. Seine Werke, ſeine Briefe, alle Merkwürdigkeiten ſeines Lebens, trift man da vollſtändig an. Hier kann man ſeinen Charackter aus ſeinen eigenen Werken und Thaten kennen lernen. Auſſer ſeinen tiefen Kenntniſſen, ſeiner Beredſamkeit und körnigten Schreibart, wird man da auch mit den feinſten Kunſtgriffen ſeiner Staatsklugheit bekannt. Mit bewundernswürdiger Vorſicht und Geſchicklichkeit wußte er allen den verhaßten Aufträgen, die damals ſo häufig aufeinander kamen, auszuweichen, und ſich mitten in den Stürmen ſo wohl bey der Nation als bey dem König in Gunſt und Anſehen zu erhalten. Mit welcher Beſcheidenheit und Geſchmeidigkeit gelang es ihm, ſich ſelbſt, eine Legion Anverwandte und Freunde, ja beynahe die ganze frieslandiſche Nation zu befördern! Er war zwar ein erklärter Anhänger des Cardinals; allein wie verſchieden war das Betragen der übrigen Cardinaliſten von dem ſeinigen! Er verſäumte keine Gelegenheit, der Nation Beweiſe ſeiner patriotiſchen Geſinnungen zu geben, und leiſtete den Provinzen manche wichtige Dienſte. Er hatte ſogar die edle Dreiſtigkeit, dem Herzoge von Alba, dem trozigſten und eigenſinnigſten Spanier, ſich zu widerſetzen. Durch dieſes heldenmüthige Betragen gewann er wieder die völlige Liebe der Flamänder; ja man hört nicht einmal, daß er ſich durch dieſen Schritt beſonders widrige Urtheile zugezogen habe. Selbſt in der heſ-

tigsten Wuth der Empörung weiß man von keiner persönlichen Mißhandlung, die ihn betroffen hätte.

Joachim Hoppers, ebenfalls ein Friesländer, von Sneeck gebürtig, ein Landesbruder, Zeitverwandter und grosser Freund des Viglius, war Doktor zu Löwen, Beysitzer des grossen, des geheimen und endlich des hohen Raths zu Madrid, und zugleich dessen Siegelverwahrer. Er starb i. J. 1576. Er arbeitete zwey Jahre unter Granvellen, war sein Tischgenosse und seine Creatur. Er bildete sich in seinem politischen Betragen ganz nach dem Muster des Viglius, mit welchem er in vertrautester Verbindung lebte. Ausser seinen übrigen Werken, schrieb er in etlichen noch ungedruckten Heften: Recueil & Memorial des Troubles des Pays bas. Diese methodische Abhandlung enthält vier Theile, deren jeder wieder in mehrere Abschnitte eingetheilt ist. Alles, was seit der Abreise des Königes, unter der Statthalterschaft der Herzogin von Parma so wohl in dem Staats- als geheimen Rathe abgehandelt worden, wird darin umständlich erzählt. Die Geschichte reicht bis zum J. 1566. da der König den Entschluß faßte, nach den Niederlanden wieder zurückzukommen. Dieser Entschluß, es sey nun, daß er erdichtet war, oder nachher wieder geändert worden, kam nicht zur Erfüllung. Ein Fehler, welcher dadurch, daß man den Herzog von Alba statt des Königes dahin schickte, unheilbare Folgen nach sich zog.

Von diesem *Recueil* nahm man etliche Abschriften, welche in einigen Cabinetten auf das sorgfältigste verwahrt werden. Ich selbst besitze deren Eine, welche mein Vater schon vor mehr als 70. Jahren

zum Geschenck erhalten hatte. In einer auf dem Rücken befindlichen Note lieset man, daß sie aus dem Cabinete des Viglius kömmt. Diejenige, welche in dem erzbischöflichen Archive zu Mecheln aufbewahrt wird, gab Hoynck in seinen *Analectis Belgicis Tom. II. Part. II.* in Druck aus. Hoppers, oder, wie er gemeiniglich genannt wird, Hopperus, schrieb seine Geschichte in der Form eines Gedenkbuches, so wie die Geschäfte in den Berathschlagungen des Staatsrathes vorkamen, ohne sich eben genau nach der Ordnung der Zeit zu richten, worinn jede Begebenheit sich zutrug. Dadurch wird seine Erzählung ein wenig verworren. Da er zu Orleans studiert hatte, so wählte er die französische Sprache. Niemand läugnet, daß diese Sprache vor vielen andern den Veränderungen unterworfen ist, und auch wirklich seit zweyen Jahrhunderten, als Hoppers schrieb, viele erlitten hat. Indessen wird doch jeder, der diese mit andern zeitverwandten Schriften vergleicht, gestehen müssen, daß Hoppers Ausdruck weder schön noch natürlich ist. Man trift hie und da nicht nur häufige Verstosse wider die Sprachlehre, sondern auch ganz unverständliche Wortfügungen an. Doch vielleicht rühren viele dieser Fehler von den Abschreibern her. Hoynk bat mich, eh' er das Manuscript von Mecheln zum Druck beförderte, einige dunkele Stellen in dem meinigen nachzuschlagen. Ich that es, fand aber die nämliche Dunkelheit.

Ich gerathe über den Denkbüchern des Hopperus in einige Weitläufigkeit, die der grosse Ruf, worinn sie stuhnden, entschuldigen wird. Sie wurden damals für ein Evangelium gehalten. Viele

Verfasser der Geschichte der Niederländischen Unruhen haben häufig daraus geschöpft. Offenbar hat Strada sich derselben bedient.

In der That ist auch Hoppers Zeugniß von grossem Gewichte. Man hielt ihn für einen rechtschaffenen und wahrheitsliebenden Mann. Er gab bey verschiedenen Gelegenheiten Beweise seiner patriotischen Gesinnungen. Weder von Partheylichkeit noch von unbesonnenem Eifer getrieben, blieb er durch die ganze Geschichte in den Schranken der Bescheidenheit und Mässigung. Da er selbst in das Innerste der Staatshändel mit hineingezogen worden, und eine Menge Geschäfte theils durch seine Hände gegangen, theils vor seinen Augen geschehen waren, so konnte er von den geheimsten Dingen Wissenschaft haben. Nur müssen wir dabey nicht vergessen, daß er ein Schüler und Client des Cardinals war. Viglius und er bekamen öfters Aufträge, begangenen Fehlern den Anstrich der Rechtmässigkeit oder wenigstens einen erträglichen Schein zu geben, und gewisse sehr problematische Sätze, deren das praktische Hofsystem bedurfte, mit ihrer Theorie zu unterstützen. Eben die Grundsätze, die sie im Publikum auskramten, behaupteten sie auch im Umgang. Es war gleichsam eine Schulaufgabe, die sie überall hersagen mußten.

Wir werden diese Denkbücher in der Folge oft anführen, und sie mit schicklichen Anmerkungen begleiten, um dem Leser zu zeigen, wie manche Begebenheiten, die im Grunde wahr sind, der Verfasser entweder ausgelassen, oder bemäntelt und mit Umständen verbunden hat, die sie in ein vortheilhaftes Licht setzen.

Nun wird es Zeit seyn, den Faden unserer Geschichte wieder zur Hand zu nehmen. Zwo Streitigkeiten, welche grosse Gährungen erregten, haben wir bisher sich glücklich endigen sehen. Die spanischen Truppen sind nach Haus geschickt. Zwar ein eigenmächtiger Schritt, der aber doch von dem Hofe, wenigstens dem Scheine nach, gebilliget worden. Die Entfernung des Cardinals, die dem patriotischen Eifer der Grossen so viele Mühe und Ränke gekostet, ist ihnen zur grossen Befriedigung des Volks endlich auch gelungen. Allein, je hartnäckiger der Widerstand von Seite des spanischen Hofes war, desto empfindlicher war auch der Zwang, womit man sich nach dem Willen der Flamänder bequemte. Wie tiefe Wurzeln dieser Verdruß bey dem Könige geschlagen habe, läßt sich aus dem peinlichen Processe deutlich genug erkennen, welcher zwey Jahre darauf wider die Grafen von Egmond und Horn geführt wurde. Die possirlichen Liverey en, die Briefe welche an den König geschrieben worden, und das ganze Triebwerk das man in Bewegung gebracht, um den Cardinal aus dem Lande zu treiben, sind in der gerichtlichen Anklage lauter Hauptartikel.

Solchergestalt wurden diese Streitigkeiten vielmehr zugedeckt als gehoben, und der Haß lauerte nur auf neue Gelegenheiten, desto heftiger auszubrechen. Daran mangelte es auch nicht. Vier Punkten kamen nach einander auf das Tapet, welche weit mehr Erbitterung erregten als die vorigen, und zu beyden Seiten mit solcher Hartnäckigkeit betrieben wurden, daß man endlich zu den Waffen griff, und im allgemeinen Aufruhr weder der Kirche noch des Staates schonte. Diese Punkten waren: Die Errichtung

neuer Bisthümer in den Niederlanden. 2) Die Inquisition, die man daselbst einführen wollte. 3) Die gefoderte Milderung jener strengen Befehle in Religionssachen. 4) Die Schlüsse der Tridentinischen Kirchenversammlung, die man den Flamändern aufdringen wollte.

Um die Begriffe von so verschiedenen Gegenständen nicht mit einander zu vermengen, haben wir ihrer Wichtigkeit halben für dienlich erachtet, in dreyen folgenden Abschnitten von jedem besonders umständlich zu handeln.

Vierter Abschnitt.

Errichtung neuer Bisthümer in den Niederlanden.

Wir haben schon oben erinnert, daß Philipp II. 1557.
gleich im Anfange seiner Regierung mit diesem Projekte schwanger gieng, und dasselbe während seines Aufenthaltes in Flandern mit vielem Eifer betrieb. Die Unterhandlungen, worin man sich an dem päbstlichen Hofe hierüber eingelassen, waren bisher noch ein tiefes Geheimniß. Weder in den dreyen Rathskollegien, noch bey der Versammlung der Staaten, noch auch sonst in besondern Berathschlagungen und Gesprächen äusserte der König das geringste davon. Er und der Cardinal hatten sich mit der Hofnung geschmeichelt, die Bulle ohne sonderliche Schwierigkeit zu erhalten, und sie noch vor der Abreise in Vollziehung zu bringen. Die lange Verzögerung ermüdete ihre Geduld. Im August 1559. brachte endlich Docktor Sonnius die Bulle nach Middel-

1559. burg, als der König schon in Seeland, und im Begriffe war, unter Segel zu gehen.

Dieser Doktor Sonnius, dem dies geheime Unterhandlungsgeschäft aufgetragen worden, erhielt zur Belohnung seiner Dienste zwey von diesen neuen Bisthümern; anfangs Herzogenbusch und einige Zeit darnach noch Antwerpen dazu.

Da der König seine Abreise beschleunigen mußte, so konnte er bey dem Empfang der Bulle weiter nichts thun, als daß er ihre genaue Befolgung der Herzogin und ihrem Mitstatthalter Granvelle auf das angelegentlichste empfahl.

Inzwischen aber wurde das Geheimniß dieser Neuerung, aller so genau beobachteten Verschwiegenheit und Verstellung ungeachtet, ruchtbar, und verursachte grosse Bewegungen. Die Erbitterung hatte sich bisher blos auf den hohen und niedern Adel und auf das Volk, das ihm anhieng, eingeschränkt. Nach dieser Entdeckung aber drang sie gleich einer Fluth, die den Damm durchbricht, auch bey der hohen und niedrigen Geistlichkeit mit desto grösserer Heftigkeit ein, je wichtiger der Gegenstand war, der ihre Leidenschaft aufbrachte. Alle Stände in den Provinzen machten nun gemeinschaftliche Zurüstungen zur hartnäckigsten Gegenwehr. Die Metropolitanen der verschiedenen bischöflichen Gebiete vornämlich, die Kurfürsten von Trier und Köln, und der Erzbischof von Rheims, und dann auch die Bischöfe von Utrecht, Cambray, Tournai und Arras, als die einzigen, welche damals die Niederlande hatten, widersetzten sich zu Rom mit vereinigter Macht. Zu ihnen gesellten sich noch die Aebte und Mönchsorden. Der Widerstand war allgemein; denn das Interesse der

Geistlichkeit überhaupt wurde durch diese Neuerung 1559.
gewaltig angefochten. Man hatte erfahren, daß die Einkünfte der neuen Bisthümer aus den Abteyen, Klöstern und Stiftungen des Landes gehoben werden sollten. Man hörte von Suppreßionen, Unionen, Incorporationen, Secularisationen, von Partagen und Commenden reden, und entsetzte sich vor so ungewöhnlichen und dem größten Theil des Volkes bisher noch unerhörten Namen. Die Stände der Provinzen, wovon die Geistlichkeit ein Hauptglied war, traten also zusammen, und brachten ihre Beschwerden, in Form eines Protestes, Punkt vor Punkt zu Papier. Jede Provinz, auch der weltliche Stand und die Städte, beriefen sich auf ihre Rechte und Privilegien. Die Stände von Brabant thaten sich in diesem patriotischen Eifer vor andern besonders hervor; wiewohl sie freylich von den übrigen allen unterstützt wurden. 30000. Gulden verwendete man auf Gutachten, die von den berühmtesten Universitäten, und von allem, was nur durch ganz Europa in dem geistlichen und weltlichen Recht einen grossen Namen hatte, eingesammelt wurden. Die Bedenken, die aus den beßten Federn der damaligen Zeit flossen, enthielten Betrachtungen, welche sich auf lauter grosse Grundsätze des göttlichen des Natur- und Völkerrechtes, auf die Grundgesetze der Provinzen, und die Privilegien einer jeden insbesondere gründeten. Insonderheit bezog man sich auf ein landkündiges Verbot, und erwies das Unerhörte solcher Zergliederungen und Veräusserungen geistlicher Gebiete und Pfründen wider den Willen des Stifters, aus der vaterländischen Geschichte, woraus sich kein einziges Beyspiel dieser Art aufweis-

1559. sen ließ. Zugleich zeigte man den verderblichen Einfluß, den solche Neuerungen in die Ruhe und Wohlfahrt der Staaten, und vornämlich auf die Handelschaft haben würden.

Alle diese Papiere schickten die Staaten ihrem Sachwalter nach Rom. Dies war du Moulin, ehemaliger Lehrmeister des Markgrafen von Bergen, ein sehr geschickter Rechtsgelehrter, den man in diesen Angelegenheiten schon einige Zeit vorher, mit Empfehlungsschreiben an den Pabst, die Cardinäle, die vornehmsten Hofbedienten, die Ordensgenerale, und an die fremden Minister, auch noch sonst mit guten Briefschaften und Wechseln reichlich versehen, nach Rom abgesandt hatte. Hier betrieb er auch sein Geschäft so gut, und brachte so viele Triebfedern in Bewegung, daß der König, welcher von dieser geheimen Gesandtschaft durch das Ministerium von Brüssel benachrichtiget worden, sein ganzes Ansehn bey diesem Hofe nöthig hatte, um seinen Zweck zu erreichen.

Ueberhaupt war sein Ansuchen zu Rom eine wunderbare Erscheinung. Dieser Hof konnte nicht begreifen, wie man für ein Land, wie die Niederländischen Provinzen, die Errichtung von zwölf Bisthümern und dreyen Metropolitaneyen, auf einmal begehren könnte. Diese sind zwar in Italien selbst viel zahlreicher; auch ist man immer geneigt, sie noch zu vermehren. Allein ganz anders denkt man an dem römischen Hofe von auswärtigen Bisthümern. Dies päbstliche Staatssystem machte die Unterhandlungen an sich schon schwierig. Vielleicht hatten auch einige Gegenvorstellungen, die sich durch allerley verdeckte Wege frühzeitig in das Cabinet eingeschlichen

schon ihre Wirkung gethan. Durch solche Hinder- 1559.
nisse, die sich gleichsam von selbst vorschoben, zog sich dies Geschäft in eine verdrießliche Länge. Man nahm die Sache in die reifste Berathschlagung, erwog zu widerholten Malen die Gründe und Gegengründe, und ließ den ganzen Prozeß durch die Congregationen und alle Formalitäten der päbstlichen Regierung durchgehen. So geschah es, daß der König und sein Minister, die alles sogleich auf die erste Vorstellung zu erlangen hoften, in ihrer Hofnung sich betrogen, die Gegner aber Zeit fanden, ihren Plan mit reifer Ueberlegung zu entwerfen, guten Rath einzuholen, und das ganze Triebwerk geschickt einzurichten.

Jedoch das königliche Projeckt so ganz zu vereiteln, war die Zeit immer noch zu kurz. Du Moulin kam, als die Sache schon entschieden war. Alles, was er noch thun konnte, war, daß er die Abfertigung der Bulle aufhielt, um Zeit zu gewinnen, wenigstens noch das Wesentlichste ihres Inhalts zu hintertreiben.

Noch einen Umstand können wir nicht vorbeygehen, welcher zu diesem Verschube viel beytrug. Franciscus von Vargas war damals spanischer Gesandter zu Rom, aber an diesem Hofe nicht gut gelitten. Er konnte also dieß Geschäft nicht wohl unmittelbar betrieben, und seine Befriedigung ließ man sich nicht sonderlich angelegen seyn.

Diese Verzögerung und überhaupt die so scrupelhafte Bedenklichkeit, womit man zu Rom in der Sache zu Werke gieng, flößte der Gegenparthey in Flandern immer neuen Muth ein. Die Bulle wurde zwar endlich ausgefertigt. Allein dessen ungeachtet schickten

1559. die Staaten von Brabant, im Namen aller andern, zween Abgeordnete, Serclaes und Nyll, nach Ma-
1560. drid. Diese an sich schon unangenehme Gesandtschaft wurde von dem spanischen Hofe, auf Granvells vorläufigen Bericht von ihrem verhaßten Auftrage, sehr frostig empfangen. Nach langem Zaudern schikte man sie endlich mit der in dem Munde des Königes schon so sehr abgenuzten Antwort zurük: „Die „Incorporation geschehe nicht in der Form einer Com„mende, folglich sey sie den frommen Absichten der „Stifter nicht zuwider. Die Errichtung der Bisthü„mer zwecke bloß auf des heiligen Katholischen Glau„bens, und der Klöster und Kirchengüter Schuz und „Rettung. Die Nothwendigkeit einer solchen Vor„sorge könne man an dem traurigen Beyspiele der „benachbarten Staaten lernen, durch deren Sorglo„sigkeit die Kirche einen so schreklichen Verlust er„litten".

Diese trokene Abfertigung schrekte indessen die Stände noch nicht ab. Die Stadt Antwerpen wagte ei-
1561. nen neuen Angriff. Sie schikte für sich insbesondere eine zweyte Gesandtschaft nach Spanien, welche den gänzlichen Verfall der Handlung und des Credits, als die klägliche Folge der neuen Bisthümer so lebhaft vorstellte, und durch unverdrossenes Anhalten die Sache so weit brachte, daß der König, wie Hopperus ausdrüklich meldet, ihnen aus besonderer Vergünstigung versprach, so lange, bis er selbst in die Niederlande käme, kein Bisthum in ihrer Stadt zu errichten.

Endlich erschien die berühmte Bulle Paul IV. Sie ist vom 12. Mai 1559. datirt. Aller Widerstand, alle Unruhen, so wohl vor als nach ihrer Erscheinung,

konnten ihre Vollziehung nicht hindern. Man drang 1561.
zwar an einigen Orten spâther, doch endlich überall, damit durch.

Jedermann wußte, daß die Errichtung dieser Bisthümer dem Könige sehr am Herzen lag. Daß er sie aber für ein kräftiges Verwahrungsmittel wider die Kezerey ansah, und daß der Eifer, den er in diesem Geschäfte bewies, aus jener festen Ueberzeugung herrührte, dies wußte und glaubte man nicht. Seine Minister thaten zwar ihr Aeusserstes, auch andere davon zu überzeugen. Schon seit langer Zeit hatte man sich dieser frommen Absicht, statt einer Antwort auf alle Klagen und Gegenvorstellungen, bedient. Noch neulich fertigte man die Abgeordneten der Staaten von Brabant damit ab.

Allein der verhaßte Begriff einer Neuerung tilgte in den Gemüthern der Flamänder alle Eindrüke einer auch noch so löblichen Absicht. Man gieng also noch weiter. Man führte ihnen mündlich und schriftlich zu Gemüthe, daß dies Mittel wider eine Gefahr, die noch der Kirche so sehr gedrohet hätte, keine Neuerung wäre. Schon seit der Provinzen Vereinigung wäre ein gleicher Plan, in gleicher Absicht, die Niederlande der Gerichtsbarkeit auswärtiger Bischöfe zu entziehen, von den lezten Herzogen von Burgund entworfen worden. Ja, Carl IV. selbst hätte dies Projekt auszuführen gedacht; allein immerwährende Kriege hätten ihn, wie seine Vorfahren, an der Ausführung immer gehindert.

In einer Audienz, welche der König i. J. 1562. dem niederländischen Gesandten, Baron von Montigni, gab, erklärte er sich in Ansehung des lezten Artikels noch näher: Sein Vater der Kayser hätte

1561. ihm selbst den Plan vorgezeichnet, und die Ausführung desselben empfohlen.

Jedoch diese Gründe fanden bey aufgebrachten Gemüthern durchaus keinen Eingang. Man beharrte steif auf der einmal gefaßten Meynung: Plan und Ausführung, Räder und Triebfedern, die dazu gebraucht worden, alles sey das eigene Werk Granvells, und dessen persönliches Interesse der einzige Endzwek. Er allein habe dem Könige das Projekt vorgeschlagen, und so gut einzuschwazen gewußt, daß dieser nun nicht mehr davon abzubringen sey. Einen unwiderleglichen Beweis hievon glaubte man an dem Erzbisthum Mecheln zu finden, mit welchem die Primatwürde verbunden worden. Dies beßte Stük der Theilung nahm der Cardinal für sich. Auch an der Wahl der sämtlichen Bischöfe, und der ihnen angewiesenen Pläze, nahm man ein so genaues politisches Verhältniß wahr, als wenn dabey mehr auf die obersten Befehlshaber der Provinzen, als auf die Provinzen selbst, wäre Rükficht genommen worden. Um dem Leser diese Verhältniße durch Beyspiele desto begreiflicher zu machen, wollen wir ihm hier die Bisthümer nach ihrer Reihe darzählen.

Flandern und Artois, die Statthalterschaft des Grafen von Egmond, hatte, seit Jahrhunderten her, nur drey Bisthümer. Tournai für die erste, Arras für die andere, und Cambray in der Nachbarschaft für beyde Provinzen. Nun aber errichtete man vier neue: Gent, Brugge und Ypern für Flandern, und St. Omer für Artois.

In Brabant wurden, zu Mecheln das Erz- und Primatbisthum, zu Antwerpen und Herzogenbusch zwey Bisthümer, also überhaupt drey neue errichtet.

Gel-

Geldern und Namur, zwo so ungleiche Provinzen, 1561.
bekamen jede ihren besondern Bischof; diese in der Hauptstadt gleiches Namens, jene zu Rüremund.

In der Statthalterschaft des Prinzen von Oranien, wo von Altes her nur ein Bisthum war, wurde dieses nun zu einem Erzbisthum erhoben, und mit fünf neuen Suffraganten versehen. Diese sind: Harlem für Holland; Middelburg für Seeland; Leuwarden für Friesland; und für die so kleinen Landschaften Oberyssel und Gröningen, Deventer Gröningen. Hingegen blieben Luxenburg und Hennegau, zwey so ansehnliche Provinzen, ohne Bischöfe.

Man wird gestehen müssen, daß dies eine Neuerung von der größten Wichtigkeit war, statt der vier Bisthümer, woran seit undenklichen Zeiten die sämtlichen Niederlande genug hatten, auf einmal ihrer 18. zu errichten, wenn man nämlich die drey Metropolitaneyen und das benachbarte Bisthum Cambray mitrechnet. Eine so zahlreiche Wahl, verglichen mit der so wohl ausgesonnenen Vertheilung der Pläze, bestärkte die Nation in der Vermuthung eines schon von ferne reiflich entworfenen Planes. Auserdem nahm man auch noch in der ganzen Einrichtung mehr Rükſicht auf die damaligen Zeitumstände als auf die Zukunft, und überhaupt mehr Vorsicht wahr, als ein frommer und uneigennüziger Eifer zu gebrauchen pflegt. Man kann sich die Verwirrung leicht vorstellen, worein die geistlichen Güter verwikelt wurden, als man die verschiedenen Quellen öfnete, woraus jedem dieser Bischöfe seine gewissen Einkünfte zufliessen sollten. Auch diese hatte man in dem Plane schon bestimmt; doch in der Ausführung blieb man weit zurük; denn von allen, denen dieses

1561. Geschäft aufgetragen worden, arbeiteten die meisten wider ihren Willen. Niemand zeigte hier mehr Eifer, als der Cardinal Granvelle, in Berichtigung seiner eigenen Angelegenheiten. Das Erzbisthum Mecheln kam am ersten zu Stand. Der größte Theil seiner Einkünfte wurde auf die Abtey Affligthem gelegt. Im J. 1561. nahm er davon Besiz, und zog zu Mecheln in seine erzbischöfliche Residenz feyerlich ein. Nur Ein Umstand war dabey sehr unangenehm. Er wurde allein von der Geistlichkeit empfangen, und bloß von seinen Bedienten begleitet. Niemand weder vom Hofe noch von der Ritterschaft wollte dem Einzuge beywohnen. Warum wurde man aber auch nicht dazu eingeladen? So lautete wenigstens die Entschuldigung. Der Cardinal aber sagte, er hätte ihnen die abschlägige Antwort ersparen wollen. So erzählt Hoppers diesen Umstand. Von den übrigen Bisthümern sagt er: Die Schwierigkeit, oder die gänzliche Verweigerung der Aufnahme habe so viel gewirket, daß die Stüle zu Antwerpen, Küremunde, Deventer, Gröningen und Leuwarden bis auf den heutigen Tag leer geblieben, die Bischöfe von Mecheln und Herzogenbusch aber so gering geachtet werden, als wenn sie ausser ihrem Titel kein Daseyn hätten. Einige, fährt Hoppers fort, und zwar nämlich die Städte Utrecht und Harlem, haben sich nicht so wohl über die Errichtung der Bisthümer, als vielmehr über die ihnen aufgedrungenen Bischöfe beklagt. Diese Nachricht hat guten Grund. Wirklich fanden die meisten dieser neuen Bischöfe bey ihrer Besiznehmung einen so heftigen Widerstand, daß die einen ihre Residenz nie beziehen konnten, und die andern bald nach ihrem Einzuge sich gezwungen sa-

hen, dieselbe zu verlassen. Auch stürzten verschiedene Stüle über den bald darauf folgenden heftigen Erschütterungen ein, und blieben in Ruine der alten Staatsverfassung begraben. Dies Loos traf Utrecht und alle ihm untergeordneten Bisthümer. 1561.

Auser dem Hasse gegen Granvelle hatte der Widerstand noch einen sehr scheinbaren Grund. Die Inquisition, dieser fürchterliche Richtstul, welcher zugleich mit den Bisthümern errichtet werden sollte, entzieht nicht nur dem Bischofe seine richterliche Gewalt, die ihm in Kirchensachen nach unstreitigen Rechten zukömmt, sondern dehnt noch ihre eigene peinliche Gerichtsbarkeit über den Bischof selbst aus. Zwey einander so widersprechende Projekte, woran mit gleichem Eifer gearbeitet wurde, konnte man nicht zusammenreimen. Von der Einrichtung des einen Stules schloß man ganz natürlich auf die Entbehrlichkeit des andern. Um den Widerspruch zu heben, nahm man als erwiesen an, daß mit dem Projekte die Absicht verbunden seyn müsse, jeden Bischof zum peinlichen Glaubensrichter seines Sprengels, und den Cardinal zum Generalinquisitor zu machen; so daß die ordentliche und ausserordentliche Gerichtsbarkeit in ihnen vereiniget würde. Eine Vereinigung, die sich doch in einer und eben derselben Person nicht wohl denken läßt! Solchergestalt war jeder Bischof, ob sich gleich diese seine höhere Bestimmung so deutlich nie offenbarte, in den Augen des Volkes immer ein ausgemachter Inquisitor, und deswegen desto verhaßter.

Noch einen merkwürdigen Umstand können wir nicht unberührt lassen. Als der Widerstand am heftigsten war, schlug man ein Mässigungsmittel vor. Die als

1561. ten Biſchöfe hatten ihren Siz rings umher an den Grenzen. Wie alſo, fragten einige, wenn man in der Mitte des Landes, etwa nach Löwen, einen einzigen neuen ſezte? Dieſer Gedanke fand wirklich vielen Beyfall. Zum Unglük aber vertrug er ſich nicht mit dem Plane, den man vor Augen hatte. Man eilte alſo, die Saite wieder höher zu ſpannen.

Unter dieſen neuen Biſchöfen befanden ſich indeſſen Männer, denen man den Ruhm der Rechtſchaffenheit weder in ihren Sitten noch in ihrer Lehre ſtreitig machen konnte. Nebſt den biſchöflichen Tugenden, womit ſie ihrer Heerde vorleuchteten, gaben ſie noch das glänzendſte Beyſpiel, das ſie in ihren Umſtänden geben konnten. Sie begnügten ſich mit Wenigem. In der That waren ihnen ihre Einkünfte in den erſten Jahren ſehr knap zugemeſſen. Dieſe Uneigennüzigkeit, nebſt der unſträflichen Aufführung überhaupt, ſchwächte den Haß um ein Merkliches, den man ſie, ihrer Würde wegen, einige Jahre hindurch fühlen ließ; und hätte man, nach der erſten Hize, die Hände zu einem Vergleich aufrichtig geboten, ſo würde die Errichtung der Biſthümer denſelben nicht gehindert haben.

Fünfter Abſchnitt.

Die Inquiſition.

Wir kommen nun zur Hauptquelle der Niederländiſchen Unruhen. Ohne die Inquiſition würden dieſelben nie in eine ſolche Wuth ausgeartet, noch von ſo langer Dauer geweſen ſeyn. Von allen übrigen Projekten, welche man, unter der Larve eines frommen Eifers, zur Aufrechthaltung der katholiſchen

Religion, auszuführen trachtete, war keines so gewaltsam, daß es nicht, hätte man sich nur verstehen wollen, die Vermittelung von selbst dargeboten hätte. Der Eifer wider die neuen Bisthümer war, wie wir eben gesehen haben, wenigstens seiner Heftigkeit nach, einer aufwallenden Hitze gleich, und verrauchte in wenig Jahren. Die Strafbefehle wider die Kezer, so schrecklich sie waren, empörten doch im Grunde, als Neuerungen, die Gemüther nicht. Die Milderung ihrer allzugroßen Strenge war alles, was man verlangte. Und wirklich bot selbst die Annahme der Tridentinischen Kirchenschlüsse solche Mittel dar, worüber man leicht hätte übereinkommen und durch gute Verordnungen einen allgemeinen Vergleich zu Stande bringen können. Nur die Inquisition, dieser den Spaniern so nöthige und den Flamändern so schauerliche Richtstul, war der Fels der Aergerniß, wobey es unmöglich schien, einen Weg zur Vermittelung zu finden. Vielmehr wirkte das Entsetzen vor einer solchen geistlichen Unmenschlichkeit rükwärts auch auf die andern Artikel, welche die Religion betrafen, und mit der Inquisition vermengt wurden. Es war nun Ein Haß, womit man sich beyden widersezte, bloß weil sie einen gemeinschaftlichen Gegenstand hatten.

Die Inquisition allein, aller freyen Völker Abscheu, gab also der großen Empörung den mächtigen Schwung, und zeugte allen Greuel dieses fünfzigjährigen Bürgerkriegs. Denn unterdessen, daß Philipp II. um seinen in Spanien und Portugal angebeteten Gözen auch in Flandern einzuführen, alle seine Staaten auf das Spiel sezte, übten die Flamänder, um sich davor zu bewahren, alle Wuth aus, welche ihnen die Verzweiflung eingab.

Ein so wichtiger Gegenstand unserer Geschichte verdient eine besondere und umständliche Betrachtung. Meine Absicht ist indessen nicht, dem Leser hier eine vollständige Geschichte der Inquisition mitzutheilen. Ihr großer Umfang würde die Schranken der meinigen zu weit ausdehnen. Eine Abhandlung, die ein Ungenannter i. J. 1693. unter diesem Titel herausgegeben, enthält alles, was man davon zu wissen verlangen kann. Der Verfasser steigt in seinen Untersuchungen bis in die Zeiten der Apostel hinauf, und gehet von hieraus alle Jahrhunderte des Christenthums, alle Kirchenversammlungen und bischöflichen Gerichtbarkeiten durch. Ausser ihm haben noch eine Menge anderer Schriftsteller diese Materie sehr gelehrt ausgeführt.

Jedermann weiß, daß dieses Gericht erst gegen das Ende des zwölften und so fort im dreyzehenden Jahrhundert, seit den Kriegen mit den Albigensern, Waldensern und Arnoldisten, in der Geschichte bekannt zu werden anfieng. Die Arnoldisten und Waldenser erregten wüthende Empörungen; jene zu Rom, wider die Päbste selbst; diese in den Thälern der Alpen wider die Lyoner und Savoyer. Sie wieder zum Gehorsam zu bringen, waren ausserordentliche Zwangsmittel nöthig. Ihnen folgten die Albigenser; eine desto gefährlichere Sekte, je verborgener ihr Anhang, und je mächtiger sie unterstützt wurde. Sie war ein Zweig der alten Manichäer oder Bulgaren, welche durch die Hartnäckigkeit, womit sie auf ihren Kezereyen bestuhnden, in den größten Ruf kamen. Ihren Namen hat sie von Alby einer ansehnlichen Stadt in Oberlanguedoc, wo auch der in der Geschichte so berühmte Krieg

ausbrach, an welchem die Grafen von Toulouse, Foix, Comminges und Bigorre, lauter kleine Monarchen in jenen Gegenden, Theil nahmen. Von Seite der Kirche führte Simon der Graf von Montfort den Oberbefehl. Der Pabst selbst trug ihm denselben in eben der Bulle auf, worinn er den Kreuzzug wider diese Schwärmer verordnete. Ihr verzweifelter Widerstand, und die Wuth ihrer Verfolger, machten den Krieg zu einem der schrecklichsten, welche je in Frankreich geführt wurden. Unter so manchen Grausamkeiten, wodurch sich der Feldherr der Kirche einen unsterblichen Namen erwarb, verdient insonderheit das traurige Schikſal der Städte Beziers und Carcassonne angeführt zu werden. Nach dem hartnäckigsten Widerstand wurden sie erobert, verbrannt, und die sämtlichen Einwohner ohne Unterschied niedergemacht. Nach dem Tode der Grafen von Montfort und von Toulouse schritten endlich ihre Nachfolger, nach einem Kriege, welcher mehr Geld und Blut, als die Eroberung eines ganzen Reiches kostete, zu einem Vergleich, worin die Partey der Albigenser unterlag.

Dies war die günstige Gelegenheit, wobey Pabst Innocentius III. aus Unwillen wider die Bischöfe, die während dieser Spaltungen ihre Schuldigkeit, wie er glaubte, nicht gethan hatten, und auf Anstiften des H. Dominicus, eigenmächtig Commissionen ernannte, welche, unabhängig von den Bischöfen, das höchste Gericht in Glaubenssachen vorstellen sollten. Jedoch, anfangs hatten diese Inquisitoren bey weitem die Macht noch nicht, die ihnen in der Folge gestattet wurde. Ihr Auftrag bestuhnd blos darin, daß sie durch Predigen und Unterricht

an der Bekehrung der Ketzer arbeiten, Fürſten und Obrigkeiten zur Beſtrafung der Widerſpänſtigkeit und des Aergerniſſes ermuntern, und nach der Anzahl, den Eigenſchaften und Irthümern der Sectirer, wie auch nach der Aufführung und Amtstreue der Biſchöfe und ihrer Untergeordneten, ſich genau erkundigen ſollten. Alles, was ſie, dieſen Pflichten gemäß, ihrer Bemerkung würdig achteten, wurde dem Pabſt nach Rom berichtet; und von dieſen Erforſchungen hat der Name Inquiſition ſeinen Urſprung.

Honorius III. fuhr in dem Ausrottungseifer, worinn es ſein Vorfahr ſchon ſo weit gebracht hatte, fort. Sein Nachfolger Gregorius IX. (deſſen mittelbarer Vorgänger, Innocentius III. ſein Onkel in italiäniſchem Verſtande, oder, ſeines Vaters leiblicher Vetter war) übertraf beyde an Eifer und Wachſamkeit. Er errichtete zu Toulouſe eine bleibende Geſandtſchaft, oder ein beſtändiges Inquiſitionsgericht. Man pflegt die Epoche deſſelben auf d. J. 1229. als das Jahr der Touloufiſchen Kirchenverſammlung feſtzuſezen. Da aber dieſe Verſammlung, die doch in Beziehung auf die Ketzer ſo vieles verordnet, deren ganzen Proceß immer noch der biſchöflichen Gerichtsbarkeit überläßt, ſo muß nothwendig dieſe Inquiſition ihren Anfang erſt nach jener Synode genommen haben.

Dieſes Gericht erhielt ſich zwar einige Zeit in den mittägigen Provinzen Frankreichs. Allein, die Bürger von Toulouſe lehnten ſich zu zweyen Malen wider daſſelbe auf; die Schwärmerey der Albigenſer dünſtete nach und nach völlig aus; und ſo verſchwand die Inquiſition mit der Sekte, die ihr den Urſprung gab.

Unter den Merkwürdigkeiten der Stadt Toulouſe zeigen uns die Bürger ein ſehr großes und altes Gebäude, nebſt einer Kapelle oder kleinen Kirche, die daran angebauet iſt. Dieſe plumpe Maſſe wird noch immer l'Hotel de l'Inquiſition genannt. Ich habe einſt irgendwo (das Buch fällt mir nicht bey) geleſen, daß ein Pater von dem Dominicanerorden, mit dem Titel eines Inquiſitors, dieſes Haus bewohne. Als ich nachher ſelbſt nach Toulouſe kam, fand ich dieſe Nachricht durch den Augenſchein beſtätigt. Drey bis vier Dominicaner traf ich hier an. Der Pater empfängt den Titel eines Inquiſitors vom Könige ſelbſt, und genießt noch ein jährliches Gehalt, ohne dafür zu den geringſten Verrichtungen ſeines Amtes verpflichtet zu ſeyn. Man ſchreibt den nämlichen Umſtand auch der Stadt Carcaſſonne zu. Allein hier will man nichts davon wiſſen.

Dies ſind die Reliquien der Inquiſition, die man noch in Languedoc, wo ſie ihren Urſprung und Siz hatte, antrift. In den übrigen Provinzen Frankreichs fand ſie keine Aufnahme. In den Unruhen, welche unter der Minderjährigkeit Franz II. und Carl IX. Frankreich in ſo große Gefahr ſezten, lagen die Herren von Guiſe der Königin Catharina von Medicis, als Regentin, zu wiederholten Malen inſtändig an, die Inquiſition, als ein kräftiges Verwahrungsmittel wider alle Kezereyen ihrer Zeiten im Reich einzuführen. Allein dieſe Königin fand, als eine Italiänerin, und zwar von päbſtlichem Hauſe, bey einer ſolchen Unternehmung zu viel Bedenklichkeit.

In Italien, dem Vaterlande der Inquiſition, wurde ſie durchgängig eingeführt. Hier herrſchte ſie gleichſam in ihrem eigenen Gebiete. Doch iſt ihre

wohner, welche ſeit ſo vielen Menſchenaltern daſelbſt eingeſeſſen, und im Beſitz aller Zweige der Handlung waren, daraus vertrieben hätte. Indeſſen war der abentheuerliche Miſchmaſch von ſo mancherley Religions-Verwandten, nebſt ihren Ungebundenheiten und mozarabiſchen Liturgien, die zum Theile noch im Schwange gehen, dem frommen Eifer dieſes königlichen Paares ſehr anſtöſſig. Dem Uebel abzuhelfen, wurde alſo beſchloſſen, daß ins künftige die römiſch-katholiſche Religion allein durch ganz Spanien eingeführt, keine andre neben ihr geduldet, und alle, die ſich nicht zu ihr bekenneten, auch durch Zwangsmittel, wenn Vorſtellungen nichts vermöchten, dazu angehalten werden ſollten.

Der Pater Thomas von Torquemada, ein Dominikaner und ein großer Theolog, welcher ſich durch ſeinen brennenden Eifer für die Fortpflanzung des katholiſchen Glaubens in Spanien groſſen Ruhm erworben, hatte einen Plan dazu entworfen, und hielt eine Zeitlang mit unverdroſſener Emſigkeit um die Annahme deſſelben an. Nachdem endlich der König und die Königin ihre Einwilligung dazu gegeben, wurde i. J. 1477. in ihrem Namen bey Pabſt Sixtus IV. die Bulle ausgewirkt, welche den Pater Torquemada ſelbſt zum Vollzieher ſeines Projektes und zum erſten Großinquiſitor ernannte. Solchergeſtalt nahm die Inquiſition in Arragonien ihren Anfang, und kam kurz darauf auch nach Caſtilien. In Portugal aber wurde ſie erſt in dem folgenden Jahrhundert unter König Johann III. eingeführt. Doch der Eifer der portugieſiſchen Inquiſitoren erſezte reichlich, was ſie an der Zeit verloren hatten.

Der Pater Torquemada legte von ſeinen Amtsver-

richtungen, eine Rechenſchaft ab, die ihm Ehre machen würde, wenn der Gegenſtand derſelben nicht viel mehr Abſcheu erwekte. Von der ganzen königlichen Macht unterſtüzt, hatten ſeine Unternehmungen einen auſſerordentlich ſchnellen Fortgang. Mit Erſtaunen lieſt man, daß binnen 13. oder 14. Jahren die Inquiſition in Spanien 100000. Proceſſe gerichtet, 6000. Kezer zum Feuer verdammt, und 50000. bekehrt hat. Nicht zufrieden mit dieſen Eroberungen, verbreitete dies peinliche Gericht ſeine Schrecken bis nach beyden Indien, und herrſchte ſo weit ſich die Herrſchaft der Spanier erſtrekte. Ein gleiches thaten die Portugieſen zu Goa. In der Folge nahm auch die Inquiſition in Spanien an Macht und Anſehen ſo ſehr zu, daß ſelbſt die Vornehmſten des Reiches wetteifernd nach dem Ruhm ſtrebten, Gerichtsboten und Trabanten derſelben zu ſeyn. Niemand iſt von ihrer Gerichtsbarkeit frey; niemand ſichen vor den geheimen Anzeigen jener freywilligen Trabanten, welche *Familiers* genannt werden; die Biſchöfe, die Miniſter, das königliche Haus, ſelbſt die Könige nicht.

Dies iſt das Gericht, welches Philipp II. auch in den Niederlanden einzuführen trachtete. Als katholiſcher König glaubte er, die Ausrottung der Kezer, auſſer ſeinem Gewiſſen noch der Ehre ſeines Namens insbeſondere ſchuldig zu ſeyn. Nach dem Urtheile des Publikums war es Granvelle allein, der ihm dieſen Vorſaz beybrachte. Allein er hatte noch mehr dergleichen Rathgeber in Spanien. Der Cardinal von Eſpinoſa, ſein erſter Miniſter, war Großinquiſitor. Der Herzog von Alba, ſein Liebling, haßte alle Menſchen auſſer der ſeinigen; und auch dieſe Ausnahme

1564. schläge genehmigt und dem Grafen einige Verhaltungsbefehle für die Statthalterin mitgegeben, welchen zufolge sie noch mit etlichen Bischöfen und Ministern in besondere Berathschlagungen tretten mußte, um alles noch genauer zu untersuchen, und näher zu bestimmen. Hopperus redet von diesen guten Gesinnungen des Königes und dem gnädigen Empfange des Grafen von Egmond mit grossem Nachdrucke. Der Graf, sagt er, war davon so eingenommen, daß ihm der Strafbefehl, den der König bald darnach wider einige Ketzer und Wiedertäufer ergehen ließ, als eine Sache, die seinem Versprechen zuwider wäre, empfindlich wehe that. Das Mißvergnügen des Grafen gieng noch viel weiter; er sagte frey heraus, daß man ihm das gegebene Wort nicht halte; und daß nach seinem abgestatteten Berichte von des Königes eigener Versicherung sein Credit und seine Ehre durch diesen Befehl, als durch eine förmliche Abläugnung, auf der empfindlichsten Seite angegriffen würde. Man glaubte dem Grafen auf sein Wort. Seine Klagen vermehrten das Mißtrauen des Adels wider die Spanier, und verstärkten die Parthey der Mißvergnügten, die nun von Tag zu Tag merklich anwuchs.

In der Ungewißheit der letzten Entscheidung des Königes, die man schon lange erwartete, schmeichelte man sich indessen noch immer mit einigen Hofnungen, und trat in neue Berathschlagungen über die Mittel und Vorschläge, die noch zu versuchen wären. Inzwischen aber erstattete die Herzogin dem König einen umständlichen Bericht von den Klagen des Grafen und von den aufrührischen Bewegungen des Pö-

heis, welchen die Furcht vor der Inquisition täglich mehr erbitterte. 1564.

Den 2. Jun. 1565. erhielt sie vom Könige, von Valladolid aus Briefe; worinn er befahl, die Placaten nach ihrer völligen Strenge zu befolgen. Ein noch bestimmterer Befehl lief den 17. Weinmonath von Segovien ein, welcher sich auf den erstern bezieht und denselben bestäthigt. In dem letztern lobt der König: „Den thätigen Eifer der Bischöfe und „Minister in Verbesserung der Sitten sowohl als der „Lehre der Geistlichkeit; siehet nicht, wie man ihn „in Ansehung der Strafverordnungen wider die Ketzer einer Neuerung beschuldigen könne, und will „von dergleichen Vorwürfen nichts mehr hören; läßt „sich hiernächst in eine grosse Umständlichkeit ein, „um zu beweisen, daß die vorgebliche Neuerung das „beständige Verfahren seines Vaters und seiner eigenen Regierung gewesen sey, und befiehlt endlich, „falls die Richter in Befolgung ihrer Vorschriften „sich saumselig beweisen sollten, ihn ohne Verzug davon zu benachrichtigen, damit er ihre Stellen bey „Zeiten mit andern besetzen könne, von denen man „sich mehr Eifer und Muth versprechen dürfe„. Dies sind die eigenen Ausdrücke des Textes. In Ansehung der Inquisition erklärt er sich hier deutlicher, als jemals, ob man gleich auch den klaren Ausdrükken immer noch Zweydeutigkeiten anzudrechseln wußte. Sein Wille wäre: „Daß die Inquisition durch die „Inquisitoren noch fernerhin nach der bisher gewöhnlichen Art und Form, und in aller der Rechtskraft geschehen soll, die ihr nach göttlichen und „menschlichen Gesetzen zukäme„. 1565.

Eine förmliche Kriegserklärung würde keinen schlim-

1565. mern Eindruck auf die Gemüther gemacht haben, als es diese Briefe thaten, da ihr Inhalt kund wurde. Man berathschlagte sich lange über die Art der Kundmachung. Der Prinz von Oranien, und die Grafen von Egmond und Horn, wollten sich bey dem Staatsrathe über den Artickel der Inquisition durchaus nicht erklären. Bey einem so ausdrücklichen und unbedingten Befehle, sagte sie, fänden keine Untersuchungen und Berathschlagungen statt; dem Rathe bliebe nichts übrig, als eine pünktliche Vollziehung des königlichen Willens; doch mußten sie gestehen, daß viel Gefahr damit verbunden wäre. Einige Statthalter, als der Prinz von Oranien, der Marggraf von Bergen, die Grafen von Mansfeld und von Meghem, und der Baron von Montigni, erklärten sich mündlich und schriftlich, daß sie weder Gewalt noch Neigung hätten, die Placaten nach aller ihrer Strenge zu befolgen, noch auch die Inquisition in ihren Verrichtungen zu unterstützen; und wenn der König und die Statthalterin auf diesem Vorhaben beharreten, so bäten sie um Entlassung von ihren Aemtern.

Indessen schlug der Oberpräsident Viglius, in Betrachtung der schrecklichen Folgen einer solchen Vollziehung, wenigstens einen Aufschub derselben vor, damit man unterdessen noch den letzten Versuch wagen, und dem Könige die unvermeidliche Gefahr dieser Unternehmung auf das nachdrücklichste vorstellen könnte. Die Schuld der Verzögerung und die ganze Last des Unwillens, den man sich dadurch zuziehen möchte, war derselbe erbötig, auf sich zu nehmen. Allein, da man nicht einig werden konnte, so wurde sein Rath aus der Acht gelassen, und des Königs

ges Wille endlich doch durch Umlaufschreiben den 1565.
Rathscollegien und den Statthaltern der Provinzen kund gemacht.

Der Brief an den Rath in Flandern, vom 18. Christmonath 1565. datirt, enthält folgendes: Nach einem langen Eingange, worinn die fromme Absicht des Königes erhoben, und überhaupt die Pille vergöldet wird, befiehlt man: Die Placaten nach aller Strenge zu beobachten, und den Inquisitoren des Glaubens in ihren Amtsverrichtungen auf alle mögliche Art beförderlich zu seyn; auch die untergeordneten Beamten und Städte zu pünktlicher Vollziehung des königlichen Befehls auf das ernstlichste anzuhalten. Dem Briefe fügte man einen Auszug aus dem letzten Schreiben des Königs an die Herzogin bey, und im Auszuge sowohl als im Briefe schrieb man mit des Königes eigenen Worten: „Daß die Inquisition „durch die Inquisitoren noch fernerhin nach der bis„her gewöhnlichen Art und Form und in aller der „Rechtskraft geschehen sollte, die ihr nach göttlichen „und menschlichen Gesetzen zukäme.“ Dieser Brief wurde, nebst dem Auszuge, den Tag vor Weihnachten, welches ein grosser Gerichtstag war, in dem Audienzsaal öffentlich bekannt gemacht, und den untergeordneten Beamten nach Gewohnheit eine gedrukte Abschrift davon zugeschickt. Den 16. Jenner des folgenden Jahres (nach dem neuen Styl) empfieng der Präsident dieses Rathes wieder ein Schreiben von der Herzogin, worinn sie ihm, es sey nun aus Neue„ diese Art der Kundmachung gewählt zu haben, oder aus andern uns unbekannten Ursachen, meldet, daß sie die vorige Bekanntmachung des königlichen Befehls durch den Druck mit äusserstem Be-

1565. fremden erfahren hätte; eine Sache, (setzte sie hinzu) die wegen ihrer Wichtigkeit die gefährlichsten Folgen haben könnte. Sie befahle demnach, die Druker, die Exemplare, und alle, die sich zur Austheilung derselben haben gebrauchen lassen, aufzusuchen. Der Präsident setzte hierüber seinen Bericht auf, und der Rath antwortete den 21. Jenner, daß sie, dem ersten Befehle der Herzogin gemäs, die zugeschickten Verordnungen kund gemacht, und dann ihrem geschwornen und von dem Könige selbst bestäthigten Buchdrucker, J. van den Steene, zum Druck übergeben hätten; man habe 60. Exemplare drucken, und einen guten Theil davon den Justitzbeamten und Obrigkeiten der vornehmsten Städte in Flandern, so wie der Befehl lautete, zuschicken lassen; etliche wenige wären noch übrig. Der Antwort legte man ein Exemplar bey, und setzte noch hinzu, daß man kein Bedenken getragen hätte, diese Verordnung, gleich allen andern welche die Regierung ausgehen lassen, dem Drucke zu übergeben, um das Publikum zu einer Zeit, da die Feinde der Ruhe ausstreuten, die Inquisition wäre abgeschaft, von den wahren Gesinnungen des Königes zu unterrichten. Es scheint, daß durch diesen Brief die Unruhe und die Unschlüssigkeit des Hofes gehoben wurde; denn man findet in den Registern dieses Rathes weiter nichts mehr, das diesen Punkt beträfe.

Ueberhaupt aber war es diese Kundmachung eigentlich nicht, welche in den sämtlichen Provinzen so große Gährungen erregte. Schon seit zweyen Monathen, als der Befehl aus Spanien angekommen, war das Geheimniß desselben durch so viele Oefnungen ausgebrochen, daß es bald der Gegenstand al-

ler Gespräche, und die Ursache eines allgemeinen Auf- 1565.
standes wurde. Leuthe, die ein wenig Wissenschaft hatten, oder in Aemtern stuhnden, wagten sich mit ihren gelehrten Untersuchungen an die Erörterungen der wichtigsten Fragen des Staatsrechtes: Von den wechselseitigen Pflichten der Monarchen und ihrer Vasallen, von der Verbindungskraft der Grundgeseze, der Eyde und Vertragspflichten zwischen dem Landesherrn und seinen Unterthanen, u. s. f. Selbst in den gemeinsten Gesellschaften beschäftigte sich die Staatsklügeley mit so erhabenen Gegenständen. Der Pöbel, der in keiner Sache Maaß zu halten weißt, wärmte die alten Geschichten der barbarischen Verfolgungen und Grausamkeiten wieder auf, welche die Spanier an den Indianern ausgeübt haben, und legte sie der Inquisition zur Last. Schimpfliche Reden und Schmähschriften flogen häufig in den Gesellschaften umher, worinn der Flamänder dem Spanier Troz bot, auch an ihm jenen dummen Mexicaner oder elenden Einwohner von Peru zu finden, die sich zu Millionen todtschlagen liessen, weil sie sich nicht zu vertheidigen wußten. Ausser dem wilden Geschrey des Pöbels liefen auch schleichende Gerüchte von Confederationen, Unionen, Kriegen, Hilfsvölkern, und freywilligen Beyträgen.

Die Statthalterin, welche die aufrührischen Bewe- 1566.
gungen, worinn die ganze Nation nun verwikelt worden, Tag vor Tag überhand nehmen sah, fertigte Berichte über Berichte nach Spanien ab. Allein Philipp blieb unbeweglich. Seine Antworten kamen gemeiniglich spath, und enthielten nichts Entscheidendes; immer die alten Ausflüchte: „Man solle „die Sache neuerdings in Berathschlagung nehmen;

1566. „jemanden nach Spanien schicken, und sich noch so „lange gedulden, bis er selbst nach Flandern kom„men würde".

So lange man an dem Spanischen Hofe noch so schlummerte, und so gewaltsamen und mit solcher Entschlossenheit gefaßten Anschlägen die Larve noch vorhielt, gab es in den Niederlanden, des so allgemeinen Aufruhres ungeachtet, immer noch Leuthe, welche des Königes Parthey nahmen. Man kämpfte in Schriften mit Gründen und Gegengründen, so wie die Verschiedenheit des Interessens und der Neigungen die Gelehrten zu diesen oder jenen bestimmte. Allein, die lezten Briefe von Valladolid und von Segovien entlarvten die ganze vorherige Aufführung. Sie waren, nach dem Urtheil einiger Geschichtschreiber, die zween Brände, welche den Bürgerkrieg in unauslöschliche Flammen sezten.

Zwar wünschten viele, auch ihnen noch eine gute Auslegung geben zu können. Zu diesem Zwecke dienten die Säze, von denen wir eben geredet haben, die man mit so vieler Mühe zu erweisen und zu vertheidigen suchte. Man warf die Fragen auf: „Was „dies für eine Inquisition wäre, die bisher in den „Niederlanden gewöhnlich gewesen? Worin die „Rechte bestühnden, die den Inquisitoren nach göttlichen und menschlichen Gesezen zukämen? Ob darunter die natürliche und ordentliche Gerichtsbarkeit der Bischöfe, so wie sie das canonische Recht „und die Kirchenschlüsse bestimmen, oder ein auserordentliches vom Pabst abhängiges Gericht zu „verstehen wäre? Und da diese Päbstliche Inquisition nicht nur bloß in den Landen, wo sie eingeführt wäre, sondern auch bloß in der Form, wel-

„che ihr die verschiedenen Landesgebräuche bestimmten, ihre Rechtskraft hätte; so wäre wieder die Frage: Ob man von der Spanischen Inquisition ohne Unterschied sagen könnte, daß sie in den Niederlanden eingeführt worden"? Indem man das lezte zu beweisen trachtete, hofte man die neue Einrichtung vor dem Vorwurf einer Neuerung zu schüzen, und sich aus allen Schlupfwinkeln und Zweydeutigkeiten, wozu man bisher hatte Zuflucht nehmen müssen, glüklich herauszuhelfen. 1566.

Hopperus unternahm diesen Beweis, in seinem Recueil des Troubles, und widmete demselben den ganzen neunten Abschnitt des II. Theils. Er sagt: „Es wären bis zur Zeit der Lutherischen Irthümer „keine Inquisitoren des Glaubens in den Niederlanden gewesen; so bald man aber ihrer nöthig „gehabt, hätte man sie für die französischen Lande „aus Paris, und für die deutschen aus Köln berufen". Einen Vorfall, der sich i. J. 1448. zu Douay eräugnet haben soll, führt er zum Beyspiel an, ohne jedoch das geringste dabey zu bestimmen. Seine Gegner aber fragten ihn, was es mit dem Falle für eine Bewandtniß hätte? Ob er Ketzerey, Zauberey oder irgend ein anders Verbrechen beträfe, das unter die bischöfliche Gerichtsbarkeit gehörete? Einen Mangel an Bischöfen konnte man hier nicht vorschüzen. Douay liegt ungefehr zwischen Cambray, Tournay und Arras, den drey einzigen Bisthümern, die damals in diesen Gegenden waren. Unstreitig gehörte es in einen von den drey Sprengeln. Wie konnte man nun hier die Inquisitoren von Paris her berufen? Geschah' es durch Appel, oder nach hierarchischer Ordnung? War aber

1566. nicht der Erzbischof von Rheims Metropolitan? Oder war es der Bischof von Paris, der damals, und anderthalb Jahrhunderte hernach, Suffragant des Erzbischofs von Sens gewesen? Paris wurde erst i. J. 1622. zum Erzbisthum erhoben. Noch eine Frage: Befanden sich zu Paris und Köln, wo dazumal die Inquisition noch nicht errichtet war, andere Inquisitoren, als bischöfliche?

Hopperus schreitet zu andern Beyspielen fort. Kayser Carl V. sagt er, hätte dem Franz Verhulst, oder van der Hulst, einem Rathe von Brabant, eine Art von Inquisitionsgeschäft wider die Ketzer aufgetragen, doch so, daß er ihm, als einem Layen, Geistliche und Theologen zugegeben. Diese Form einer Commission (so nennet er den Auftrag) wäre von Pabst Hadrian VI. i. J. 1523. durch ein Breve bestäthiget worden. Pabst Clemens VII. hätte diesen Verhulst, weil er ein Laye war, wieder abgesezt, und statt seiner Erharden von der Mark, den Bischof von Lüttich, ernannt. Da aber die Herzogin von Savoyen, als damalige Statthalterin, sich dieser Neuerung widersezt hätte, so wären durch ein anderes Breve die Vorgesezten der Capitularorden von Ypern, von Val des Ecoliers zu Bergen, und der Dechant von Löwen für Flandern, Hennegau und Brabant ernannt worden, welche ihr Amt ohne Hinderniß, vornämlich zu Brüssel verwaltet hätten, wo i. J. 1527. mehr als 60. Ketzer vor ihr Gericht gezogen, und theils verdammt, theils nach ausgestandener Kirchenbusse begnadigt worden wären. Hiernächst spricht Hoppers noch von den Placaten, deren wir nachher gedenken werden, und erwähnt der Reihe nach fünf Inquisitoren, deren lezten er Michel Bajus nennt.

Auf dieſen ſo umſtändlichen Beweis Hoppers ant- 1566.
worten ſeine Gegner: Die Sache ſey dadurch, daß man wiſſe, wer dieſe *Inquiſiteurs à Brevet* geweſen, noch lange nicht entſchieden, indem es wohl leicht geweſen ſeyn mögte, dergleichen Titel zu erhalten. Die Hauptfrage wäre: Worin die Verrichtung und Gerichtsbarkeit derſelben beſtanden hätte, die ſie ſo öffentlich, unumſchränkt und ungehindert ſollten ausgeübet haben, daß die Inquiſition von Spanien einen für ſich vortheilhaften Schluß daraus ziehen könnte? Inſonderheit auch, was es mit den Strafen für eine Bewandtniß hätte, wozu ein Theil von den 60. Beſchuldigten i. J. 1527. zu Brüſſel wären verurtheilt worden? Ob man ſie am Leib, oder an der Ehre, oder aber an Geld für den Fiſcus oder die Armenkaſſe geſtraft hätte, wie es bey geiſtlichen Gerichten üblich wäre? Denn obgleich damals in dem Innerſten des Landes keine Biſchöfe geweſen wären, ſo hätten doch diejenigen an den Grenzen umher, und ſelbſt die benachbarten fremden Biſchöfe ihre Gerichtsbarkeit nicht verloren, die ſie auch mitten im Lande durch ihre Suffraganten und Stellvertreter ausübten.

Vergleicht man dies ganze Vertheidigungsſyſtem unſers Hoppers mit der Art, wie man ſich, nach der Kundmachung des königlichen Edictes, über den Artikel der Inquiſition insbeſondere erklärte, ſo leidet es einen gewaltigen Widerſpruch. Hoppers ſoll uns die Geſchichte ſelbſt erzählen. Die vier Hauptſtädte von Brabant (ſagt er) waren die erſten, welche dawider auftraten, und dem hohen Rath ihrer Provinz in einer Bittſchrift vorſtellten: Der Befehl, den Inquiſitoren in der Ausübung ihrer Gerichtsbar-

1566. und Wider zankte, ſo gänzlich aus dem Andenken nicht verſchwunden ſeyn, daß nicht wenigſtens noch manche Spuren davon hätten vorhanden ſeyn ſollen. Man ſollte ſich mehr verwundern, als unterſuchen, wie eine Frage, die ſo öffentliche, ſo neue und allgemein bekannte Thathandlungen betraf, als eine politiſche Aufgabe behandelt werden konnte. Dennoch thut ſich Hopperus in dieſem und auch noch in dem folgenden Abſchnitte ſeines Manuſcripts alle Gewalt an, um den ſeltſamen Saz zu behaupten: Die Inquiſition ſey in den Niederlanden ſchon eingeführt geweſen.

Mit gleichen Geſinnungen und gleicher Umſtändlichkeit redet er auch von den Schwierigkeiten, welche bey den Berathſchlagungen des Geheimen, des Staatsrathes und des Provinzialraths von Brabant in der Abſicht ſollen erregt worden ſeyn, um der ächten Entſcheidung, welche durch die Mehrheit der Stimmen durchzugehen ſchien, das Uebergewicht zu benehmen. Allein die übrigen Geſchichtſchreiber thun von dieſen vorgeblichen Schwierigkeiten nicht die geringſte Erwähnung. Sie verſichern uns vielmehr, daß dieſe Sache, insbeſondere die Papiere und die Denkſchriften des Rathes Verhulſt auf das ſorgfältigſte unterſucht, und was daraus erhellte, von dem Rathe von Brabant, dem Staatsrathe, und ſelbſt der Herzogin einmüthig angenommmen worden.

Nun kam auch, wie man vorher vermuthet hatte, die Provinz Flandern, und ſtellte das Neue und Ungewöhnliche, das die Inquiſition auch in Abſicht auf ſie hätte, mit noch gröſſerm Nachdruke vor. Dieſe aber hielt für rathſamer, jenen hiſtoriſchen Saz dem Zweifel derer, die zweifeln wollten, zu überlaſ-

ſen, als ihn, durch eine unzeitige Erwähnung, aller- 1566.
ley Unterſuchungen bloßzuſtellen. In der That konnte man auch nicht läugnen, daß die Placaten wider die Wiedertäufer und Ketzer in 1530. und den folgenden Jahren in Flandern wirklich vollzogen worden. Die Räthe, die obrigkeitlichen Perſonen der verſchiedenen Städte, die Amtleuthe und die ordentlichen Gerichtsbedienten, hatten dabey ihre Schuldigkeit, niemand aber weder von Inquiſitoren noch von irgend einer Inquiſition die geringſte Erwähnung gethan. Jacob von Bläſere, Provinzialrath von Flandern, und von Aſſonville, Mitglied des geheimen Rathes, wurden gleich im Anfange der Religionsunruhen als Commiſſare nach Tournay geſandt, um ſich daſelbſt nach der Aufführung einiger Ketzer genau zu erkundigen. Eben dieſer Bläſere wurde auch, nebſt dem Rath Everärt, in dem Placat vom 14. October 1529. zum Commiſſar ernannt, um die Proceſſe wider die Ketzer und die Cenſur der Bücher zu befördern. Einen gleichen Auftrag bekam auch nachher der Rath Livin von Snoucq für das Quartier von Brügge. Niemand aber ließ ſich deswegen einfallen, dieſe Herren für Inquiſitoren, am wenigſten für ſolche zu halten, welche durch ein päbſtliches Breve dazu beſtellt worden wären. Allein nicht nur Hopperus, ſondern noch viele andere, wurden gleichſam in Sold genommen, um dieſe Meynung anſcheinbare Beweiſe zu gründen. Denn da man die Unmöglichkeit vorherſah, die Inquiſition nach dem entworfenen Plan einzuführen; ſo mußte man ſeine Zuflucht zu Spitzfindigkeiten nehmen, um ſie als ſchon eingeführt betrachten zu können. In dieſer Abſicht unterdrükte man die bisher üblich geweſene und überall

1566. man ihre Wirksamkeit einzuführen suchte. Allein unter so manchfaltiger Gestalt man sie auch auftreten ließ, so konnte sie doch in den Niederlanden nirgends Eingang finden. Es war immer die Spanische Inquisition. Niemand ließ sich blenden, noch durch Vorstellungen, so fein sie auch waren, hintergehen. Der Widerstand war allgemein, und der bloße Namen in der Landessprache zum Abscheu geworden; um so mehr, da das schaudernde Beyspiel, das sich kurz zuvor in Spanien zugetragen hatte, noch in frischem Andenken war.

Nach der Abreise des Königes verflossen kaum etliche Monathe, als er in Spanien zu Valladolid und zu Sevilla zweyen der feyerlichsten Auto-da-fe in eigener Person beywohnte. Man hatte die größten Anstalten dazu gemacht, und die Gefangenen in langer Verwahrung aufbehalten. Unter diesen Unglücklichen waren auch etliche, die sich erst neulich durch einige Missionare der Hugenotten, aus Bearn, welche, während der Abwesenheit des Königes, ihre Ketzerey in den Gegenden von Navarra ausbreiteten, von dem katholischen Glauben hatten abwendig machen lassen. Diese nun, nebst Juden, Maranen, und andern Ungläubigen, wurden alle an jenen grands jours, wie man solche Gerichte in Spanien nennet, verdammt, und theils in Person, theils in Bildnissen den Flammen aufgeopfert. In den entsezlichen Criminalprozeduren fand kein Ansehn der Person statt. Der Erzbischof von Toledo, zween der ersten Caplanen Kayser Carl V. und selbst das Testament des seligen Monarchen, wurde darein eingeflochten.

Diese tragischen Scenen hatten in ganz Europa ein großes Aufsehn gemacht; und insonderheit in den

Nie-

Niederlanden, wo man diese Unmenschlichkeiten als Muster spanischen Inquisition ansah, die auch dort eingeführt werden sollte, Schrecken und Entsetzen verbreitet. Alle Mühe, den Eindruk zu tilgen, war vergeblich. Je abscheulicher also die Begriffe von diesem Gerichte waren, desto tiefer wurzelte die Furcht vor ihrer Einführung in den Gemüthern ein. 1566.

Um aber endlich die Geschichte der Inquisition, deren Umständlichkeit dem Leser vielleicht schon Eckel erweckt hat, zu schliessen, wollen wir das übrige nur noch kurz berühren.

Die Inquisitoren werden in den Placaten Kayser Carl V. namentlich angeführt. Worin bestuhnd aber ihre Verrichtung in den Niederlanden? Selbst damals hatte man schon über diese Frage mit vieler Hitze für und wider gestritten. Um so viel weniger darf man sich wundern, wenn nun wir, die wir seit so vielen Jahren von dieser Inquisition nicht die geringste Spur mehr antreffen, so verschieden in unsern Meynungen und so verlegen über den Fragen sind: Ob, wie, und durch wen dieselbe in unsern Provinzen eingeführt worden sey, und worinn ihre Verrichtung, sowohl überhaupt, als auch insbesondere bestanden habe?

Einige Anmerkungen können vielleicht diese Dunkelheiten noch in etwas aufklären. Es ist nicht zu läugnen, daß die Placaten des Kaysers, seit der Entstehung der Kezereyen sehr strenge waren, und häufig auf einander folgten. Carl wollte die Niederlande nicht nur von der Seuche, die sich schon eingeschlichen hatte, durch die Schärfe der Strafen reinigen, sondern auch vor noch gefährlichern Uebeln, durch abschreckende Beyspiele schützen. In dieser doppelten

1566. Absicht hielt er seine Strenge für ein nothwendiges Uebel. Es geschahen öftere Hinrichtungen. Indessen ließ er doch alle Processe an den rechtmäßigen Richter gelangen; und gieng er auch in der Schärfe zu weit, so entschuldigen ihn die Begriffe, die er sich von den Mitteln machte. Viele wurden doch wirklich abgeschrekt, thaten Busse, und kehrten in den Schooß der Kirche, die allen Bußfertigen offen stund, wieder zurück.

Die Kezerey ist ein Gewissensfall, den sich der Pabst, die Kirchenversammlungen und die Bischöfe vorbehalten. Seit dem Anfange des Christenthums war dies eine beständige Regel der Kirchenzucht. Die Bischöfe können die verschuldeten Gewissen von allen geheimen Sünden, selbst von denjenigen, die sich der Päbstliche Stul vorbehält, sowohl durch sich selbst, als auch durch ihre Stellvertreter lossprechen. Nur der Kezer allein muß seinen Ablaß vom Bischofe selbst erhalten. Dies ist die Erklärung der Tridentinischen Kirchenversammlung, welche mit der alten Glaubenslehre, den Kirchenschlüssen, und den Verordnungen der Provinzialsynoden übereinstimmt. Die Schriftgelehrten und Canonisten mögen nun immerhin Einwendungen machen; wir wollen uns in ihre spizfindigen Unterscheidungen nicht einlassen. Genug, daß nach dem gemeinen Glauben der Bischof in Kezereysachen durch sich selbst und nicht durch andere lossprechen kann.

Allein, in diesen Landen waren keine Bisthümer. Die bischöfliche Gerichtsbarkeit wurde theils durch fremde, theils durch Stellvertreter der einheimischen Bischöfe verwaltet, welche an den äussersten Grenzen der Staaten ihren Siz hatten, meistens abwesend,

und so gut als fremd waren. Aus diesem Grund nahm 1566.
man seine Zuflucht zum Pabste. „Dem Uebel zu „steuern", (sagt Carl V. in seinem Edicte vom 14. October 1529.) „hatten wir unsern heiligen Vater, „den Pabst ersucht, Inquisitoren für unsere Staa„ten zu bestellen, welches er auch that". Weiter redet er von diesen Abgeordneten kein Wort mehr. Wie weit er aber entfernt war, ihnen eine gerichtliche Gewalt anzuvertrauen, läßt sich deutlich genug aus eben diesem Placat erkennen, worinn er die Räthe von Bläsere und Everärt zu Glaubensrichtern bestellt, und ihnen befiehlt, den Kezern einen kurzen Prozeß zu machen, und die vorkommenden Schwierigkeiten dem Rath einzuberichten. In allen andern Edicten, wo von Inquisitoren die Rede ist, werden diese, nach der Rangordnung, den Erzbischöfen, Bischöfen, ihren Vicaren und Gerichtsbeamten immer nachgesezt; so daß es das Ansehn hat, als wenn sie in Sachen von bischöflicher Competenz nur in Ermanglung der übrigen zu sprechen gehabt hätten. In einem einzigen Placate vom 19. April 1550. heißt es: „Wenn ein Kezer freywillig und noch zu rechter Zeit „Reue bezeugt, und sich bekehrt, soll er durch die „Apostolischen Inquisitoren zur Busse, Abschwörung „und Gnade wieder aufgenommen werden". Dies ist vielleicht die einzige Stelle, wo ein päbstlicher Abgeordneter also genennt, und gleichsam an die Spize des geistlichen Gerichtes gestellt wird. Könnte man nicht hieraus folgern, daß etwa dies ihre eigene Bestimmung, und ihre eigene Gewalt bloß auf die Fälle eingeschränkt war, wo sie, als Gesandten, welche das Oberhaupt der Kirche vorstellten, einen reuenden Sünder von dem Banne, der auf der Kezerey ruht, lossprachen?

1566. Im übrigen blieb der ordentliche Richter im Besitze seiner Rechte. Die Anzeige der Personen, selbst der entlaufenen Mönchen und Nonnen, geschah an die Gerichtsbeamten jedes Ortes. Auch die Bücher wurden dem gehörigen Richter angezeigt. Die Liste der verbotenen gab die Universität Löwen aus. Die Einziehung der Güter geschah in gerichtlicher Ordnung, mit Vorbehalt dessen, was dem Lehnherrn gebührte; und überhaupt verfuhr man in den Prozeduren, den Urtheilen und Vollziehungen derselben, so, wie es in den übrigen peinlichen Processen gebräuchlich war. Man siehet nicht, daß in die Gewalt des ordentlichen Richters der geringste Eingriff geschah. Von allen diesen Umständen kömmt kein einziger mit den Prozeduren der spanischen Inquisition überein.

Nur noch ein Beyspiel will ich zum Beschluß anführen, woraus sich die Verrichtungen der niederländischen Inquisitoren noch deutlicher erkennen lassen. In einem Antwortschreiben vom 14. Herbstm. 1561. drükt sich die Herzogin also aus: „Wir sind allerdings der Meynung, daß man immer geneigt seyn „soll, diese Leuthe zu begnadigen; doch wohl bestanden, daß sie vorher durch Widerruf und Abschwörung ihrer Irthümer, in die Hände der Inquisitoren, mit der Kirche wieder ausgesöhnt seyn müssen. Zu diesem Ende könnt ihr, wenn eure Commissare in ihren Verrichtungen weiter gehen, dem „Inquisitoren Nachricht davon geben, damit er bey „der Hand seyn möge, wann man seiner bedarf". Hier liegt es klar am Tage, wozu man den Inquisitoren berief, und warum er bey der Hand seyn mußte? Auch läßt sich hieraus mit Grunde vermu-

thun, daß ihm sonst nichts oblag. Wir könnten noch 1566.
eine Menge dergleichen Beyspiele anführen. Ueberall finden wir einerley Prozeduren wider die Ketzer. Nirgends geschieht weder eines Inquisitoren, noch einer Inquisition Meldung. Geschweige, daß sich daraus sollte beweisen lassen, die Spanische Inquisition sey in den Niederlanden eingeführt gewesen.

Sechster Abschnitt.

Milderung der Placaten. Tridentinische Kirchenversammlung.

Unter der Menge ausserordentlicher Begebenheiten und wichtiger Staatsveränderungen, wodurch sich die Geschichte des sechzehnten Jahrhunderts so besonders auszeichnet, verdienen unstreitig die unglükseligen Geburthen so mancher Ketzereyen, und die daher entstandenen Religionsunruhen, unsere vornehmste Aufmerksamkeit. Ganze Schaaren von Irrlehrern verbreiteten sich, jeder mit seinem Anhange, durch die ganze Christenheit. Schwärmer und Gotteslästerer, Verführer und Verführte fanden Unterstüzung, und machten durch die zauberische Kraft ihrer Lehren und Beyspiele, und dann noch durch die Gewalt ihrer Waffen große Eroberungen. Dies um sich greifende Feuer sezte Deutschland, die Nordischen Reiche, England, Frankreich, die Niederlande und fast ganz Europa in verzehrende Flammen. Kirchen und Staaten wurden durch die heftigsten Empörungen, hier mehr, dort weniger, überall aber im Grund erschüttert.

Carl V. versäumte nichts, was dem einreissenden Verderben zu steuern geschikt war. Seine Nieder-

lande waren der Gefahr vor andern ausgesezt, auch einzelne Provinzen von der Seuche schon angesteckt, so daß er sich genöthiget sah, dem immer weiter um sich fressenden Krebs mit Feuer und Schwerd zu begegnen. Dies ist, wie wir eben gesehen haben, der Endzwek jener strengen Placaten, die er in großer Menge ausgehen ließ. Man findet in den Sammlungen der niederländischen allein, v. J. 1520. bis 1550. ihrer vierzehn bis fünfzehn; und selbst diese sind es noch nicht alle. Philipp II. fuhr in dieser Strenge fort, und vermehrte noch die Anzahl solcher Placaten. Dasjenige v. J. 1521. enthält eine umständliche Geschichte Luthers und seiner Lehre. Andere betreffen die Wiedertäufer und dergleichen Sekten mehr, ihre gedrukten und ungedrukten Schriften, und die Pflichten der Richter, sowohl der obern, als der untergeordneten.

Diese Placaten wurden überall durch die ordentlichen Gerichte und Obrigkeiten, welche über das Verbrechen der beleidigten, sowohl göttlichen als menschlichen, Majestät, zu erkennen pflegten, nach aller ihrer Strenge vollzogen. Alle Provinzen wurden mit Scheiterhaufen und Blutgerüsten angefüllt. So, wie sich die Sekten vermehrten, und insonderheit die Calvinische, die jüngste und gefährlichste von allen, ihr Gift immer weiter ausbreitete, verdoppelte man auch die Schärfe. Diese nahm in den neuern Edikten mit dem zunehmenden Uebel immer in gleichem Verhältnisse zu.

In den benachbarten Staaten hatte indessen der Religionskrieg alles in Flammen gesezt. Die Wiedertäufer waren, nach ihrer Zerstreuung in Deutschland, nach Friesland, und von hier aus in die

übrigen Provinzen der Niederlande geflüchtet, wo ihre Schwärmereyen Eingang, und bey einem leichtgläubigen Pöbel die reichste Erndte fanden. Gleiche Bewandtnis hatte es mit den übrigen Sekten. Alle Flüchtlinge aus Deutschland und Frankreich, es sey nun, daß sie die Religion oder ein liederliches Leben daraus vertrieb, nahmen unter dem Vorwande der Handelschaft und der Freyheit ihre Zuflucht zu den Niederlanden.

Wider einen solchen Strom der Verführung, der täglich eine Menge Einwohner hinriß, leisteten indessen auch die strengsten Edikte dasjenige bey weitem nicht, was man sich von ihnen versprach. Nicht wenige von den Großen bezeigten einen Abscheu, wenigstens eine Gleichgültigkeit dagegen. Der durch die vorerwähnten Projekte schon aufgebrachte Pöbel sah die immer gröffere Schärfe der Placaten, und die Menge der Hinrichtungen die vor seinen Augen geschahen, als eben so viele Beyspiele geistlicher Tyranney und barbarischer Verfolgungen an. Unwissenheit und Neuerungssucht machte aus dem Blut eines Märtyrers zehn andere entstehen. Mit der Schärfe vermehrte sich das Mitleiden und die Furcht. So geschah es, daß sich endlich die ganze Nation dawider auflehnte.

Im J. 1550. und noch vorher, hatte man schon angefangen einzusehen, daß diese Schärfe geschikter wäre, den Gemüthern Schrecken einzujagen, als Gehorsam gegen die Kirche einzuflößen. Carl V. wurde durch seine Schwester Maria, die Königin von Hungarn und damalige Statthalterin der Niederlande, so wie durch manche andere kluge Rathgeber gewarnt, in gewissen Artikeln, welche der allgemei-

nen Wohlfahrt der Provinzen zu nahe trat, die Strenge nicht zu weit zu treiben, indem ein Eifer dieser Art von den gefährlichsten Folgen seyn, und den Ruin der sämtlichen Niederlande nach sich ziehen könnte. Ihre Vorstellungen machten auch so viel Eindruk auf Carln, daß er in seinen folgenden Placaten Verschiedenes änderte, und durch zweckmäßige Auslegungen die Schärfe der erstern milderte. So ließ man z. B. von der Strenge gegen fremde Kaufleute the Vieles nach. Alles, was sie betraf, schränkte man auf die Warnung ein, in ihrer Aufführung niemand den Aergerniß zu geben. Hieher gehört auch die den Gerichten ertheilte Vollmacht, die Strafen in erforderlichen Fällen zu mäßigen; hieher die Erlaubniß, welche die Unterbeamten erhielten, die Obergerichtsräthe zu Rathe zu ziehn, und bey ihnen um die Mäßigung der Strafen anzusuchen; die Strafen, die man wider Verleumder und falsche Ankläger verordnete, und dergleichen Punkten mehr.

1564. Auf diese klugen Milderungen Carls berief man sich jezt, da die schlüpfrige Lage der Staaten dieselben mehr als jemals zu fodern schien. Die Provinzen führten fast einmüthig folgende Sprache: „Die „strengen Placaten wären ohne Wissen und Zuziehung „der Stände verfasset, abgekündiget und vollzogen „worden; da doch sie die Unschicklichkeit derselben am „besten hätten zeigen, und die fatalen Erfahrungen „hindern können, wodurch man nun von der Noth„wendigkeit einer Milderung überzeugt würde: Die „Gesezе müßten sich nach den Zeiten, und nicht die„se nach jenen richten: Da das Uebel einmal auf das „höchste gestiegen, so wäre weiter kein Mittel mehr „übrig, als alle Arten von Inquisitionen, unter

„welcherley Namen und Gestalten man sie auch ver- 1564.
„dekte, aus den Niederlanden zu verbannen; Die
„Stände der sämtlichen Provinzen sollten sich in dies
„ser Absicht versammeln; mit der Regierung in ge-
„meinschaftliche Berathschlagung treten; alle Placa-
„ten, welche seit einer gewissen Zeit ausgegangen,
„völlig aufheben, und statt derselben ein einziges
„Placat nach guten Grundsäzen verfertigen, wodurch
„die Religion aufrecht erhalten, und die Verirrten
„in den Schooß der Kirche wieder zurükgebracht
„werden könnten".

Dies ist der Plan, den die Stimme des Publikums dem spanischen Hofe vorzeichnete, und worüber man sich zu Brüssel und in Spanien ausführlich berathschlagte, doch ohne das mindeste, wenigstens nichts zu beschliessen, welches den Weg zum Frieden hätte bahnen können.

Die Aufnahme und Kundmachung der Tridentinischen Kirchenschlüsse machte endlich das Maaß der Beschwerden voll. Diese in der Kirchengeschichte berühmte Versammlung dauerte noch, als die vorigen Punkten alle schon im Betrieb waren.

Nach manchen schwierigen Unterhandlungen war sie anfänglich nach Mantua berufen, und dann nach Trident versezt worden. Als sich aber bald darauf eine Pest in diesen Gegenden äusserte, flüchtete sie, nach einem feyerlichen Gutachten ihrer Aerzte, welches auch durch die Aerzte des Landes und der Nachbarschaft bestäthiget wurde, nach Bologna. Doch auch hier hielt sie sich nur eine kurze Zeit auf. So bald die Furcht, die sie aus Trident vertrieben hatte, verschwunden war, kehrte sie wieder dahin zurük, und dauerte unter fünf Päbsten achtzehn Jahre. Sie endigte sich i. J. 1563.

1564. Eine Beschreibung dieser Versammlung verträgt der Plan unserer Geschichte nicht. Man trift sie bey vier bis fünf Schriftstellern in besondern Werken an, die in jedermanns Händen sind. Man weiß, daß der Cardinal von Lothringen bey den Sizungen und insonderheit bey dem Schlusse derselben die Hauptperson gespielt hat. Aus Privatabsichten, die sich deutlich genug offenbarten, wandte er sein Aeusserstes an, der Versammlung ein Ende zu machen. Wirklich gieng es auch mit der Endigung ziemlich eilfertig zu. Bey dem Schlusse stimmte er selbst nach der Weise aller Conzilien das Danklied an, und kehrte nun, mit seinen gleichsam eroberten Kirchenschlüssen, triumphirend nach Frankreich zurük. Jedoch, wider Vermuthen fand er hier so mächtige Hinderniße, daß, aller seiner Bemühungen und des grossen Ansehens ungeachtet, worinn er und sein ganzes Haus bey Hofe stuhnd, die Kirchenschlüsse nicht aufgenommen wurden.

Philipp II. war der erste, der sie in Spanien ohne alle Bedingung aufnahm, und öffentlich kund machen ließ. Ein gleiches that er auch, durch besondere dahin ausgefertigte Befehle, in Italien und in den Niederlanden. So weit sich seine Herrschaft erstrekte, selbst bis in beyden Indien, ließ er dieselben einführen und zur Richtschnur des Glaubens sezen.

Ueber den großen Eifer, den dieser mächtige Monarch dabey bewies, wurde verschiedentlich geurtheilt. Einsichtsvolle Leuthe leiteten denselben aus politischen Quellen her. An dem römische Hofe hatte man die größte Ehrfurcht für ihn. Die spanische Parthey hatte damals und noch lange nachher vor allen andern das Uebergewicht. Ja, wenn wir den Zwist unter Paul IV. wegen der Häuser Colonna und Caraffa

ausnehmen, so dauerte der überlegene Credit Phi- 1564.
lipp II. zu Rom durch seine ganze Regierung fort. Er versäumte auch keine Mittel, dies gute Vernehmen mit dem päbstlichen Stuhle zu unterhalten, und die Bande der Freundschaft immer fester zu knüpfen. Seine große Absicht dabey war, wie man wenigstens vorgiebt, sich in den päbstlichen Hofgebräuchen den Vorrang vor der Krone Frankreich zu versichern. Sein Stolz konnte es nicht verdauen, daß dieser Hof seinem Vater, als Römischem Kayser, nur den dritten Rang gab, da derselbe doch sonst überall den ersten hatte. Daß er auf dieses Vorrecht Ansprüche machte, war keinem Zweifel mehr unterworfen, seitdem ganz Europa dem ärgerlichen Rangstreit zugesehen hatte, der bey der Versammlung zu Trident beynahe alles in Unruhe und Verwirrung gesezt, und so hartnäckig geführt worden, daß endlich, nach langen fruchtlosen Unterhandlungen und mancherley Ränken, der spanische Bevollmächtigte, Graf von Luna, seinen Rangsiz leer ließ, und einen ganz abgesonderten Plaz einnahm, bloß um sich in Ansehung Frankreichs, seiner Meynung nach, nichts zu vergeben.

Solchergestalt schrieb man zwar öffentlich die Eilfertigkeit, womit der spanische Monarch zur Kundmachung der Tridentinischen Kirchenschlüsse schritt, seinem heißen Eifer für die Religion zu; im Grund aber kam vieles davon auf die Rechnung seiner persönlichen Gefälligkeit gegen den Pabst und dessen Hof.

Allein so geschwind kam doch die Aufnahm in den Niederlanden nicht zu Stande. Sie wurde durch manche Schwierigkeiten, die man in den Weg zu legen wußte, bis in das J. 1565. verzögert. Man

1564. ließ es sogar den König merken, daß man den grossen Antheil, den sein Rangstolz an dem Eifer nahm, wohl kannte; und endlich schränkte man die Aufnahme der Kirchenschlüsse bloß auf die Glaubenssäze ein. Den Artikeln, welche die Kirchenzucht betreffen, fügte man wohlbedächtlich diese Clausel bey: Ohne Beeinträchtigung der Majestäts- und anderer Rechte, Freyheiten und Gerichtsbarkeiten des Königes und seiner Vasallen, Staaten und Unterthanen, u. s. w. Vielleicht hätte mittelst der Clausel welche die Gerechtsamen des Monarchen und seiner Unterthanen in Sicherheit sezte, die Sache noch eher zum Schlusse gebracht werden können. Allein die Umstände waren zu kritisch, als daß man sich eine friedsame Uebereinstimmung hätte versprechen dürfen. Die Mißvergnügten spannen damals ihre Conföderationen an, und machten zum Angriffe sowohl als zur Vertheidigung die ernstlichsten Entwürfe. Viele unter ihnen waren den Ketzern und ihren Lehrsäzen, über welche in den Kirchenschlüssen ein so scharfes Urtheil gesprochen wurde, geneigt. Der Pöbel, welcher von dieser Materie und ihren Entscheidungen wenig verstuhnd, schrie über Neuerungen, und lehnte sich noch heftiger dawider auf, als man ihm auf eine geschikte Art zu verstehen gab, daß eben diese Neuerungen einen Theil des Planes ausmachten, den Granvelle zur Unterdrückung der Nation entworfen hätte. Ein solcher Plan ließ sich zwar aus allen Umständen leicht vermuthen; aber von der Wirklichkeit desselben hatte doch das Publikum bisher noch keine Gewißheit. Der Prinz von Oranien allein hatte das Geheimniß und die Triebfedern desselben ausgekundschaftet, und fuhr noch immer fort, ihnen in den verborgensten Schlupfwinkeln nachzuspüren.

Diese Erkundigungen sind zu wichtig, als daß wir 1565.
sie mit Stillschweigen übergehen, oder nur obenhin berühren könnten. Um die Erzählung vollständig zu machen, müssen wir etliche Jahre wieder zurükgehen. Wir hatten sie anfangs für eine andere Gelegenheit sparen wollen; doch hier, wie uns dünkt, mögte wohl der schiklichste Plaz für sie seyn.

Wir haben oben, bey Gelegenheit des Friedensschlusses von Chateau Cambresis eines geheimen Vertrages gedacht, welchen die schliessenden Mächte, noch ausser den Friedensartikeln, unter sich insbesondere zur Handhabung der Katholischen Religion errichteten. Heinrich II. hatte gleich im Anfange seiner Regierung scharfe Edicte wider die Hugenotten ergehen lassen. Die Parthey derselben war damals schon ganz ausgebildet, und ihr Anhang mächtig. Sie hatten an verschiedenen Orten des Königreiches und selbst am Hofe bereits große Unruhen erregt, so daß Heinrich die gefährlichsten Folgen befürchtete. In solchen Umständen ließ er sich zur Ergreifung jener gewaltsamen Mittel, die man ihm vorschlug, desto geneigter finden, da der Cardinal von Lothringen sein Vertrauter, und die Seele seiner Regierung war. Von den Gesinnungen des Königes von Spanien und des Cardinals von Granvelle (welcher damals noch Bischof von Arras war) haben wir schon oben geredet. Diese zween Minister hatten sich zu Trident während der Kirchenversammlung über diese Gegenstände umständlich besprochen. Beyde kannten die Gesinnungen ihrer Herren, und wußten, daß sie sich durch Dienste dieser Art die Fortdauer ihrer Gunst versicherten. Indessen mußten sie mit ihren Projekten noch bis zum Frieden zu

rükhalten. Als dieser im J. 1559. geschlossen wurde, traten sie während der Unterhandlungen, und auch nach dem Schlusse desselben, abermals, in geheime Berathschlagungen, und verabredeten Verschiedenes, wovon in dem Friedens-Vertrag keine Meldung geschieht.

Das Wesentliche dieser Geheimnisse bestehet in folgen Punkten: Die zween Könige verpflichten sich wechselseitig, den katholischen Glauben zu handhaben und zu beschüzen; alle neuen Lehrsäze und Meynungen, nebst allen die sie hegen, aus ihren Reichen auszurotten; und wider jede sowohl innerliche als äussere Gewalt, die sich ihrem Eifer widersezen möchte, einander alle nur mögliche Hülfe zu leisten, so bald sie verlangt würde. Die Mittel zu dieser Absicht waren: Die Einführung der Inquisition in allen Staaten beyder Königreiche; die Aufnahme und Vollziehung der Tridentinischen Kirchenschlüsse, nebst verschiedenen andern, die dahin einschlagen.

Da es in den damaligen Zeiten, bey Friedensschlüssen von so feyerlicher Art, üblich war, einander Geisel zu geben, und Gesandte zu schiken, in deren Gegenwart die Eydleistung geschehen mußte, so wurde der Prinz von Oranien zum Haupte dieser Gesandtschaft ernannt. Er kam mit einem grossen Gefolg und prächtigem Aufzuge nach Frankreich, und wurde mit den glänzendsten Ehrenbezeugungen empfangen. Die Franzosen überhäuften ihn mit Freuden und Liebkosungen, und vergassen über seiner Gegenwart allen Verlust des Krieges, alle beläftigenden Bedingungen eines Friedens den sie unglüklich nannten, und der ihnen auch wirklich so schimpflich als nachtheilig war. Man begieng eben

damals an dieſem Hofe das doppelte Vermählungsfeſt, der Prinzeſſin Eliſabeth des Königes Tochter mit Philipp II. der ſeit dem Tode der Königin von Engländ zum Zweytenmal Wittwer war; und der Schweſter des Königes mit dem Herzoge von Savoyen. Der Prinz von Oranien wohnte dieſen Feſten bey, und nahm, an der Seite des Königes, an allen Luſtbarkeiten des Hofes Theil. Dieſer öftere Umgang ließ den König Eigenſchaften an dem Prinzen bemerken, die ihn zu einer immer gröſſern Vertraulichkeit einluden. Auf der Jagd nahm er einſt Anlaß von jenen neuen Verträgen mit ihm zu reden, die er zur Vertheidigung des katholiſchen Glaubens mit dem Spaniſchen Monarchen geſchloſſen hätte. Der Prinz, deſſen Wiſſenſchaft von dieſem Geheimniſſe bisher vielleicht auf bloſſen Vermuthungen beruhet hatte, vergaß ſich über dieſer Vertraulichkeit nicht. Er hielt zurük, und antwortete, zwar beſcheiden, doch immer als ein Mann, der von der Sache gut unterrichtet war. Dadurch ſtärkte er den König in der Meynung, ſein Geſellſchafter müſſe an den geheimſten Berathſchlagungen Theil gehabt haben; und lokte ſo das ganze Geheimniß von ihm heraus. Von allem, was verabredet worden, und was nur der Prinz zu wiſſen verlangte, verſchwieg ihm der immer offenherzigere König nichts.

Wie es nun überhaupt dieſes Prinzen Art nicht war, Vortheile, die ihm die Zeitumſtände darboten, aus den Händen zu laſſen; ſo wußte er auch die glükliche Gelegenheit einer ſo ungefehren Entdeckung, die ihn in den Stand ſezte, aus der Quelle ſelbſt zu ſchöpfen, wohl zu benuzen. Er machte von ſeinem ziemlich langen Aufenthalt in Frankreich den beßten

Gebrauch. Hier legte er den Grund zu jenem geheimen Briefwechsel, sowohl mit dem Hofe, als auch mit dem Admiral Coligny und der Parthey der Hugenotten, der ihm in der Folge so treflich zu statten kam. Ohne diesen Leitfaden, ohne diese Leuchte, würde er in den Stürmen der Niederländischen Empörung an manchen unglüklichen Maaßregeln, die er in der allgemeinen Bestürzung auf Gerathwohl hätte nehmen müssen, gescheitert haben. Auch spärte er weder Mühe noch Kosten, diesen Briefwechsel so, wie die übrigen mit Spanien, Deutschland und England, zu unterhalten. Wie vortreflich er von diesen auswärtigen Freunden in den wichtigsten Angelegenheiten bedient worden, wird die Fortsezung dieser Geschichte an mehrern Orten zeigen.

Unterdessen, daß der Prinz auf erstbeschriebenen Wegen den Spuren der königlichen Projekte Schritt vor Schritt nachgieng, und sich bey der Nation durch so zuverläßige Nachrichten immer mehr Glauben erwarb, wurden die Staatshändel in den Niederlanden immer verworrener. Die Partheygeister nahm überhand. Man rottete sich in den Städten und auf dem Lande, theils mit theils ohne Absicht zusammen. Viele Oerter wurden zu Sammelplätzen, wo man sich insgeheim über die Umstände der Zeiten besprach, einander seine Neuigkeiten mittheilte, das Unglük der Provinzen beweinte, und sich über die Mittel, demselben zu steuern, berathschlagte.

Sieben-

Siebenter Abschnitt.

Conföderation des Adels. Bittschrift an die Generalstatthalterin.

Bisher haben wir die Niederländischen Unruhen in ihrer Grundlage gesehen. Noch waren es bloße Gemüthsunruhen, Drohungen, große Entwürfe zum Angriff und zum Widerstand; nirgends aber war man noch zu Thätigkeiten geschritten. Doch nun kam das Feuer in den Gemüthern dem Ausbruche nahe, und alles stuhnd in begieriger Erwartung, wenn und wo es zuerst ausbrechen würde.

Dies geschah den 16. Hornung im J. 1566. zu Breda in dem Hause Philipp von Marnix, Herrn von St. Aldegonde, eines Vertrauten des Prinzen von Oranien, bey welchem neun seiner Freunde (nach andern Schriftstellern waren es ihrer zwölfe) von verschiedenen Orten, also vermuthlich nicht von Ungefehr, zusammengekommen waren. Dieser Edelmann wird uns in der Folge als eine Hauptperson unserer Geschichte bekannt; und wir werden ihn, nach der Trennung der Vereinigten Niederlande von Spanien, das Ruder aller Provinzialgeschäfte führen sehn. Er hielt sich lange am Englischen Hofe bey der Königin Elisabeth als Gesandter auf. Schon damals, als sich diese seine Freunde bey ihm versammelten, soll er der Calvinischen Sekte zugethan gewesen seyn. Wie die bedenklichen Umstände der Provinzen schon lange der traurige Innhalt aller Staatsgespräche waren, so gaben sie auch dieser Gesellschaft reichen Stoff zu ernstlichen Unterredungen. Jeder theilte dem andern seine Gedanken mit; und endlich entschlossen sie sich einmüthig, zur Vertheidigung der Freyheit 1566.

1566. ein Schuz- und Truzbündniß zu errichten, und mit gewafneter Hand aller Neuerung und fremden Gewalt, auf Tod und Leben zu widerstehen. Marnix entwarf den Plan, sagte ihn aus dem Stegreif einem von der Gesellschaft in die Feder, oder, wie andere wollen, brachte ihn mit eigener Hand zu Papier, und las ihn den übrigen vor, welche ihn mit großen Lobsprüchen einmüthig genehmigten, und den Vortrag sogleich beschwuren.

Dies ist die Schrift, welche nachgehends unter dem Namen des Compromisses so berühmt geworden. Ihren wesentlichen Innhalt wollen wir hier in einem summarischen Auszuge beyfügen.

Nach einer übertriebenen Verwünschung der Inquisition, welche, mit den schwärzesten Farben geschildert, eine wider alle göttliche und menschliche Gesezе streitende, dem ganzen menschlichen Geschlecht verabscheuungswürdige und an Barbarey alle Grausamkeiten der Tyrannen übertreffende Anstalt genannt wird, folgt die Erklärung: „Da hab- und ehrsüchtige Fremde, zur Befriedigung ihrer unersättlichen „Begierden, den König so sehr eingenommen und „verführt hätten, daß er nicht nur sich weigerte, „die strengen Edikte zu mildern, sondern auch, seinem Versprechen und seinem Eyde zuwider, mit „Gewalt eine Inquisition einführen wollte, welche „durch Unterdrükung, Sklaverey und häufige Mordthaten die Nation unfehlbar zu Grunde richten würde; so fände sich der Adel in Betracht der seinem „Stand obliegenden Pflicht, die Nation vor Gewalt „und Unterdrükung zu schüzen, durch dies nichtswürdige und treulose Verfahren gezwungen, in einen Bund zu treten, um diesen Gewaltthätigkeiten

„desto nachdrücklicher widerstehen zu können. Dies 1566.
„semnach hätten sich die Edeln unter einem unver-
„brüchlichen Eyde wechselseitig verpflichtet, durch-
„aus keine Inquisition, unter welchem Namen man
„sie auch einführen mögte, in den Niederlanden zu
„dulden. Uebrigens riefen sie Gott zum Zeugen an,
„daß dieser Bund keinen andern Zwek hätte, als sei-
„ne Ehre, den Dienst des Königes, und den Nuzen
„des Vaterlands".

Dies ist der kurze Innhalt einer Urkunde, woraus sich der Geist der damaligen Zeiten erkennen läßt. Der neuen Bisthümer und der Tridentinischen Kirchenschlüsse wird darin mit keinem Worte, der Placaten aber nur neben her, gelegenheitlich gedacht. Alle Pfeile der Erbitterung treffen geradezu die Inquisition, als das einzige unerträgliche Joch. Daher führt diese Schrift, nachdem sie in andere Sprachen übersezt, und durch den Druk in ganz Europa ausgestreut worden, in der Londner-Ausgabe den Titel: Verbindung der Großen und Edeln der Niederlande wider die Spanische Inquisition.

Sobald dieser Vertrag zu Breda geschlossen und unterschrieben war, ließen die Verbundenen eine große Menge Abschriften, theils von Hand zu Hand bis an die äussersten Grenzen der Niederlande, theils, in mancherley Sprachen übersezt, in fremde Länder laufen. Ob man sich nun gleich nach der damaligen Lage der Gemüther, welche durch die vorigen Bewegungen zu einer solchen Auffoderung schon von ferne her vorbereitet waren, eine gute Aufnahme versprechen durfte; so läßt sich doch selbst aus den günstigsten Umständen kaum begreifen, wie schnell und begierig diese Schrift durch alle Provinzen, von Artois

1566. und Cambresis an, bis in das äusserste Friesland aufgenommen und unterschrieben wurde. Vom hohen Adel an bis zum geringsten Handwerker und Taglöhner trat alles in diese Lige. Die ersten und Vornehmsten waren: Ludwig Graf von Nassau, Bruder des Prinzen von Oranien; Heinrich von Brederode, Vicomte von Utrecht; Florenz von Palland, Graf von Kuilenburg; der Graf von Bergen; die Herren von Argenteau und Hermal, von Giberci, von Gistelles, von Olhain, und eine Menge anderer. In den Geschichten von Holland, Seeland und Geldern findet man, ausser den vollständigen Listen des hohen Adels, noch alle übrigen aufgezeichnet, welche sich damals zu diesem Bunde bekannten. Denn nicht nur die Edeln, auch angesehene Handelsleuthe und sonst vermögende Bürger durften sich unterschreiben. Die Anzahl derselben soll sich in kurzer Zeit auf 2000. belaufen haben.

Heinrich von Brederode, eine Staatsperson vom ersten Range, der in richtiger Folge von einem Sohne Arnulfs, jüngern Bruders Dietrich IV. Grafen von Holland, abstammte, ein Mann zwischen dreyssig und vierzig Jahren, voll Feuer und Kühnheit, ein geschworner Feind der Spanier — dieser sezte sich an die Spize der Verschwornen. Vielleicht ließ er sich in diesen Umständen von einer günstigen Gelegenheit träumen, seine Ansprüche auf Holland geltend zu machen. Wenigstens widerspricht sein Charakter solcher Vermuthung nicht. Er war äusserst aufgeblasen von Stolz auf diese Geburtsrechte, ungestüm in allen seinen Leidenschaften, und tollkühn zu jeder Unternehmung.

Den Verschworenen Muth zu machen, streute man

das Gerücht aus, die Ritter des goldenen Vliesses 1566
wären nebst verschiednen mächtigen Nachbaren mit in den Bund getreten. Man nannte insonderheit die Königin Elisabeth von England, den Kurfürst von der Pfalz, den Herzog von Cleve, den Admiral von Coligni und seine Parthey in Frankreich. Unterdessen bekam das Compromiß in allen Provinzen täglich mehr Anhänger. Die Unterschriebnen versprachen zugleich eine gewisse Summe; einige sezten noch hinzu: „Und meine Person". Unter der Tyranney des Herzogs von Alba kam ein gleiches Compromiß zu Stande, worinn sich Brederode zu 12000 Gulden verstuhnd.

Die Vornehmsten der Verbundenen hielten zu Hoogstraaten und an mehrern Orten, unter dem Scheine der Jagd- und anderer Lustbarkeiten, noch besondere Zusammenkünfte, worinn über die Verfertigung einer Bittschrift gerathschlagt und zugleich beschlossen wurde, daß sich der Adel, in so großer Anzahl, als es die Umstände nur immer erlaubten, und an der Spize desselben die Großen vom ersten Range, zu Brüssel einfinden sollten, um diese Bittschrift der Herzogin auf die feyerlichste Art zu überreichen.

So groß nun auch die Bewegungen waren, welche durch das öftere Bescheiden nach gewissen Sammelplätzen, durch den Umlauf des Compromisses, und durch das Projekt dieser Bittschrift nothwendig entstehen mußten, so wenig Eindruk machten sie doch auf den Hof zu Brüssel. Entweder hatte die Statthalterin wirklich keine Wissenschaft davon, oder sie nahm wenigstens die Mine der Unwissenheit an. Die erste Nachricht davon gaben ihr die Grafen von

1566. Meghem und Egmond erst in der Mitte des Märzen, da schon die Edelleuthe aus ihren verschiedenen Cantonen sich zu Haufen gesammelt hatten, um die Reise nach Brüssel anzutreten.

Sie bezeigte sich nicht wenig verlegen, versammelte sogleich den Staatsrath, und berathschlagte sich mit demselben über die Art, wie man diesen Requeteträgern begegnen sollte. Viele fanden darinn, daß die Supplikanten bewafnet und in so groser Anzahl erschienen, eine Unanständigkeit und einen Mangel der schuldigen Ehrfurcht für die Statthalterschaft. Nach ihnen hätten dieselben etliche der Vornehmsten zu Abgeordneten erwählen, und ihre Klagen durch diese vorbringen sollen. Sie behaupteten, daß ein solcher pompöser Aufzug wo nicht Aergerniß, wenigstens nachtheiliges Aufsehen und Bewunderung unter dem Volk erregen, und, wie er das Ansehen einer Verschwörung hätte, so auch leicht Anlaß dazu geben könnte. Sie wären demnach der Meynung, daß man ihnen die Thore nicht öfnen sollte.

Andere hingegen übernahmen ihre Vertheidigung. Das Haupt dieser Parthey war der Prinz von Oranien: „Aus ungegründetem Verdacht eines Mangels „der Ehrfurcht, oder einer Gewaltthätigkeit, könnte „man, (sagte er) die Achtung, welche diesen Edelleuthen, als den Vornehmsten der Nation, gebührte, desto weniger verlezen, da dieselben mit den „Meisten des Rathes verwandt oder befreundet, mithin zu bekannt wären, um so etwas von sich befürchten zu lassen. Sie wären die angesehensten „Mitglieder des Staates; ihre groſe Anzahl zeugte „von ihrer Einmüthigkeit, und von ihrem brennenden Eifer für die Wohlfahrt des Adelstandes und

„der ganzen Nation. Die Billigkeit erfoderte also, 1566.
„sie anzuhören, und, wann ihre Foderungen gerecht
„wären, sie zu befriedigen".

Wieder andere begehrten, man sollte sie unbewaffnet einlassen. Allein da diese Art von Capitulation zu viel Furcht verrathen hätte, so gieng die zweyte Meynung durch. Doch brauchte man einige Vorsicht, und verstärkte die Wachen.

Es war den 3. April 1566. als dies seltsame Heer, in verschiedene Haufen getheilt, fast zu gleicher Zeit zu Brüssel anlangte. Sie kamen alle zu Pferd, ungefehr 250. Ritter, jeder mit seinem gewöhnlichen Gefolge. Der Graf Ludwig von Nassau stieg mit dem Herrn von Brederode im Oranischen Pallast ab, wo sie von den Grafen von Horn und Mansfeld sogleich bewillkommt wurden. Die übrigen kehrten hin und wieder bey Freunden oder in Gasthäuser ein. Den folgenden Morgen berief sie Brederode sämtlich in den Kuilenburgischen Pallast, hielt eine Art von Musterung, und fragte sie, ob sie alle noch eines Sinnes mit ihm wären? Nach wiederholter Zusage, die jeder zugleich auch für seine abwesenden Freunde that (denn nach der vollständigen Zahl sollten es ihrer ungefähr 400. seyn) hielt man um Audienz an, die ihnen die Herzogin auf den folgenden Tag gegen Mittag bewilligte.

Den 5. April gieng also die sämtliche Zunft der Supplikanten um die bestimmte Zeit aus dem Kuilenburgischen Pallaste zu Fuß, je zwey, in völliger Form eines heiligen Umganges nach Hof. Die Aeltern und Vornehmern folgten; die Grafen von Nassau und Brederode, und der Vicomte von Utrecht, schlossen den Zug. Es fügte sich, daß die Herzogin

1566. zu gleicher Zeit aus dem Staatsrathe gieng, und unterwegs mit etlichen Großen, die sie begleiteten, in ernstem Gespräche stehen blieb. Unterdessen defilirten die Supplikanten in tiefem Stillschweigen vor ihr hin, und stellten sich in dem Audienzsaal in Ordnung.

Brederode näherte sich hierauf der Herzogin, und führte im Namen aller das Wort. „Diese mit ihm „verbundenen Edelleuthe hätten sich (sagte er), nebst „andern die noch kommen würden, in keiner andern „Absicht so zahlreich hier versammelt, als Ihrer Hoheit den zärtlichen Antheil zu bezeugen, den sie „sämtlich an den Klagen und Bitten nähmen, die „in dieser Schrift (hier überreichte er ihr die Requete) „enthalten wären; er bäte Ihre Hoheit, im Namen „aller zu glauben, daß eine so große Anzahl rechtschaffener Leuthe keinen andern Zwek hätte, als den „Gehorsam, den Ruhm des Königes, und die Wohlfahrt des Vaterlandes."

Die Herzogin nahm die Bittschrift, und antwortete, daß sie ihr Begehren in reife Ueberlegung nehmen wollte, die ohne Zweifel zu ihrer vollkommenen Befriedigung ausschlagen würde, indem sie nichts anders verlangten, als den Ruhm des Königes, und die Wohlfart des Vaterlandes.

Diese Schrift, welche nicht für damals, sondern noch lange nachher, durch ganz Europa ein so grosses Aufsehen, und insonderheit in den Niederlanden so heftige Bewegungen verursachte, war in sehr ehrerbietigen Ausdrüken verfasset. Sie enthält eine umständliche Erklärung des Compromisses; eine lebhafte Schilderung der Gefahr und des Verderbens, womit die Inquisition, und die Strenge verschiede-

ner Placaten dem Lande drohten, und wodurch sie, 1566.
die Verbundnen, als getreue Vasallen und Unterthanen des Königes, bewogen worden, der Herzogin die Größe der Gefahr, welche die schleunigsten Vorkehrungen erfoderte, vorzustellen, und sie zu bitten, dem König unverzüglich von allem Bericht zu erstatten. Zum Beschlusse hält man um eine allgemeine Versammlung der Staaten, und vorläufig um einen Stillstand aller Arten von Inquisitions- und Placatgerichten an, und bezeuget vor Gott, dem Könige, der Herzogin und den Staatsräthen, daß man durch diesen Schritt sein Gewissen von aller Schuld entlediget, und von dem häufigen Bürgerblute bewahret wissen wolle, welches in einer so drohenden Gefahr, ohne schleunige Gegenmittel unfehlbar würde vergossen werden.

Brederode brachte noch in dieser ersten Audienz, im Namen der Edeln, die besondere Klage vor, daß man sie eines geheimen Verständnisses mit fremden Mächten beschuldiget hätte. Er begehrte Genugthuung, und beruhnd darauf, daß man die Urheber einer solchen schwarzen Verleumdung nennen sollte.

Den Tag darauf gieng man in gleicher Ceremonie wieder nach Hof. Hier gab die Herzogin den Supplikanten ihre Bittschrift, mit der Antwort am Rande versehen, wieder zurük, und machte ihnen zur Aufhebung der Inquisition, und Milderung der Edikte in so ferne Hofnung, als sie sich die Genehmigung des Königes versprechen dürfte, ohne dessen besondre Befehle sie nichts beschliessen könnte. Mit dieser Antwort giengen die Edeln in ein besonderes Zimmer, um sich darüber zu berathschlagen. Den meisten kam sie sehr zweydeutig vor. Bey ihrer Zu

1566. rükkunft nahm der Herr von Kiennes das Wort, stattete der Herzogin im Namen aller Dank ab, und bat sie nochmals zu glauben, und auch den König zu versichern, daß sie diesen Schritt bloß zu seinem Dienste, wozu sie ihre Treue verpflichtete, gethan hätten. Davon, (antwortete die Herzogin), müßte ihr künftiges Betragen zeugen.

Dies war die erste Würkung einer so feyerlich übergebenen Bittschrift, wovon man die gefährlichsten Folgen besorget hatte. Nach einem wöchentlichen Aufenthalte hatten sich die meisten der Supplicanten wieder nach Haus begeben; auch die übrigen folgten ihnen bald nach. Nur wenige blieben, als Abgeordnete, noch eine Zeitlang zurük, und traten mit der Statthalterschaft in eine Art von Unterhandlung. Denn man beharrte standhaft auf dem Begehren, mit den Inquisitionsprozessen unterdessen einzuhalten. Die Herzogin entschuldigte sich mit dem Mangel der Vollmacht, in einer Sache, die sich ohne ausdrüklichen Befehl des Königes nicht ändern ließ. Doch versprach sie, um auf ihrer Seite keinen Anlaß zu neuen Klagen zu geben, die Gewalt der Obrigkeiten durch gemessene Befehle so lang im Zaum zu halten, bis die Antwort vom Hof ankäme. Ein gleiches Betragen foderte sie aber auch von den Verbundenen. Dem wechselseitigen Versprechen gemäß fertigte die Herzogin den Brief an den König ohne Verzug ab. Allein im Grunde, wie mich dünkt, konnte diese Art von Vertrag nicht viel bedeuten; wenigstens ist sehr zu zweifeln, ob man dem so unbestimmten Versprechen einer gewissen Unthätigkeit, worauf die ganze Unterhandlung hinauslief, zu beyden Seiten so genau nachgekommen sey.

Indessen hatte doch der kühne Schritt der Ritter- 1566.
schaft, das Aufgebot der Ritter und Vasallen, der Pomp ihres Einzugs, ihr so feyerlicher Zug zum Audienzsaal — lauter so seltene als seltsame Schauspiele — ganz Brüssel in Erstaunen gesezt. Die ersten vier bis fünf Tage wurden unter lauter Festen und Gastgeboten hingebracht. Jeder beherbergte oder bewirthete seine Freunde auf das stattlichste. Der zweyte Zug wurde durch die Grafen von Kuilenburg und Bergen, welche, nebst vielen andern, noch in der vorigen Nacht mit der Post angekommen waren, noch weit ansehnlicher. Diesen Tag gab Brederode in dem Pallaste des Grafen von Kuilenburg seiner sämtlichen Brüderschaft ein prächtiges Gastmahl.

Man hätte vorher schon den Einfall auf das Tapet gebracht, daß man der Conföderation auch einen Namen geben müßte. Bisher aber war noch nichts darüber entschieden worden. Nur erst, da Brederode den neuangekommenen Grafen die Merkwürdigkeiten der ersten Audienz erzählte, erinnerte er sich, daß der Graf von Barlaimont der Herzogin, welche über ihrem ersten Anblick in einige Bestürzung gerathen, um sie ausser Kummer zu sezen, leise, doch so vernehmlich, daß es die Umstehenden hören konnten, ins Ohr sagte: Ce n'est qu'un tas de gueux! Ein Haufen Bettler, und nichts weiter! Die Grafen von Kuilenburg und Bergen wurden darüber sehr erbittert; Brederode aber, der bey guter Laune war, machte Scherz daraus, eignete sich den Spottnamen zu, und fand ihn für die Gutgesinnten, welche kein Bedenken trügen, für den Dienst des Königes und des Vaterlandes auch den Bettelsak anzuhängen, ungemein wohl auszeichnend.

1566. Diese sinnreiche Auslegung einer so schimpflichen Benennung kam über der Tafel in Vorschlag; die sämtliche Gäste, deren ungefehr 300. waren, jauchzten Brederoden mit einem Freudengelächter Beyfall zu, und übten die ganze Mahlzeit hindurch ihren Witz an einem so possierlichen Gegenstande. Man machte Glossen, Devisen, Sinnbilder, und war unerschöpflich an Einfällen. Einer von ihnen hob sein Glas empor, und schrie: Vivent les gueux! Es leben die Bettler! Durch öftere Wiederholungen wurde dies Geschrey zuletzt zum Losungsworte. Denn gegen das Ende der Tafel ließ sich Brederode einen Ranzen oder Betelsak langen, hieng ihn um den Hals, nahm einen hölzernen Becher, und trank der ganzen Gesellschaft mit frohlockendem Geschreye zu: Vivent les gueux! — Sack und Becher giengen hierauf in der Reihe herum; und wie jeder trank, so erscholl, nebst seinem Vivat! der jauchzende Zuruf aller andern: Vivent les gueux! Der Lerm vermehrte sich, als einer den Grafen von Hoogstraten, welcher von ungefehr vorüber gieng, erblikte. Man hat ihn einzukehren, und bewillkommte ihn mit verdoppeltem Geschreye: Vivent les gueux! Auf gleiche Art wurden auch der Prinz von Oranien, die Grafen von Egmond, Horn und Mansfeld empfangen, welche bey dem leztern zu Mittag gespeiset hatten, und sich noch spät zu den lustigen Brüdern gesellten; denn das Gastmahl dauerte bis in die Nacht. Jedem Ankommenden erklärte man die Bedeutung.

Dies ist der Ursprung des in der Folge so berühmt gewordenen Namens Gueux, der sich noch bis auf den heutigen Tag erhalten hat, und bey der Nation einen Menschen bedeutet, welcher — der Katholischen

Religion nicht zugethan ist. Man hat ihn auch in 1566.
andern Sprachen, mit veränderter Endung beybehalten. Man findet ihn in der flamändischen, der lateinischen, der spanischen und der englischen Sprache.

Da also dieser Namen einmal Mode geworden, so kamen einige auf den Einfall, sich auch die Geräthschaften eines Bettlers beyzulegen. Solchergestalt erschienen immer neue Geburthen des Wizes: Kürbisflaschen, Pilgrimsstäbe, Becher, Schalen, eine Menge Münzen, anfangs von Holz und gebackener Erde, dann von Silber und endlich von Gold, die man auf dem Hute, oder an der Brust trug. Das Gepräg stellte auf der einen Seite das Bildniß des Königes, mit den Worten: Fidels au Roi, dem Könige getreu, und auf der andern zwey in einem doppelten Bettelsack umschlungene Hände vor, mit der Umschrift: Jusqu'à la besace, bis an den Bettelstab. In des Herrn van Loon Histoire Metallique des Pais-Bas findet man diese Münzen, von verschiedener Größe, nebst den Schüsseln, Schalen, Bechern und andern hieher gehörigen Geräthschaften in Kupfer gestochen. Bey jedem derselben zeigt der Verfasser zugleich auch das Cabinet an, wo es aufbewahrt wird.

Ueber diesem Ursprung kommen nun alle Geschichtschreiber der Niederländischen Unruhen, selbst die Verfasser fremder Geschichten, welche die unsrige nur gelegenheitlich berühren, überein. Joachim Hopperus allein sagt, man hätte um diese Zeit den Verbundnen den Namen Gueux gegeben, ohne den Urheber oder die Veranlassung desselben zu wissen; so daß man eben so gut sagen könnte, er wäre von ungefehr entstanden. Man sieht aber aus allen Um-

1566. fänden wohl, daß er, als Freund des Grafen von Barlaimont, ein für dieſen nachtheiliges Gerücht unterdrüken wollte. Er wurde um eben dieſe Zeit nach Spanien berufen, um die Stelle eines Oberpräſidenten im hohen Rathe einzunehmen, welche durch Carls von Liſnac Zurükkunft in die Niederlande erledigt worden. Hat er nun, wie man behaupten will, ſeine Reiſe nach Madrid ſchon den 2. April angetreten, ſo könnte man ihn zwar in ſo fern entſchuldigen, als dieſe Feyerlichkeiten in ſeiner Abweſenheit vorgefallen. Allein, da er ſeine Denkbücher auch in Spanien noch fortführte, und in dieſer Abſicht immer einen genauen Briefwechſel mit den Niederlanden unterhielt; ſo iſt es ſehr unwahrſcheinlich, daß er, der doch in ſeinen Schriften über die Benennung Gueux Betrachtungen anſtellt, von dieſen Umſtänden, die damals ſo allgemein bekannt waren, keine Wiſſenſchaft gehabt habe.

Es iſt Zeit den Leitfaden unſrer Geſchichte wieder zur Hand zu nehmen. Wir haben oben die Supplikanten, nach den Audienzen, ſich gleichſam von ſelbſt zerſtreuen, und nach Haus zurükkehren ſehen. Es verſteht ſich, daß man vorher noch den Provinzen die erfreulichſten Nachrichten von der Würkung dieſes feyerlichen Schrittes zuſchrieb, ſo daß nun jedermann alle Zwiſtigkeiten beygelegt glaubte. Die Supplikanten ſelbſt ſchmeichelten ſich eine Zeitlang, die Statthalterſchaft in Furcht geſezt, und von der Herzogin alles, was ſie begehrten, erhalten zu haben. Weder von den Placaten, noch von der Inquiſition, dachten ſie, würde nun weiter etwas zu befürchten ſeyn.

Allein, je ſchmeichelhafter dieſe Hofnung war, deſto

kürzer war ihre Dauer. Man erkannte bald, daß der wirkliche Vortheil, den man dadurch erhalten, bloß darin bestuhnd, daß die Herzogin nach Spanien schrieb. Viele vom Adel waren sehr ungehalten darüber, und wollten durchaus mehr Versicherung haben; und da zugleich auch das kurz vorher ausgestreute Gerücht falsch befunden wurde, daß die Ritter des goldenen Vliesses in das Mittel getreten und für den Stillstand der Inquisitions-Gerichte durch einen förmlichen Vertrag vom 8. April, wovon man Abschriften umherlaufen ließ, Bürgen geworden wären, so nahm das Mißvergnügen unter den Verschworenen desto mehr überhand. Die eifrigsten derselben, die als Triebfedern der Maschine anzusehen waren, ruhten auch nicht, bis sie eine zweyte Versammlung zu Stande brachten, welche im Julius zu St. Truyen im Bisthum Lütrich gehalten wurde. Hier rotteten sich mehr als 2000. lauter bewafnete Männer zusammen, deren jeder noch Gefehrten mitbrachte, wie sie sich darboten. Sie kamen zu Pferde, meistens in großen Haufen, und quartierten sich in die umliegenden Meyereyen und Bauerhöfe ein; die übrigen lagerten sich auf dem Feld umher, und sezten die Einwohner in keine geringe Furcht. Wie die Anzahl dieser Versammlung weit stärker war, so bewies sich auch hier der Geist des Aufruhrs viel thätiger, als bey keiner der vorigen. Sie wuchs durch täglichen Zufluß von Fremden, Sectirern und Flüchtlingen, welche sonst nirgends Zuflucht fanden, zusehends an, und bekam, in mehr als einer Rüksicht, die vollkommene Gestalt eines polnischen Reichstags, wo sich immer mehr Stimmen sammeln als man braucht, und endlich der blutige Säbel alles entscheidet. 1566.

1566. Dieses zu verhüten, sandte die Herzogin den Prinzen von Oranien und den Grafen von Egmond zu der Versammlung, deren Gegenwart auch am geschicktesten war, Ehrfurcht zu gebieten, und die aufrührischen Gemüther in den Schranken der Ordnung zu erhalten. Sie wurden mit Freuden und manchem: Vivent les Gueux! empfangen. Indessen fanden sie an den Gestalten dieses seltsamen Landtages viel auszusezen; das elende Lager, die Unordnung, die überall herrschte, gaben ihm ein schlechtes Ansehn. Man lag den Gesandten an, daß sie sich für die Versicherungen, welche die Herzogin bereits gegeben, und für den noch zu erwartenden Bescheid von Hof verbürgen sollten. Einige giengen in ihren Foderungen noch weiter. Es erhub sich ein Geschrey: Man sollte eine gänzliche Freyheit, wie in der Kirche, so auch im Staat einführen. Doch die meisten blieben in den schon bezeichneten Grenzen, und begnügten sich mit den in der Bittschrift enthaltenen Punkten. Nur drangen sie desto mehr auf die Versicherung derselben, je verdächtiger ihnen der Verzug der Antwort wurde, die man vom Spanischen Hofe noch immer erwartete.

Endlich schwächte sich doch einiger Maaßen diese vereinigte Macht von selbst. Denn die Grafen von Nassau und Brederode wurden nach Düffel nahe bey Liere zu neuen Unterhandlungen berufen. Jener begab sich sogar mit etlichen Abgeordneten nach Brüssel. Dessen ungeachtet aber bekam die Versammlung zu St. Truyen ein immer gefährlicheres Aussehn. Alle Ehrfurcht für die Regierung ward vergessen. Keine Vorstellung vermochte mehr dem Ungestümm der Gemüther Einhalt zu thun. Alles war in vollem Auf-

ruhr,

ruhr, und unter den heftigsten Drohungen schmiede- 1566.
te man die verderblichsten Anschläge, die auch bald in Thätlichkeiten ausbrachen.

Die häufigen Nachrichten von diesen Bewegungen stürzten die Statthalterin in die größte Verlegenheit. Um wenigstens die Hauptpunkten zum Schlusse zu bringen, hatte sie schon die Marggrafen von Bergen und Montigni zu Gesandten nach Spanien ernannt, bey beyden aber viel Mühe anwenden müssen, um ihren Widerwillen gegen einen so verdrießlichen Auftrag zu überwinden.

Indessen hielten die Verbundenen dies Zögern in Rükksicht auf die vorläufigen Artikel, für ein Blendwerk hinterlistiger Absichten, und wurden endlich des langen Wartens müde. Graf Ludwig, und die mit ihm zu Brüssel waren, fiengen an, ihren Ton, nach dem Beyspiel der übrigen Bundsverwandten zu St. Truyen, höher zu stimmen. Sie sezten, zur friedlichen Erwartung des Bescheides von Hof, einen gewissen Tag fest, nach dessen Verlauf sie der Regierung für die weitere Folgen nicht mehr gutsprechen wollten.

So gegründet aber nun ihr Verdacht schien, so gewiß ist es doch auch, daß die Herzogin auf ihrer Seite alle Klugheit und Sorgfalt anwandte, die man von dem redlichsten Bestreben erwarten konnte. Sie schikte Eilboten über Eilboten nach Madrid ab, und stellte dem Könige in den rührendsten Ausdrüken ihre äusserste Verlegenheit vor, worin ihr einzig die traurige Wahl übrig bleib, entweder die unbilligen und unanständigen Foderungen, wozu sie sich aus freyem Trieb und gutem Gewissen nie verstanden hätte, aus Noth zu bewilligen, oder sich der Gefahr eines Bür-

1566. gerkriegs auszusezen, welcher, im Verweigerungsfalle, innerhalb dreyen Tagen unfehlbar ausbrechen würde.

Allein auch die dringendsten Vorstellungen machten auf den Spanischen Hof nicht den geringsten Eindruk. Man ließ die Geschäfte ihren schwerfälligen Gang fortgehn, und beharrte mit steifem Ernst auf seinen gewöhnlichen Grundsäzen. Auf die ersten Briefe, worinn die Herzogin dem Könige so sehr anlag, die Befehle zu beschleunigen, hatte sie zwar eine Antwort erhalten; allein diese war unbestimmt, zweydeutig, ja, was die Versammlung der Staaten betrift, wovon er nichts hören wollte, so gut als abschlägig. Er befiehlt ihr, deutsche Truppen anzuwerben, schreibt ihr die Mittel zu ihrer Unterhaltung vor, und bezieht sich übrigens auf seine vorhergehenden Befehle; bezeigt ein sehnliches Verlangen nach der Ankunft der Herren von Bergen und Montigni, welche unterwegs waren, um in mündlichen Unterredungen die Sache zur lezten Entscheidung zu bringen; und schließt endlich mit den Anstalten, welche sie zu seiner Zurükkunft in die Niederlande vorkehren sollte, indem er die Reise mit Nächstem anzutreten gedächte.

War dies eine Antwort zum Vorweisen? Konnte die gute Herzogin eine schon so heftig aufgebrachte Nation dadurch besänftigen? Aber eben daher, daß sie sich nicht entschließen mochte, damit an das Licht zu treten, zog sie sich nun noch den persönlichen Verdruß zu, daß die Aufrührer glaubten, und öffentlich aussagten, sie hätte eine hinlängliche Vollmacht zur Beylegung aller Streitigkeiten schon in Händen; hatte aber, auf Anstiften der feindselig gesinnten Minister, damit zurük, um von der Partey der Patrioten

den beßtmöglichen Vergleich zu erhalten. Diese Meynung hatte indessen der Prinz von Oranien nicht. Vielmehr sagte er einem seiner bewährten Freunde im Vertrauen, daß der König, fest entschlossen sie sämtlich zu betrügen, an seiner Schwester den Anfang machte. Kurz es herrschte am Spanischen Hofe so viel Unentschlossenheit und Unthätigkeit, als sich in Betrachtung so offenbar kritischer Zeitumstände kaum begreifen läßt; und man konnte nun von Madrid sagen, was man ehemals im Punischen Kriege von Rom sprach: Ueber den Berathschlagungen zu Rom gehet Sagunt verloren. Im Herbstmonathe kamen zwar andere Briefe nach, welche eine gute Würkung hätten haben können, wenn sie zu rechter Zeit eingelaufen wären. Allein den Monath vorher ward gleichsam das Loos über die Provinzen geworfen, und die Briefe langten zu spath an. 1566.

Achter Abschnitt.

Aufruhr. Zerstörung und Entweihung der Kirchen, und geheiligter Oerter. Entsezliche Auftritte in den Niederlanden.

Wir haben schon oben einer Art Colonien Erwähnung gethan, welche sich seit einigen Jahren in den Niederlanden hin und wieder anpflanzten. Bettler, Müssiggänger, Leuthe von ungebundener Lebensart, hergelaufenes Gesindel, kurz aller Nationen Auswurf schlich sich nach und nach in den Provinzen ein, und ließ sich an den Grenzen umher nieder. Dies geschah aber so unvermerkt, daß die Anzahl derselben schon ziemlich beträchtlich war, ehe sie noch die Aufmerksamkeit der Regierung auf sich zog. Erst spath,

1566. als sie sich zusehends vermehrten, bekamen die Statthalter der Provinzen und Städte Befehl, ein wachsames Aug auf diese Fremdlinge zu haben, das Land von den bereits eingenisteten zu reinigen, und die Ankömmlinge fortzuweisen. Allein man muß gestehen, daß diese Befehle an den meisten Orten sehr schlecht besorgt wurden.

Der stärkste Zulauf geschah in den J. 1565. und 1566. Der Schaden, den diese Landstreicher, die sich in den Feldern aufhielten, dem Staate zufügten, hatte sich bisher bloß auf die Furcht eingeschränkt, die sie den Einwohnern einjagten. Kesselflicker, Krämer die ihre Waaren von Haus zu Haus trugen, verkauften um eine Kleinigkeit, und verbreiteten, so wie sie sich immer tiefer ins Land einschlichen, nebst ihrem Krame, Büchelgen, fliegende Blätter, Lieder, in mancherley Sprachen, welche lauter Lästerungen wider den katholischen Glauben und die Spanische Inquisition enthielten. Andere, wenn es nicht die nämlichen waren, lehrten den neugierigen Pöbel die neuen Glaubensartikel der Reformatoren, nebst dem Gebrauche, den man davon in auswärtigen Landen machte.

Diese schlimme Waare fand, bloß wegen ihrer Neuheit, einen starken Vertrieb, und bahnte der Verführung den Weg. Die unbekannten Pilgrime, die bisher an den Grenzen zerstreut waren, rotteten sich nun mehr als jemals zusammen. Schwärmer und Predikanten hatten sie genug, welche die neue Glaubenslehre, zuerst im Verborgenen, bald darauf aber auf freyem Felde, anfangs in der Nacht, dann bey Tage, erst ohne Waffen, und endlich an Orten, wo Widerstand zu besorgen war, in einem geschloß

senen Kreise von bewafneten Zuhörern predigten. Dies 1566.
ser Unterschleif dauerte eine geraume Zeit. Alles, was in den Provinzen übel berüchtiget war, gesellte sich zu ihnen. So zahlreiche Werbungen machten sie immer dreister, und der Zulauf wurde, so wie sie tiefer ins Land eindrangen, und öftere Predigten hielten, immer stärker.

Es waren der Rotten vier bis fünfe, welche an den Grenzen umher streiften: Ein Rest von Wiedertäufern, in Friesland und Gröningen; Lutheraner und Zwinglianer in Holland und Oberyssel. Und was waren diese alle in Vergleichung mit den Calvinisten, welche in großen Caravanen aus Frankreich kamen? Sie theilten sich in zwo Horden; denn so kann man sie nach dem Beyspiele der Tartaren, Araber und anderer streifenden Völker, denen sie vollkommen glichen, nennen. Die eine hielt sich an den Grenzen von Artois nicht weit von dem Flusse Lis, in den Gegenden von St. Omer, Aire und Poperingen, die andre zwischen Tournay und Valenciennes auf. Im May und Junius 1566. giengen sie auf geistliche Eroberungen aus, lagerten sich gleich einem fliegenden Heere von Dorf zu Dorf, und predigten, bald französisch, bald flamändisch. Ueberall wo Eingang zu hoffen, und Beute zu erhaschen war, kam ein Schwarm von diesen neuen Propheten herbeygeflogen. Leuthe, die mit ihrem Gewerb in Frankreich nicht mehr fortkommen konnten, abtrünnige Priester und Mönchen aus allerley Volk, Flamänder sowohl als Fremde, dies waren die Missionare, welche sich auffer Athem predigten, um Sätze, die sie selbst nicht recht verstuhnden, nebst ihren eigenen Träumereyen an den Mann zu bringen.

1566. Es ist leicht zu erachten, wie groß der Zulauf unter den Bauern und dem rohen Pöbel seyn mußte. Je dümmer und ungeschliffener der Zuhörer war, desto mehr bewunderte er Leuthe, welche sich so viel Mühe gaben, ihn eine so bequeme Religion zu lehren, die ihm nicht den geringsten Zwang auflegte. In dieser Rükſicht machte die Ungebundenheit manchen Proselyten. Doch die meisten trieb die bloße Neugier herbey. Frauen, Kinder, Greise, alles wollte diese Reformatoren sehen, und die neue Lehre hören, von der überall so viel Redens war.

Unterdessen, daß die eine dieser Horden auf der Seite von Belle in Westflandern eindrang, kam die andre von Tournay über Renaix bis unter die Mauern von Oudenarde. Ihr glüklicher Fortgang und die Stärke ihres Anhangs machte sie immer kühner, so daß sie sich endlich auch großen Städten näherten. Sie wurden zwar durch die Beamten der Oerter, wo sie durchzogen, in ihren Predigten öfters gestört. Allein, da man bald wahrnahm, wie wenig man zu befürchten hätte, wuchs mit der Kühnheit der Prediger auch die Anzahl der Zuhörer.

Ihre Dreistigkeit gieng endlich, nach so manchen wohl gelungenen Versuchen, so weit, daß sie den lezten Junius bis eine halbe Stunde von Gent auftraten. Alles, was sich in dieser Gegend zu ihrer Parthey bekannte, wurde vorher, durch vorausgeschikte Boten, zu der Predigt eingeladen. Keine obrigkeitliche Gewalt war vermögend, den Pöbel zurükzuhalten. Weib und Kinder, alles lief, wie zu einem Kirchweihfeste, dem Sammelplaze zu. Man liest in den Denkbüchern, daß ihrer mehr als 6000. waren. Die Predigt wurde auf dem Felde vor Ghendt

brugghe gehalten. Crösen, der Amtmann des Orts, 1566.
ließ sich von seinem Eifer hinreissen, warf sich auf sein Pferd, und eilte, in der einen Hand den Degen, in der andern die Pistole, mitten durch die Versammlung gerade auf den Prediger los, um sich desselben zu bemächtigen. Dieser aber floh in den nahe gelegenen Wald; und der Amtmann, welcher sich nun mitten unter einem ergrimmten Pöbel und ohne Schuz befand, wurde mit einem Hagelwetter von Steinen verfolgt, und, tödtlich verwundet, vom Pferde geworfen.

Nach diesem Auftritte wurde eben daselbst, wie auch zu Wondelghem, und in der ganzen Gegend von Gent, ferner in den Feldern von Ypern, Belle, und Mez, unter den Mauern der Städte, in Holland, Seeland, Friesland, Geldern und auf der Seite von Herzogenbusch immerfort gepredigt. Solche Kühnheiten waren das Vorspiel, welches in den Monathen May, Junius und Julius, während des oben erwähnten Congresses zu St. Truyen aufgeführet wurde. Die große Trauerbühne öfnete sich erst im August.

Es war den 14. dieses Monathes, als die Rotte, die sich anfangs in den Gegenden von St. Omer, Cassel, und Belle aufhielt, die verächtlichste von allen, welche mit Weib und Kindern vielleicht aus drey bis vierhundert umherstreichenden Betlern bestuhnd, mit Haken, Hämmern, mit Eisen beschlagenen Stöken, Axten und andern dergleichen Werkzeugen bewafnet, die mehr zum Häuser niederreissen als zum Krieg führen tauglich waren, die Abtey Wekelghem, Cisterzienser-Ordens, zwischen Meenen und Kortryk, bestürmte. Mit einer Wuth, die alles über-

1566. traf, was wir in der alten Geschichte von den Bilderstürmern lesen, stürzten sie sich in das Innere des Klosters, zerstörten die Altäre, zerbrachen Schnitzwerk, Bilder, Fenster, zerrissen alle Gemählde und Zierrathen der Kirche und des Klosters, traten alles, was heilig war, mit Füssen, plünderten die Kirche und die Kapellen, und schleppten alles, was der Mühe werth war, mit sich davon.

Die nämlichen Verwüstungen richteten sie zu Belle, und von hieraus in allen Kirchen und auf allen Kirchhöfen der Dörfer an, wo ihr Zug durchgieng; und in solcher Absicht kamen sie nun auch nach Ypern. Bey hellem Tage zogen sie in diese Stadt ein, deren Thore sie offen fanden. Mit gleicher Wuth begiengen sie eben den Frevel an der Cathedrale und den Pfarrkirchen, an allen Klöstern, an dem Bischöflichen Pallast, und den Canonicathäusern. Alles wurde geplündert, und die reichste Beute, im Angesicht aller Bürger, ohne Widerstand davon getragen.

Es ist in der That unbegreiflich, wie eine Handvoll Räuber, ein so elendes Gesindel, alle diese Greuel ungestraft habe verüben können. Gewiß, die meisten dieser Ausschweifungen hätten von etlichen wenigen Gerichtsbeamten, Bürgern und Zünften, ohne der regulirten Truppen oder der Miliz nur zu gedenken, die, wo nicht am Orte selbst, doch immer in der Nähe waren, leicht gedämpft werden können. Ein Beyspiel folgt sogleich.

Eben so grausam verfuhren diese Vagabunden mit den Oertern Mernen, Comines und Werry an der Leye. Sie plünderten und zerstörten die schöne Abtey Marquette, und durchstreiften sofort die Felder zwischen Lille und Douay, in der Absicht, die

eine oder die andere dieser Städte eben so meuchel- 1566.
mörderisch anzufallen. Allein, einer oder zwey Edelleuthe jener Gegend, denen der Anblik solcher Frevelthaten unausstehlich war, bewafneten, nebst ihren Bedienten, etliche Bauern, die sie in Eile zusammenraften, holten die Räuber bey Seclin ein, machten den größten Theil nieder, und jagten die Flüchtlinge in den Fluß. Dies hätte man gleich im Anfang überall thun sollen, wenn man sich der Sache mit Ernst hätte annehmen wollen.

Die übrigen, in den Gegenden von Gent, fuhren unterdessen mit Lehren und Predigen ungestört fort. Man brachte sogar den sogenannten Ministern Kinder zur Taufe. Sie thaten verschiedene Versuche, um auch in Brügge eingelassen zu werden. Allein alle ihre Mühe war vergeblich. Diese mißlungene Unternehmung reizte ihre Rache. Den 19. August rissen sie zween Altäre bey den Augustinern nieder; und von diesem Tage bis zum 24. richteten sie in allen Kirchen und Klöstern um Gent her, bis zu den Karthäusern, die damals zu Royghem waren, und insonderheit in der Abtey Dronghene, vor den Thoren der Stadt, die greulichsten Verwüstungen an. Alle Kostbarkeiten und Zierrathen wurden theils zertrümmert, theils geplündert, und die Geräthschaften des Klosters zu den Fenstern hinausgeworfen. Die Abtey von St. Peter wurde fast gänzlich zerstört. Noch um Mitternacht übten sie ihre Wuth an der Kathedralkirche von St. Bavon bey dem Glanze der Fakeln aus.

In welche Weitläufigkeiten würden wir gerathen, wenn wir alle diese Frevelthaten beschreiben wollten, die in so kurzer Zeit an so vielen Orten zugleich ver-

1566. übt worden? Unsere Vorfahren, welche Augenzeugen derselben gewesen, haben uns in gedrukten sowohl als ungedrukten Denkschriften umständliche Nachrichten davon hinterlassen. Wir finden Tagbücher darunter, worinn alle Raserenen dieser Böswichter gleichsam Stunde vor Stunde beschrieben sind. Allein eine solche Umständlichkeit gehört zur besondern Geschichte eines jeden Ortes, und verträgt sich nicht mit dem Plane meines Werkes. Uns darf es genug seyn, die Wuth dieser Rotten, die sich eben so schnell als unmenschlich über die meisten Städte von Flandern ergoß, überhaupt zu kennen. Ausser dem Quartier Ypern, und den Städten an der Leye, empfanden sie noch Valenciennes, Tournay, Oudenarde, Renaix; und zu gleicher Zeit erhielt man von Amsterdam, Delft, Leyden, Utrecht, Middelburg, Lier, Herzogenbusch und Mecheln gleich entsezliche Nachrichten.

Selbst der Stadt Antwerpen widerfuhr das nämliche Schikfal. Die Herzogin hatte schon vorher den Prinzen von Oranien, welcher in dieser Stadt sehr beliebt war, dahin gesandt. Brederode kam ihm entgegen. Man schrie: Vivent les gueux, und sang die Psalmen des Marot. Der Prinz tadelte dies Betragen sehr, versammelte den Rath, und nahm mit ihm die zur Sicherheit der Stadt nöthigen Maaßregeln. Allein die Ruhe, die er wieder herstellte, war von kurzer Dauer. Schon den 15. August, als den Tag seiner Abreise, begieng man bey einem feyerlichen Umgange, worinn das Bild der H. Jungfrau Maria umhergetragen wurde, so viel Unfug und Frevel, daß sich die Gemeinde genöthiget sah, die Feyer abzukürzen. Gleichen Muthwillen trieb man auch noch

die folgenden Täge. Den 21. bestürmten die Refor- 1566.
matoren mit zügelloser Wuth die Kathedralkirche und übten an derselben die ganze Nacht hindurch alle Frevelthaten aus, die eine hölliſche Ruchlosigkeit in den damaligen Zeiten eingeben konnte. Den folgenden Morgen begegnete den übrigen Kirchen und Klöstern ein gleiches Schikſal, ſo daß dieſe ſo prächtigen Gebäude, und die unſchäzbaren Koſtbarkeiten derſelben in weniger als 24. Stunden geplündert und zerſtört waren.

Eine ſo unbändige Raſerey in den beßten Städten der Niederlande, ſezte alles in die äuſſerſte Beſtürzung. Selbſt diejenigen, welche dazu beygetragen hatten, ſahen das unmenſchliche Verfahren mit Abſcheu an. Nur die Handvoll Banditen, und ſonſt liederliche und verdorbene Leuthe, die nichts mehr zu verlieren hatten, frohlokten über dem allgemeinen Jammer.

Die Statthalterin bekam von allen dieſen kläglichen Vorfällen eine Nachricht über die andere. Auf die erſte, die aus Flandern einlief, machte ſie dem Grafen von Egmond, als dem Statthalter dieſer Provinz, bittere Vorwürfe, und ließ, zur Sicherheit der Stadt Lille, eilends die wenigen Truppen, die ſich in der Nachbarſchaft befanden, einrücken. Allein der Graf und verſchiedene andere Räthe ſtellten ihr vor, wie unnüz und gefährlich es ſey, Gewalt wider eine ſo allgemeine Empörung zu brauchen; und daß man ſich entſchließen müßte, mehr als zwey mal hunderttauſend Mann niederzuſäbeln, wenn man alle dieſe Rebellen mit gewafneter Hand zum Gehorſam bringen wollte. Eben dieſe Rathgeber hielten ſie auch, da ſie im Begriffe war, ſich nach Bergen in Hen-

1566. bewilligen. Doch, da sie beydes in ihrem eigenen Namen gethan, so könnte der König das Bewilligte widerrufen; indem ein Vertrag, der in seinem Namen nicht errichtet worden, ihn nicht bände; und dergleichen Ausdrüke mehr. Zum Beschlusse beschwört sie den König, die Reise nach den Niederlanden noch vor dem Frühjahr anzutreten, um die äusserst gekränkte Religion auf das baldeste zu rächen.

Dieser Brief, nebst etlichen andern, die sie, in der ersten Hize, mit so jammernden Ausdrüken anfüllte, verstärkte den Verdacht sehr, den man in Spanien von so langer Zeit her wider die flamändische Regierung hegte; und die Herzogin, die sich ihre Unbehutsamkeit bald reuen ließ, wandte nachher alle ihre Mühe, die schlimmen Eindrüke ihrer Briefe zu tilgen, vergeblich an. Man muß gestehen, daß sie lange genug Widerstand gethan. Die Bewilligung wurde ihr gleichsam mit Gewalt entrissen. Auch hatte sie den Ausgang der Sachen vorhergesehen, und Berichte über Berichte nach Spanien abgefertigt, wovon die oben angeführten Auszüge zeugen. Der Spanische Hof hätte also die friedlichen Maaßregeln, die sie ergriff, genehmigen, oder sie in Behauptung ihres Ansehens nachdrüklicher unterstüzen, und nicht, wie er that, den augenscheinlichen Gefahren, wovon er auf das genqueste unterrichtet war, so ganz preiß geben sollen.

In der That war auch der Ausgang leicht zu errathen. Unpartheyische und uneigennüzige Gemüther sahen das Gewitter, welches sich in der Kette der Begebenheiten nach und nach zusammenzog, schon von fernher entstehen. Man wußte schon lange, daß ein Schwarm Müssiggänger an den Grenzen umherstreif-

te, und sich immer verstärkte. Man redete überall 1566.
öffentlich davon. Man muthmaaßte, daß es ein Haufen Pöbelsvolk, ein verlaufenes Gesindel aus Frankreich seyn müßte, welches entweder von den Hugenotten daselbst abgeschikt, oder von den Truppen des Admirals Coligni abgesondert worden. Dies Detachement, oder wie man den fremden Besuch nennen mochte, verrieth offenbar eine Absicht. Es wurde von einer der angezeigten Partheyen unterhalten. Die Bemühungen, welche diese Leuthe anwandten, alles in den Städten auszukundschaften, gaben deutlich zu erkennen, daß sie nur auf Raub und Plünderung ausgiengen. Bey ihrem Eintritt in das Innere des Landes fanden sie überall offene Bahn. Täglich nahmen sie zu. Sie näherten sich großen Städten, aus welchen der Pöbel haufenweise herzulief, um die neuen Prediger zu hören, und niemand that den geringsten Widerstand. Aus einem so glüklichen Fortgange ließ sich mit Grunde vermuthen, daß die Aufnahme dieses Heeres, als einer Art von Hülfstruppen, verabredet gewesen.

Noch deutlicher nahm man diese Verabredung, bey der Aufnahme der Sektirer und ihres Gefolges in die Städte, an der unverantwortlichen Schläfrigkeit der meisten Gerichtsbeamten wahr. Selbst diejenigen, die ihre Pflicht thun wollten, wurden von niemand unterstüzt, und liefen Gefahr, beschimpft, oder gar todtgeschlagen zu werden; denn der Uebermuth dieses Räubergesindels war auf das höchste gestiegen. In allen Städten, wo sie einkehrten, würde man Beyspiele genug ihrer unverschämten Frechheit finden, wenn man sie aufsuchen wollte. Die Tagebücher dieser Zeiten haben uns unter andern ein sehr

1566. trauriges Denkmal davon aufbehalten. Der Stadtrath zu Gent hatte sich den ersten Versuchen tapfer genug widersezt. Als sie ihre Wuth an den Kirchen um die Stadt her ausgelassen hatten, und man sicher vermuthen konnte, daß nun auch die Reihe an die Kirchen und heiligen Gebäude der Stadt selbst kommen möchte, foderte er die Bürgerschaft und die Zünfte auf, um sich ihrer mit bewafneter Hand zu bemächtigen. Allein die meisten weigerten sich dieses Dienstes. Der ganze Rath von Flandern war, selbst in seinem Versammlungssaale, vor dem Frevel dieser Bösewichter nicht sicher. Er fand sich genöthigt, seine Sizung zu unterbrechen und auf einige Zeit auszusezen. Inzwischen gab er doch etliche Befehle, um der Tollkühnheit zu steuern; allein sie hatten mehr Ernst als Würkung. Unter andern versprach er demjenigen eine gewisse Belohnung, welcher einen dieser vorgeblichen Minister auffangen würde. Nicasius Verschueren, ein Wirth, der statt alles Berufes und Talentes zu dem ehrwürdigen Amt eine grenzenlose Frechheit besaß, ergriff dies neue Handwerk, und predigte. Bey dem Präsidenten Martins legte er eine Meisterprobe seiner seltenen Amtsgabe ab. Er gieng zu ihm hin, und gab unter einem Strom von Beschimpfungen, die er gegen ihn ausspie, sich selbst für einen solchen Minister an, um den Herrn Präsidenten, sprach er, den ausgesezten Preiß selbst gewinnen zu lassen. Eben dieser Marktschreyer, oder ein anderer von gleichem Schrote (denn das Land wimmelte davon) kam auch zum Generalprocurator, und hielt ihm an Gottes statt den Segen und den Fluch vor.

Alle diese Frevelthaten blieben ungestraft. Man

stellte

stellte nicht einmal Untersuchungen an. Es trug sich 1566.
sogar zu Gent und noch sonst wo zu, daß einer der vornehmsten Gerichtsräthe, als man ihn von einem bösen Anschlag benachrichtigte, den die Rotte im Begriff wäre auszuführen, zur Antwort gab: Er hätte keinen Befehl, es zu verhindern.

Diese Nachsicht der obersten Magistratspersonen, und die viehische Wildheit der Aufrührer, schrieb man mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit den Ränken der Versammlung zu St. Truyen zu, welche die Triebfeder der ganzen Maschine zu seyn schien. Von hier aus wurden alle Schritte dieser Rotten geleitet, und die Wuth des Pöbels gleichsam im Zügel geführt, den man, so wie es die Umstände erfoderten, bald anhielt, bald schießen ließ. Die Entwikelung der Begebenheiten bestäthigte alle diese Muthmaaßungen.

Den 24. August, als den Tag nach dem zu Brüssel geschlossenen Vertrage, kam le Clerc, ein Advocat von Tournay, ein in den damaligen Staatsränken sehr geübter Kopf, nach Gent, und brachte den Ministern und Häuptern der Sektierer einen von Ludwig, Grafen von Nassau, und sechs andern Standespersonen unterschriebenen Brief dieses Inhalts: Man sollte dem getroffenen Vergleiche gemäß, welcher die reformirte Religion auf einen festen Fuß zu sezen, und ihr alle Sicherheit zu gewähren scheine, aller Gewaltthätigkeiten sich enthalten, und den Leuthen Friede gebieten; indem künftighin niemand mehr seiner Religion wegen würde beunruhiget werden. Das übrige war in Ziffern geschrieben, dem man noch eine Beglaubigung für den Ueberbringer beygefügt hatte.

Le Clerc stieg im Gasthaus ab, ließ die Consisto-

1566. rialen (wie sie sich nannten) zu sich rufen, und unterhielt sich mit ihnen eine ganze Stunde. Dieser Brief hatte, mitten in den Ausschweifungen, mehr Würkung, als alle Anstalten und Verordnungen des Staatsrathes und der Obrigkeiten. Von Stund an stokten gleichsam alle Räder dieser Gewaltthätigkeiten. Alles Verwüsten, Rauben und Plündern hörte nicht nur zu Gent, sondern auch durch das ganze Land, so wie der Befehl einlief, plözlich auf.

Wie der Sturm sich legte, so erholte man sich auch nach und nach von aller Furcht und Angst. Man erwachte gleichsam aus einem schrecklichen Traum, und übersah nun in ruhiger Betrachtung den ganzen Greuel der Verwüstung. Ein schaudernder Anblik! Es war nicht zu begreifen, wie eine Handvoll nichtswürdiger Landstreicher die Pracht so vieler Kirchen und Klöster, ein Werk von vielen Jahrhunderten, in so kurzer Zeit habe zerstören können; denn es dauerte kaum sieben bis acht Tage, so war die Verwüstung durch alle Provinzen vollendet. Ihre hölliſche Wuth gliech einer vom Winde getriebenen Flamme, die über Stopeln daherfährt.

Merkwürdig ist es indessen, daß aus diesen so bejammernswürdigen Auftritten zufälliger Weise für den Staat ein großer Vortheil entstuhnd. Nach so heftigen Erschütterungen fand man zu beyden Seiten an der Ruhe und Verträglichkeit desto mehr Geschmak. Die einen machten sich nun selbst den Vorwurf, daß sie in ihrem Eifer zu weit gegangen; die andern verwiesen sich ihre Feigheit, keine Gewalt gebraucht zu haben; und jedermann sah bey der Wiederkehr ruhiger Gesinnungen die Wirkungen einer unbändigen Wuth mit Entsetzen an. Ausser sehr wenigen, deren

niederträchtiger Eigennutz einen unheilbaren Bruch wünschte, hatte von beyden Partheyen niemand einen so hohen Grad von Ausgelassenheit weder erwartet noch verlangt. Viele von den Bundsgenossen, welche von dem Strome des allgemeinen Mißvergnügens mit fortgerissen worden, dachten doch immer, wie jeder rechtschaffene Patriot: Si vuole aqua, non tempesta: Regen wünschten sie, aber keinen Wolkenbruch. In Freyheit wollten sie leben wie zuvor; ihre Rechte und Privilegien standhaft behaupten, und alle Neuerungen und Unterdrükungen von den Staaten abwenden; aber eine neue Religion, einen neuen Herrn zu wünschen, dazu dachten sie viel zu edel. Auch bezeugten sie aufrichtig ihren Ekel an den Rasereyen ihrer Mitverschwornen. Etliche widerriefen öffentlich ihre Theilnehmung an dem Compromiß; andere giengen in der Stille nach Haus; und so hub sich die Conföderation nach und nach von selbst auf. In den Städten und auf dem Lande kehrte jeder Unterthan wieder zu seiner Pflicht zurük. Mit dem Weinmonathe fieng auch der Rath von Flandern seine Sizungen und jede Obrigkeit ihre Amtsverrichtungen wieder an. 1566.

Die Vertragspunkten erfüllten beyde Partheyen mit gleicher Redlichkeit. Die Kirchen und Klöster wurden nach und nach wieder in ihren vorigen Stand gestellt; die Bilderstürmer und Kirchenräuber, so viel man ihrer habhaft werden konnte, gegriffen, und an den Orten, wo die Predigten pflegten gehalten zu werden, öffentlich hingerichtet. Den Reformirten wies man zu ihren gottesdienstlichen Versammlungen gewisse Oerter an. Eine Viertelstunde von Gent bauten sie einen Tempel oder vielmehr eine Hütte. Glei-

1566. che Kirchen von Brettern hatten ſie auch zu Ypern und Oudenarde. Sie dauerten aber nur fünf oder ſechs Monathe, von dem Wintermonathe 1566. bis in den April 1567.

Solchergeſtalt ließ ſich alles zur Wiederherſtellung des Friedens und der allgemeinen Ruhe an, ob man gleich nicht hindern konnte, daß nicht hie und da unruhige Köpfe wieder neue Händel erregten. Zu Oosterweel, nahe bey Antwerpen, kam es zwiſchen den ſtreitenden Partheyen zu einem ziemlich hartnäckigen Gefechte, wo die Calviniſten ihr: Vivent les gueux! Es leben die Geußen! auf ihren Fahnen trugen, ein Schlachtgeſchrey damit machten, und geſchlagen wurden. Noch ein ſolches Scharmützel fiel bey Armentieres vor, wo die Geußen ebenfalls den Kürzern zogen. Die Städte Tournay und Valenciennes, wo ſie und ihre Geiſtlichen noch die Oberhand hatten, weigerten ſich, die Beſatzung, welche ihnen die Statthalterin ſchikte, aufzunehmen. Tournay ergab ſich zwar bey Annäherung eines kleinen Heers, welches der Baron von Noircarmes anführte. Mit Valenciennes aber kam es zu einer förmlichen Belagerung, wodurch dieſe Stadt endlich genöthigt wurde, ſich auf Gnad' und Ungnade zu ergeben. Dieſe Kriegsthaten geſchahen im folgenden Frühjahr 1567.

Inzwiſchen ließ die Herzogin nicht nach, häufige Briefe nach Spanien zu ſchreiben, um das Ungewitter von den Niederlanden abzuwenden, womit, ihrer gegründeten Vermuthung nach, der König ſchwanger gieng. Sie ſtellte ihm vor, wie ruhig nun wieder alles innerhalb des Landes, und wie ſiegreich ihre Waffen an den Grenzen umher wären. Sie bat

niederträchtiger Eigennuz einen unheilbaren Bruch wünschte, hatte von beyden Partheyen niemand einen so hohen Grad von Ausgelassenheit weder erwartet noch verlangt. Viele von den Bundsgenossen, welche von dem Strome des allgemeinen Mißvergnügens mit fortgerissen worden, dachten doch immer, wie jeder rechtschaffene Patriot: Si vuole aqua, non tempesta: Regen wünschten sie, aber keinen Wolkenbruch. In Freyheit wollten sie leben wie zuvor; ihre Rechte und Privilegien standhaft behaupten, und alle Neuerungen und Unterdrükungen von den Staaten abwenden; aber eine neue Religion, einen neuen Herrn zu wünschen, dazu dachten sie viel zu edel. Auch bezeugten sie aufrichtig ihren Ekel an den Rasereyen ihrer Mitverschwornen. Etliche widerriefen öffentlich ihre Theilnehmung an dem Compromiß; andere giengen in der Stille nach Haus; und so hub sich die Conföderation nach und nach von selbst auf. In den Städten und auf dem Lande kehrte jeder Unterthan wieder zu seiner Pflicht zurük. Mit dem Weinmonathe fieng auch der Rath von Flandern seine Sizungen und jede Obrigkeit ihre Amtsverrichtungen wieder an. 1566.

Die Vertragspunkten erfüllten beyde Partheyen mit gleicher Redlichkeit. Die Kirchen und Klöster wurden nach und nach wieder in ihren vorigen Stand gestellt; die Bilderstürmer und Kirchenräuber, so viel man ihrer habhaft werden konnte, gegriffen, und an den Orten, wo die Predigten pflegten gehalten zu werden, öffentlich hingerichtet. Den Reformirten wies man zu ihren gottesdienstlichen Versammlungen gewisse Oerter an. Eine Viertelstunde von Gent bauten sie einen Tempel oder vielmehr eine Hütte. Glei-

Drittes Buch.

Erſter Abſchnitt.

Erneuerung der Unruhen. Betragen des Spaniſchen Hofes. Etliche Großen danken ab. Ganze Schaaren ziehen aus dem Lande.

1566. Der Knoten einer ſo langwierigen Zwiſtigkeit zwiſchen zwey Nationen, welche ſeit der Epoche ihrer Vereinigung unter Einem Haupte ſich nie mit einander vertragen konnten, hat ſich in dem vorhergehenden Abſchnitt auf eine ſchreckliche Art entwikelt. Dieſe Erbfeindſchaft, welche unter den vorigen Regierungen zwar keine ſonderliche Folgen, aber doch immer fortgedauert hatte, haben wir unter der lezten mit einer Wuth ausbrechen ſehen, welche fähig iſt, Thronen umzuſtürzen, und Königreiche zu zerſtören. So viel Haß, Verſtellung, falſche Vorſpieglungen, worunter man die heftigſten Leidenſchaften verbarg, häuften ſich in einer Reihe von Begebenheiten, und bewirkten endlich den traurigen, und in Anſehung ſeiner Folgen ſo ſchreklichen Bruch, den wir eben beſchrieben haben. Strada vergleicht ihn mit einem groſſen Erdbeben. Sehr richtig, wenn wir auf die Heftigkeit und die kurze Dauer dieſer Wuth ſehen! Sie entſtuhnd plözlich, tobte in wenig Tagen aus, und die Ruhe ſtellte ſich gleichſam von ſelbſt wieder her.

Der Ruhepunkt, womit wir das vorhergehende Buch beſchloſſen haben, ſcheint uns in der Ferne, worinn wir nun die Begebenheiten der damaligen Zeiten beurtheilen, ein günſtiger Augenblik geweſen zu ſeyn, den Philipp hätte nüzen ſollen. Er ſah das

Feuer, das so lang im Verborgenen glimmte, end- 1566.
lich in Flammen ausbrechen; er sah aber auch den heftigen Brand so schnell wieder abnehmen. Sollte es ihm nicht ein Leichtes gewesen seyn, ihn ganz zu löschen, wenn er ihm nur die Nahrung völlig entzogen, und eine Gelegenheit, welche ihm alle Mittel dazu auf die natürlichste Art anbot, anzuwenden gewußt hätte? Allein bey Betrachtungen dieser Art fand der Stolz Philipp II. und die Habsucht seiner Minister ihre Rechnung nicht.

Schon von langer Zeit her hatte man ganz andere Maasregeln genommen; und der lezte Aufstand, welcher den Hof mehr als jemals in Harnisch brachte, diente ihm nun zum Vorwande, seinen Plan auszuführen. Indessen durfte man damit so sehr noch nicht eilen. Um alle, die Großen wie die Kleinen, in Ein Garn zu jagen, und dann die grausame Rache an der ganzen Nation mit einem Streiche zu vollenden, dazu brauchte man Zeit, und noch weit mehr List und Verstellung, als zuvor.

Dem ersten Plane gemäß, den der Prinz von Oranien errathen hatte, fieng man mit dem Betrug bey der Herzogin selbst an. Man vertröstete sie auf die nahe bevorstehende Reise, schwazte ihr Vieles von einer Amnistie und von einem Generalpardon vor, den der König bey seiner Ankunft allen und jeden ohne Unterschied ertheilen würde, und hielt unter diesen Vorspiegelungen, um freye Hand zu behalten, mit der Antwort auf die Hauptpunkten, womit sie dem König unabläßig anlag, immer zurük. Man überhäufte sie mit Lobsprüchen, und lehnte doch stillschweigend alles von sich ab, was sie vermög ihrer Vollmacht verordnete. Man wich ihr immer aus, so oft

1566. es auf Umständlichkeiten und nähere Beleuchtungen des Vergangenen wie des Zukünftigen ankam; ließ sie, ohne ihr die geringste Anweisung zu geben, deren sie doch in einer so mißlichen Lage so sehr bedurfte, in ihrem Gedränge stecken, und befahl ihr inzwischen mit der Truppenwerbung in Deutschland zu eilen, womit sie bisher, in der Meynung, daß man dieselben nun entbehren könnte, inne gehalten. In Spanien selbst aber machte man fürchterliche Zurüstungen.

Hier ist also der Ort, wo wir erstlich von den Anstalten des Spanischen Hofes zur Ausführung des Planes, woran man bisher insgeheim (so gut sich nämlich eine Sache, die mit so vielem Nachdruke betrieben wurde, verhehlen ließ) arbeitete, und dann von den Maaßregeln umständlich zu reden haben, welche die Flamänder, wenigstens diejenigen nahmen, die den Betrug merkten, und sich frühzeitig auf den Fall eines gewaltsamen Angriffes in gute Verfassung sezten; denn die Betrogenen machen, leider! den größten Theil aus.

Der Rath Hopperus, dessen Erhebung zum obersten Staatsrath der Niederlande, wie auch von seiner Reise nach Madrid, die er im April antrat, wir schon oben Meldung gethan, und dabey erinnert haben, daß er seine Denkbücher noch in Spanien auf einige Zeit fortsezte, meldet uns: Der König wäre zu Segovia an einem Fieber krank gelegen, als er die Nachrichten von jenen greulichen Verwüstungen erhielt, und der heftige Zorn darüber habe seine Krankheit verschlimmert; dessen ungeachtet aber, hätte er alle Berichte, so häufig sie auch einliefen, eigenhändig empfangen, Anmerkungen dazu geschrie-

ben, und alles ſelbſt gethan, was andere Monarchen, in geſunden Tagen, durch ihre Miniſter thun lieſſen. Hierauf hätte er den Staatsrath zuſammenberufen, und ihm von allen dieſen Angelegenheiten bloß dasjenige vorgetragen, was er für gut fand, um deſſen Meynungen darüber zu vernehmen. Ordentlich wurde, wie ſchon erinnert worden, bey dieſer Verſammlung nichts entſchieden. Er brachte oft die nämliche Sache zwey bis dreymal auf das Tapet, und faßte endlich ſeinen Entſchluß insgeheim für ſich.

Hopperus zeigt uns hier der Länge nach die Perſonen, die damals dem Staatsrath und der Junte beywohnten; nebſt dem Urtheil an, das über dieſe Angelegenheit gefällt worden. Es verdient angemerkt zu werden, daß man in dieſer Junte gleichſam den glüklichen Fund that, daß der König von allem, was die Statthalterin eigenmächtig bewilligt und beſchloſſen hätte, an nichts gebunden wäre. Hierauf gründete man die Meynung: Der König könnte in ſeiner Antwort über alles, was die Statthalterin mit den Mißvergnügten beſchloſſen, getroſt hinüber hüpfen, und den ganzen Vertrag, um nichts darinn weder zu billigen noch zu mißbilligen, mit Stillſchweigen übergehen. Allein, wenn man ſich doch förmlich erklärt, daß man von allem, was beſchloſſen worden, durchaus nichts halten wolle, was kann man ausdrüklichers ſagen, um den Vertrag in aller Form zu mißbilligen?

Auf den Vorſchlag einer Verſammlung der Generalſtaaten, welchen die Herzogin ſo andringlich that, ſezte man eine Antwort auf, worinn derſelbe in dunkelen Ausdrüken ſo gut als verworfen wurde. Der

König folgte dieſem Rath. Es wurden zwey Briefe an die Statthalterin abgefertigt. Der eine war dem ſämtlichen Rathe vorzuweiſen; der andere enthielt geheime Verhaltungsbefehle an die Herzogin. Jener kündigt in weitſchweifigen Worten die Geburth der Infantin Iſabella an; meldet die Abreiſe des Königes von Segovia nach Madrid, in der Abſicht ſich zur Reiſe nach den Niederlanden anzuſchiken; will zeigen, daß die Verſammlung der Staaten kein Heilungsmittel wäre; daß ſie nämlich in ſeiner Abweſenheit der Ehre Seiner Majeſtät Abbruch thäte, und ſein Gewiſſen beſchwerte; und befiehlt endlich, daß man im Nothfall das nächſte Beſte wählen, und Gewalt wider Gewalt brauchen ſollte; in welchem Falle Seine Majeſtät ſich auf die Treue ſo vieler gutgeſinnten Unterthanen verließen, welche für die Ehre Gottes und für die Wohlfahrt der Republik mit Freuden kämpfen würden.

Der geheime Brief war ſehr lakoniſch. Die Herzogin ſollte alle Mittel anwenden, die ihr ſowohl die ſchon vorher erhaltenen Anweiſungen, als auch der Inhalt dieſes öffentlichen Briefes anbieten, um die Zuſammenkunft der Generalſtaaten zu hintertreiben. Im Fall eines gewaltſamen Angriffes ſollte ſie ſich lediglich auf Gott und ſeine Vorſehung verlaſſen, und in allen ihren Maaßregeln den Schein einer ſowohl mittelbaren als unmittelbaren Theilnehmung des Königes auf das ſorgfältigſte vermeiden.

Dies iſt der Inhalt der Briefe, welche die Herzogin mit ſo großer Sehnſucht erwartete, und die der Schluß ſo mancher Berathſchlagungen waren. Alle übrigen Briefe des Spaniſchen Hofes waren in den nämlichen Ton geſtimmt.

Man schrieb auch an den Kayser. Dieser bot zwar allen guten Willen an, entschuldigte sich aber mit den Türken, mit welchen er in Krieg verwikelt wäre, und berichtete zugleich, daß ein guter Theil der deutschen Staaten an dem Schikſal der Niederlande einen zärtlichen Antheil nähmen; und insonderheit die Augspurgische Confessions-Verwandten in Deutschland die Ausrottung ihres Glaubens in den Niederlanden nie mit gleichgültigen Augen ansehen würden. Nach einer umständlichen Vorstellung aller dieser Schwierigkeiten bietet er endlich seine Vermittelung zwischen dem König und den niederländischen Staaten an. In dieser Absicht schikte er auch der Herzogin Briefe an den Prinzen von Oranien, und die Grafen von Egmond, Horn und Mansfeld; doch stellte er es ihrem Gutdünken frey, ob sie dieselben diesen Herren einhändigen wolle oder nicht. Allein eine Vermittelung des deutschen Kayſers zwischen dem Könige von Spanien und seinen Unterthanen war damals gar nicht nach dem Geschmake des Spanischen Ministeriums. Man war für die Ehre des Monarchen ungemein zärtlich besorgt, und wollte sie in Unterhandlungen dieser Art nicht auf das Spiel sezen. Man entschuldigte sich mit spanischen Complimenten, und verbot der Statthalterin, die Briefe an die erstgemeldten Herren abzusenden.

Der Geschichtschreiber Strada liefert uns hier eine sehr umständliche Nachricht von allen Berathschlagungen des Spanischen Hofes in diesen Angelegenheiten: Eine genaue Schilderung aller derer, die dem Rathe beywohnten; ein ausführliches Verzeichniß ihrer Meynungen für und wider, die er nach der Reihe, mit allem Schmuke der Redekunst ausstaffirt,

die Räthe herdeklamiren, und dabey den Leser ziemlich deutlich fühlen läßt, daß alle diese Reden erst lange nachher, bey guter Muße von ihm selbst verfertiget worden. Dennoch, wenn wir nach solchen pompösen Deklamationen endlich zum Schlusse kommen, finden wir nicht, daß diese Kunst etwas sonderliches bey dem Könige gewirkt habe, das nicht auch der einfältigste Vortrag hätte wirken können. Es sind lauter unbestimmte Entscheidungen, Verhaltungsbefehle voller Zweydeutigkeit und Zurükhaltung, in einer so augenscheinlichen Gefahr, der sich die Statthalterin und die sämtliche Regierung der Niederlande Tag vor Tag ausgesezt sahen.

Von Pater *Famian* Strada, den einige zu hoch erheben, andere zu tief herabsezen, will ich hier, statt einer Episode, einige Umstände anführen, woraus sich der wahre Werth dieses Geschichtschreibers erkennen läßt. Er war ein Jesuite, von Rom gebürtig, und schrieb nach dem Muster der alten Griechen und Römer, besonders des Titus Livius, eine regelmässige und mit allem rednerschen Schmuk ausgezierte Geschichte unter dem Titel: Historia de bello Belgico; ein Werk, welches er füglicher Historia gentis Farnesiæ hätte nennen können; denn im Grund ist es nichts anders, als eine Lobrede der Margaretha, Herzogin von Parma, und Alexanders, ihres Sohnes.

Des Verfassers Absicht war, dem Ruhm ihrer Heldenthaten ein Denkmal zu stiften. Da nun die Niederlande, vornämlich zur Zeit der Unruhen, die Schaubühne derselben waren, so mußte ihm diese Geschichte den Stoff dazu geben; und da er auf Befehl des Herzogs arbeitete, so stuhnd ihm das ganze Archiv

offen. Hier konnte er die geheimsten Schriften des Spanischen Hofes die unter der Statthalterschaft der Mutter und des Sohnes einliefen, die Verträge mit den auswärtigen Mächten, alle Urkunden und Denkschriften die in Manuscripte daselbst verwahret lagen, nach Belieben durchsehen. Dies erkennt man deutlich aus den Datis der angeführten Briefe, die er ordentlich mit einem Sternchen am Rande beyfügt, oder in der Note anzeigt. In Betracht dieses Zeitpunkts mangelte es ihm an dem vortreflichen Stoffe nicht, den er auch wohl zu benuzen wußte. Nur fällt er zuweilen in das Pedantische. Eine solche Genauigkeit in jenen Stellen zeichnet die andern, wo es ihm an erwähnter Hilfe gebrach, desto merklicher aus. Dort ist es die Sprache eines einheimischen Geschichtschreibers, der uns von allem die umständlichsten Nachrichten giebt, und selbst die geringsten Kleinigkeiten seiner Bemerkung würdig achtet. Hier aber erzählt ein Fremder, der es, aus Mangel näherer Bekanntschaft mit den Häusern, dem Adel, der Karte des Landes, der wahren Lage der Oerter, u. d. gl. Umständen mehr, bey dem Allgemeinen bewenden läßt, oder, wenn er sich in das Besondere einlassen will, in grobe Fehler verfällt, und abentheuerliche Dinge behauptet, worüber er mit Recht ist gezüchtiget worden. Doch genug von ihm.

Am Spanischen Hofe sezte man unterdessen die Berathschlagungen in Conferenzen, Junten und Consulten ununterbrochen fort. Alles wurde mit den größten Formalitäten verhandelt. Von den auswärtigen Mächten nahmen sich, nebst dem Kayser, noch mehrere Fürsten der Niederlande an, und liessen es an guten Erinnerungen in manchen Briefen an den

König nicht fehlen. Aus dem Lande selbst liefen jezuweilen Briefe, bald von dem Prinzen von Oranien, bald von den Grafen von Egmond, Horn, Hoogstrate, Mansfeldt und andern ein. Die Antworten aber waren alle voll spanischer Höflichkeiten. Man versprach jedermann Befriedigung, ohne jemand den von dem Geheimnisse das Geringste merken zu lassen. Lauter Briefe von jener Art, die Tacitus: Rerum vacuas, und die Italiäner Lettere di paglia nennen.

Endlich kam es zu einer Entscheidung, die großen Lerm machte, und durch den Trompetenschall ausgekündiget wurde. Es war die Reise des Königes. Die schönsten Farben wurden an diese Spiegelfechterey verschwendet. Die Zeit, der Weg, die Begleitung, ob man zu Wasser oder zu Lande reisen soll? mit oder ohne Armee? mit einer starken oder schwachen Mannschaft? mit alten oder neuen Truppen? Dies alles wurde in vielen feyerlichen Berathschlagungen mit der possierlichsten Genauigkeit erwogen und bestimmt.

Inzwischen hatte die Herzogin in ihren lezten Briefen dem Könige gemeldet, daß über der so langen Ungewißheit, worinn man sie lasse, jedermann die Geduld verlöre; daß der Adel wieder in Conföderationen träte; daß die Verschworenen sich schon verschiedene Städte, welche den Besazungen, die sie hineinlegen wollten, den Einzug verwehrt, mit Gewalt bemächtiget hätten; daß man sich auf allen Seiten zum Kriege rüste, so daß sie allem Ansehen nach länger als bis künftigen Wein- oder Wintermonath sich nicht mehr im Stande befinden würde, die Religion aufrecht, und das Volk im Gehorsam zu erhalten.

Diese traurigen Nachrichten machten im Ministerium ein großes Aufsehn. Einige waren der Meynung, daß der König ohne weitern Verzug die Reise antreten sollte. Allein, theils war er von seiner Krankheit noch nicht vollkommen hergestellt; theils mußte er vorher noch der Versammlung der Staaten (las Cortes) wo seine Gegenwart unumgänglich erfodert wurde, beywohnen; und diese sollten den ersten Christmonath erst ihren Anfang nehmen. Es wurde demnach beschlossen, daß der König künftigen Hornung abreisen, seinen Weg über Meer nach Italien nehmen, und von hieraus durch Savoyen, Franchecomte, und längs den Grenzen Frankreichs hin nach den Niederlanden sich begeben sollte.

Diese Entschliessung wurde sogleich nebst den nöthigen Verhaltungsbefehlen der Herzogin zugeschikt, und durch ganz Spanien auf die feyerlichste Art kundgethan. Zur Ausrüstung der Flotte stellte man Befehle aus, und entbot der auserlesensten Mannschaft jenes alten spanischen Fußvolks, das in Neapel, Sicilien, Sardinien und Mayland hin und wieder in Besazung lag, nebst einiger Reuterey, sich marschfertig zu halten. Diese Truppen sollten durch diejenigen, welche den König aus Spanien nach Italien begleiten würden, abgelöst werden.

Mehr Ernst zur Reise konnte man nicht zeigen. Auch hatte sie bey dem gemeinen Haufen ihre ungezweifelte Richtigkeit. Allein viele, die von dem Dichten, Trachten und Betragen des Spanischen Hofes besser unterrichtet und richtiger zu urtheilen gewohnt waren, ließen sich durch die theatralischen Zurüstungen nicht blenden. Sie kannten die geheimen Gesinnungen des Königes, und konnten damit diese

Reise, so gut man sie auch vorzuspiegeln wußte, auf keine Weise reimen. Der Ausgang zeigte, wie gegründet ihr Urtheil war.

Indessen wurde die Spiegelfechterey immer noch weiter getrieben. Die Spanischen Gesandten bekamen Befehl, die Entschliessung des Königes auch den fremden Höfen, wo sich jeder aufhielt, kund zu thun. Man hielt in feyerlicher Ceremonie bey dem Könige von Frankreich um den Durchzug an. Man nahm mit Savoyen die erfoderlichen Maaßregeln: Man schikte einen Kriegszeugmeister von Mayland auf die Alpen, welcher den besten Weg ausforschen, alle Oerter in Augenschein nehmen, und in verschiedenen Karten von allen Gegenden den Grundriß aufnehmen mußte. Kurz, man versäumte nichts, um die ganze Welt von der Wirklichkeit dieser Reise zu überzeugen; und der Glaube daran war so allgemein, daß man in Spanien und Italien sowohl als in den Niederlanden für einen Scepticker gehalten wurde, wenn man gegen die sonnenklare Wahrheit nur den geringsten Zweifel äusserte. Hopperus, der doch an dem Orte, und gleichsam hinter dem Vorhang der Schaubühne war, wurde so gut betrogen, als andere, die dem Schauspiel in der Ferne zusahen. Er schrieb seinen vertrautesten Freunden ganz zuversichtlich, daß der König zur bestimmten Zeit abreisen werde. In seinen Memoires, die sich hier endigen, läßt er sich zum Beschluß in eine umständliche Erzählung der Nachricht ein, die man der Herzogin gegeben hat, und bezeugt mit allen getreuen Vasallen und Religionseiferern (wie er sich ausdrükt) seine herzliche Freude über diese zum Dienste Gottes und des Königes unternommene Reise.

End.

Endlich schließt er mit einer Art von Gebet, als wollte er dem Könige zu guter Leze noch eine glükliche Reise wünschen. Hier legt er die Feder nieder, und scheint auf die Reise zu warten, um seinen Recueil des Troubles weiter fortzusezen. Da er aber diese Fortsezung nicht erlebte, so blieb die Feder liegen. Er starb in Spanien, wo er sich bis an seinen Tod aufhielt, i. J. 1576.

Diese Zurüstungen thaten indessen durch das große Geräusch, womit man sie begleitete, alle Würkung auf das Publikum, die man sich von ihnen versprach. Auch die Wachsamsten wurden eingeschläfert, und so die Absicht des Schauspiels erreicht. Man gewann Zeit.

Wir haben oben gesehen, wie das Ansehn der Statthalterschaft durch die Unterwerfung der Städte Tournay und Valenciennes nach und nach wieder das Uebergewicht bekommen hatte. Dieser Vorfall, nebst dem darauf folgenden Gerüchte von des Königes Ankunft, schlug den Uebermuth der Sektirer, der einheimischen sowohl als der fremden, um ein merkliches nieder. Man sezte ihren Predigten engere Grenzen; man riß ihre Tempel nieder; die Gerichte und Obrigkeiten machten sich den günstigen Augenblik zu Nuze, und schränkten die Freyheiten derselben auf eine Interimstoleranz ein. Viele der vornehmsten Standspersonen verloren den Muth, sie öffentlich in Schuz zu nehmen. Andere traten von ihnen ab. Verschiedene Städte oder Häupter der Parthey, welche vorher den Meister gespielt hatte, schritten zum Vergleich, und nahmen Besazungen auf. Dies that unter andern Herzogenbusch und selbst Antwerpen. Die Herzogin hielt eine Zeitlang ihr Hoflager in die-

ſer Stadt, und dämpfte durch ihre Gegenwart das wieder aufglimmende Feuer der Unruhen.

In Betracht eines ſo glüklichen Fortganges gab man dem Gerüchte von des Königes Ankunft einen immer blendendern Anſtrich. Man ſchikte die Briefe, welche die Statthalterin in Beziehung auf dieſe Reiſe aus Spanien erhalten, in Abſchriften durch Umlaufſchreiben an alle Statthalterſchaften. Man verordnete überall die Anſtalten, welche in dem Lande dazu gemacht werden ſollten. Man ermahnte das Volk, die beſchädigten Kirchen und Klöſter auf das ſchleunigſte wieder in guten Stand zu ſtellen, damit der König von den Verheerungen nicht die geringſte Spur mehr antreffen möge. Man ſtellte endlich öffentliche Gebeter für die glükliche Reiſe des Monarchen an. Es war nöthig, das Volk bey guter Laune zu erhalten, und die Farben je zuweilen wieder anzufriſchen. Denn wie der Pöbel von Natur unruhig und veränderlich iſt, ſo mangelte es auch nicht an ſchlimmen Auslegungen und aufrühriſchen Geſprächen, wodurch das ganze Triebwerk wieder in Stoken hätte gerathen können.

Um dieſe Zeit erſann man noch ein neues Mittel, die Nation in Athem zu erhalten. Es war eine Art von Abwendung, womit man die Gemüther eine Zeitlang anderwärts hinzuhalten, und unterdeſſen ſeinem Zwecke näher zu kommen trachtete. Die Ehre der Erfindung hat man anfangs dem Oberpräſidenten Viglius zuſchreiben wollen. Allein, man erkannte bald, daß der Spaniſche Hof die Triebfeder, und Viglius das bloße Werkzeug war. Man brachte nämlich eine Eideserneuerung, oder vielmehr einen neuen Eid in Vorſchlag; die Clauſel wenigſtens, welche in

dem Formular enthalten ist, war ganz neu: Daß man dem Königs wider alle und jede, die des Verbrechens der beleidigten Majestät würden schuldig erklärt werden, ohne alle Bedingung und Ausnahme getreu dienen wolle. Dieser Eid wurde allen, die Staatsämter bekleideten, von den Statthaltern und den vornehmsten Rittern an bis zu den niedrigsten Magistratspersonen, angetragen. Er war gleichsam der Probierstein, woran man die Gemüther erforschen wollte; zugleich sollte er auch zum Vorwande dienen, um diejenigen, welche sich desselben weigern würden, mit größerm Scheine des Rechtes und mit weniger Zwang und Formalitäten ihrer Aemter zu entsezen. Hingegen war auch eine so bedenkliche Foderung eine warnende Stimme an den Patrioten, die ihn aus dem Traume wekte, und die geheimen Anschläge, womit Philipp schwanger gieng, noch vor der Ankunft der Spanier errathen ließ.

Die Herzogin machte die Sache zuerst dem Grafen von Mansfeldt, dann den Grafen von Egmond, Barlaimont, Meghem und dem Herzoge von Arschot bekannt. Diese alle versprachen ohne Anstand, sich nach dem Willen der Regierung zu bequemen. Die Sache gieng stufenweise in allen Provinzen und Städten, bis zu den geringsten Beamten, ohne große Schwierigkeit durch. Man schlug sie auch den abwesenden Grafen von Horn und Hoogstraten vor. Diese aber entschuldigten sich in sehr bescheidenen Ausdrüken mit dem Eide, den sie schon bey dem Eintritt in ihre Aemter geschworen hätten, so daß sie es nun für überflüssig hielten, denselben zu wiederholen, da sie sich doch keiner Verschuldung bewußt wären. Brederode, welcher damals ein Re-

giment zu Fuß anführte, schlug die Foderung nach einer kurzen Bedenkzeit mit Ungestüm aus, und dankte ab.

Um den Vorschlag auch dem Prinzen von Oranien zu thun, brauchte man viele Vorsicht und Behutsamkeit. Er war damals in seiner Residenz in Holland. Auf die erste Eröfnung antwortete er schlechtweg: Er sehe wohl, man wolle ihn durch dies Mittel, welches er für eine schimpfliche Beleidigung seiner Ehre, und für eine niederträchtige Schikane halte seiner Würde überdrüssig machen; er sey auch entschlossen, eher alle seine Aemter niederzulegen und auffer Land zu gehen, als eine solche Beschimpfung zu dulden.

Diese Weigerung machte der Herzogin viel Kummer. Sie hatte von dem Unwillen eines Mannes, der bey der Nation in einem so großen Ansehn stuhnd, in ihrer so gefährlichen Lage, alles zu befürchten. Um ihn durch freundschaftliches Zureden zu gewinnen, sandte sie den Secretar Berti an ihn ab. Allein der Prinz änderte seinen Ton nicht. Er wollte sich, sprach er, so ganz ohne Ausnahme die Hände nicht binden. Man könnte sich einst auch einfallen lassen, die Waffen wider den Kayser zu ergreifen; er aber wäre ein Vasall des Kaysers. Als Berti ihm dagegen vorstellte, daß man daran gar nicht dächte, und daß er seine Eidesformel näher bestimmen und nach Belieben einschränken könnte, fiel ihm der Prinz hizig in die Rede: „Wie, ich soll euch also „schwören, daß ich meine Frau wolle zum Scheiterhaufen führen lassen, weil sie eine Lutheranerin ist„? (Es war Anna von Sachsen, seine zweyte Gemahlin) „Nein, andere mögen sich durch alle diese süßtönen-

„den Gerüchte von des Königes Ankunft die Schelle „anhängen lassen! Der Tropf bin ich nicht. Am „Ende mögte wohl, statt des Königes, ein Lieute„nant kommen. Ein Geringerer, dem dann der Hö„here gehorchen sollte? — Oder höchstens meines„gleichen — zum Beyspiel der Herzog von Alba.„ Auf dies Wort verfiel er plözlich in ein tiefes Stillschweigen. Dem Berti, vielleicht auch den sämtlichen Niederlanden war dies ein Räthsel, wozu der Prinz allein den Schlüssel hatte. Berti kam also unverrichteter Sache wieder zurük; und wir werden bald sehen, daß der Prinz seinen Worten Kraft gab, alle seine Aemter niederlegte und sich nach Deutschland in Sicherheit begab.

Indessen waren, was noch die lezte Unterredung betrift, des Prinzen Worte nicht in den Wind geredet. Hat irgend jemand von der ganzen Nation das Geheimniß des Königes entdeckt, so ist es gewiß der Prinz von Oranien. An ihm trafen die Spanier auf ihrem Wege nach den Niederlanden einen fürchterlichen Feind im Cabinet an, so wie er es ihnen nachher auch im Feld wurde. Er verwandte, wie er selbst gestuhnd, auf diese Entdeckungen die beträchlichsten Summen, die er sich auch nicht reuen ließ. Gelehrte und Privatpersonen, pflegte er zu sagen, mögen die Geheimnisse der Natur erforschen; ihm und seinesgleichen käme es zu, die Heimlichkeiten der Könige auszukundschaften, und zu Erlangung dieses Zweckes keinen Aufwand zu sparen. Wir haben oben gesehen, wie er seine Briefwechsel mit Frankreich errichtet, und mit wie vieler Sorgfalt er sie unterhalten hatte. Er bekam Nachrichten aus der ersten Hand von allen Geheimnissen, welche

im J. 1565. in der Unterredung zu Bayonne auf das Tapet kamen.

Mit dieser Unterredung hat es folgende Bewandtniß: Catharina von Medicis, Carl IX. Mutter, Regentin von Frankreich, begleitete ihren Sohn auf seiner Reise durch seine Staaten; und nahm bey dieser Gelegenheit mit dem Könige von Spanien und seiner Gemahlin, ihrer Tochter, die Verabredung, daß sie, unter dem Scheine der Zärtlichkeit zwischen Mutter und Kindern, zu Bayonne zusammenkommen wollten. Um allem zu besorgenden Verdachte vorzukommen, gebrauchte man an beydseitigen Höfen die Vorsicht, nicht nur den fremden Ministern, die sich da aufhielten, das Vorhaben zu eröfnen, sondern auch durch die ordentlichen Gesandten den übrigen Höfen verkündigen zu lassen, daß diese Zusammenkunft bloß die brüderliche Zärtlichkeit des Königes von Frankreich gegen seine Schwester zum Gegenstand hätte.

Diese scrupelhafte Vorsicht reizte die Aufmerksamkeit der Höfe nur desto mehr. Alle Mächte faßten von der so unerwarteten Entschuldigung einen wirklichen Verdacht auf diese Zusammenkunft, welche sonst, da sie an sich schon einen guten Schein hatte, kein sonderliches Aufsehen würde gemacht haben. Ueberall wurden Kundschafter ausgestellt. Insonderheit lauerten der Admiral Coligni und der Prinz von Oranien von allen Seiten auf das Geheimniß dieser Unterredung. Nach langen Berathschlagungen fand der König von Spanien für gut, zu Hause zu bleiben, und seiner Gemahlin Elisabeth den Herzog von Alba zur Begleitung mitzugeben. Solchergestalt kam diese Zusammenkunft zu Stand. Sieben

bis acht Tage brachte man zu Bayonne unter glänzenden Festen und Lustbarkeiten zu; und der Herzog von Alba war es allein, welcher den öftern Unterredungen dieser königlichen Personen beywohnte.

Das Geheimniß blieb lange unerforscht. Man muthmaaßte, daß es in Ansehung der meisten Punkten, aus Mangel der Vollmacht, oder wegen der engen Grenzen, die Philipp seiner Gemahlin und dem Herzoge gesezet, bey bloßen Projekten geblieben. Indessen entdekte man doch so viel, daß dabey etliche Heurathen in Vorschlag gekommen, welche nachher wirklich vollzogen worden; wie auch, daß man in Ansehung der katholischen Ligue nicht nur alle alten Vertragspunkten erneuere und bestätigt, sondern auch neue Maaßregeln zu einer noch genauern Verbindung genommen. Ein oder zwey Jahre darauf forschte Franz Walsingam, der Königin Elisabeth Gesandter am französischen Hofe, den Inhalt dieses Vertrages tiefer aus, und gab seiner Königin und ihrem ersten Minister, dem Milord Buchurst, von diesem Geheimniß umständlichere Nachrichten. Durch den Weg über England bekam auch der Prinz von Oranien Wissenschaft davon. Dieser hatte zu Rom und in Deutschland nicht minder seine geheimen Agenten. Wir werden in der Folge sehen, wie mächtig er in dieser Rükficht war, und was für Triebfedern er in Bewegung brachte, als man zu beyden Seiten die Maske ablegte und zu den Waffen griff. Insonderheit ist die Geschiklichkeit zu bewundern, mit welcher er die zuverlässigsten Nachrichten von den Staatsgeheimnissen aus Spanien selbst zu ziehen wußte. Alle Schritte des Königes, jedes Wort das aus seinem Munde gieng, waren dem Prinzen so gut be-

kannt, als wenn er selbst zugegen gewesen wäre; so daß damals viele vermutheten, er müßte selbst mit Don Carlos, dem einigen Sohn des Königes, einen vertrauten Briefwechsel unterhalten. Den Grund zu dieser Vermuthung glaubte man in dem Charakter des Prinzen zu finden, welcher in seinen Gesinnungen so sehr von seinem Vater abgieng, daß er bey vielen Gelegenheiten seine Neigung, die er für die Vornehmsten des flamändischen Adels, insonderheit für den Grafen von Horn, und die Marggrafen von Bergen und Montigni hegte, ohne Zweydeutigkeit offenbarte. Allein eben diese Unbehutsamkeit, wodurch er sein Unglük beschleunigte, machte ihn zu dergleichen Diensten, so geneigt er sonst auch dazu gewesen seyn mochte, nur desto unfähiger. In der That, es läßt sich nach den damaligen Umständen nicht begreifen, wie dieser unglükliche Prinz, so entfernt von allen Staatsgeschäften, so übel bey seinem Vater angeschrieben, so genau von ihm beobachtet, als er es damals war, andere berichten konnte, was er selbst nicht wußte. Wahrscheinlich ist es, daß der König, da er nach seinem unermüdetem Eifer, womit er die wichtigsten Staatsgeschäfte selbst besorgte, eine Menge Secretarien unter seiner Aufsicht arbeiten ließ, von etlichen Mißvergnügten übel bedienet wurde. Seine so schwer zu befriedigende Laune, die übermäßige Last der Arbeiten und sein kargers Begegnen, ermüdeten die Geduld dieser Leuthe. Antonio Perez, Escovedo und andere, die sich darüber zu laut beschwerten, fielen auch nachher in Unguade. Wie leicht war es also nicht dem Prinzen von Oranien, unter diesen Mißvergnügten, welche die Freygebigkeit ihres Herrn so wenig zu rühmen

Ursache hatten, einen zu finden, der sich zu dem Kundschafterdienst, als zu einer Schadloshaltung für den disseitigen Verlust, verstünde!

Eben so wahrscheinlich ist es aber auch, daß dergleichen verrätherische Verständnisse einem auf seine Heimlichkeiten so eifersüchtigen Könige nicht ganz unbekannt waren. Was er selbst that, ließ sich natürlich auch von andern vermuthen; und seine eigenen Kundschafter, deren er in den Niederlanden seit dem Anfange der Unruhen eine große Menge hatte, entdekten ihm manches, woraus er auf das Daseyn der jenseitigen an seinem Hofe zuverlässig schliessen konnte. Mönchen und andere, meistens geringe Leuthe waren es, die ihm von der überhandnehmenden Kezerey, von allen geheimen Zusammenkünften, von jeder Parthey die im Lande gestiftet wurde, und insonderheit von der Aufführung der Großen umständliche Nachrichten zuschrieben. Dieser Briefwechsel schmeichelte seiner Eitelkeit ungemein. Insonderheit that er sich in seinen geheimen Depeschen an die Statthalterin recht viel darauf zu gut. Er nannte ihr oft Personen und erzählte Umstände, woraus sie schliessen sollte, daß er von den Niederländischen Neuigkeiten mehr wisse, als sie selbst. Indessen fand sie auch jezuweilen Gelegenheit, sich für diese Beschämung an ihm zu rächen. Nicht selten ließ sie ihn mit Händen greifen, wie falsch er berichtet worden, und wie zuverlässig hingegen ihre eigene Nachrichten von den geheimsten Dingen wären, welche, ihrer Verschwiegenheit ungeachtet, durch Verräther seines Cabinets bis in den Niederlanden kund geworden. Allein, Philipp, welcher auch in Frankreich und zu Rom Spionen im Sold hielt, hatte eine viel zu

gute Meynung von seiner persönlichen Aufsicht über die Staatsgeschäfte, als daß ihm auch nur der Gedanke hätte beykommen sollen, er könnte betrogen werden. Es ist leicht zu denken, daß ihn diese Meynung oft in große Verlegenheit sezen mußte. Etliche Jahre nachher, als er mit der Königin Elisabeth brach, unterhielt er in England und Irrland eine so große Menge Kundschafter, daß diese endlich aus Eifersucht uneins wurden, sich selbst verriethen, und größtentheils dem Blutrichter in die Hände fielen.

Je weniger hingegen der Prinz von Oranien Kundschafter hatte, desto sicherer konnte er sich auf sie verlassen; und was ihm noch an Nachrichten fehlte, das ersetzte ihm die Scharfsichtigkeit seines Geistes und die Stärke seiner Beurtheilungskraft. Er übersah das Ganze, verglich Umstände und Begebenheiten, und schloß von dem, was geschah, auf das, was geschehen konnte, so glücklich, daß die Zukunft allen seinen Vermuthungen vollkommen entsprach. Glaubwürdige Schriftsteller versichern uns sogar, daß er, nach genauer Vergleichung aller Umstände, die ihm von der politischen Lage Frankreichs und insonderheit von den Unterhandlungen zu Bayonne bekannt waren, das Blutbad von St. Bartholomäus, welches etliche Jahre darnach erfolgte, vorhergesehen, und dem Admiral Coligni, um ihn von den gefährlichen Schmeicheleyen und Intriguen des Hofes zu warnen, seine Muthmaassung entdekt hätte.

In Ansehung der Niederländischen Angelegenheiten hatte er seinen Plan schon längst entworfen; und die Folge der Begebenheiten befestigte ihn nur immer mehr in seinem Entschluß, alle seine Aemter niederzulegen, und sich in Sicherheit zu begeben. Die

Statthalterin, welche eine große Hochachtung für ihn hatte, und so sehr wünschte, ihn befriedigen zu können, that ihm den Vorschlag, mit dem Grafen von Egmond in mündliche Unterredungen zu treten. Die erste geschah, mit ihrer Bewilligung, zu Willebroeck. Hier wurde zwar von dieser Sache, aber mit mehrerer Offenherzigkeit auch von manchen andern Dingen gesprochen. Der Prinz blieb unbeweglich auf seinem Entschluß, und entdekte bey dieser Gelegenheit dem Grafen verschiedene Heimlichkeiten, die fähig genug gewesen wären, seinen Freund wanken zu machen, wenn sich dieser auf seine dem Könige geleistete Dienste, und auf dessen viel versprechende Gnade nicht zu sicher verlassen hätte. Sie pflogen nachher noch verschiedene andere Unterredungen zu Vilvorden, und anderswo. Die lezte und geheimste von allen, geschah, ohne der Statthalterin Wissen und Theilnehmung, unmittelbar vor des Prinzen Abreise, zu Tirimont.

Zwischen diesen Vorfällen entwikelte sich nach und nach das Geheimniß des königlichen Planes. Was der Prinz von Oranien vorhersagte, sah man richtig eintreffen. Man erfuhr, daß der Herzog von Alba von dem König ernannt worden, an der Spize einer ansehnlichen Armee nach den Niederlanden zu reisen. Die Statthalterin, welche diese Nachricht von dem König erhalten hatte, hielt nicht für rathsam, dieselbe sogleich öffentlich bekannt zu machen. Sonst war der Brief ein Meisterstük der Verstellung, mit allem Blendwerk versehen, das fähig war, nebst der Nation die Herzogin selbst zu hinterlisten.

Der König wiederholt darinn seine Versicherung, so bald möglich in eigener Person nach den Nieder-

Landen zu kommen. Er habe indessen seinen Vetter den Herzog von Alba, nur mit dem Auftrag voraus geschikt, um das nöthige vorzubereiten, und gewisse Schwierigkeiten zu heben, damit er bey seiner Ankunft alles in Ordnung antreffen, und den allgemeinen Frieden mit leichterer Mühe wiederherstellen könne. Unterdessen soll der Herzog von Alba unter den Befehlen der Statthalterin die Truppen anführen, und gemeinschaftlich mit ihr die ihm vorläufig aufgetragenen Befehle vollziehen, welche die Befestigung der Vertheidigungsplätze und überhaupt die Sicherheit des Landes zum Gegenstande hätten.

In diesem Tone und mit so ausgesuchten Bemänlungen wurde endlich die nahe Ankunft des Herzogs von Alba, als des Vorläufers jener Friedensstiftung, öffentlich verkündiget. Die Maske war aber lange so fein nicht, als es der Endzwek, das ganze Publikum ohne Ausnahme zu bethören, erfoderte. Jeder war auf seine Privatvortheile bedacht, und nahm diejenigen Maaßregeln, die er nach seinen Einsichten und Neigungen für die beßten hielt. Die einen, welche sich die Gefahr eben nicht sonderlich groß vorstellten, blieben in ihrer gewöhnlichen Unthätigkeit; die andern, denen ihre Sicherheit angelegener war, suchten sie frühzeitig in der Flucht. Diejenigen, welche am beßten unterrichtet, und von der Gefahr am meisten bedroht waren, giengen mit andern Projekten schwanger, die aber alle, aus Mangel nöthiger Unterstüzung, in der Geburth verunglükten.

Einige schlugen vor, man sollte den Spaniern den Eintritt in das Land mit gewafneter Hand verwehren, und sie nur unter gewissen Bedingungen vermittelst einer Capitulation aufnehmen. Dies Projekt

hätte gelingen können. Alle Umstände schienen der Ausführung desselben günstig gewesen zu seyn. Das ganze Heer des Herzogs von Alba konnte kaum aus 20000. Mann bestehen. Mehr als die Hälfte war zwar der Kern spanischer Truppen; aber die andern waren ihnen sehr ungleich; und wie viel Vortheile würde eine eben so starke Armee, die mit leichter Mühe hätte in das Feld gestellt werden können, vor einem auch noch so tapfern Heere voraus gehabt haben, das, von den Strapazen einer so langen und beschwerlichen Reise erschöpft, in fernen Provinzen einem Feinde begegnet, der mit frischen Kräften für das Vaterland kämpft. Die so genannten Ordonnanzbanden, unter welchen sich jene Flamändische Reuterey befand, deren Tapferkeit Carl V. und noch jüngst sein Sohn so viel zu danken hatte, bestuhnden aus lauter einheimischen Truppen. In dem folgenden Jahre stellte der Prinz von Oranien allein, in Deutschland, eine Armee von 25000. Mann auf die Beine, mit welcher er über die Maas sezte. Auch treffen wir noch in spähern Zeiten dieser Unruhen Bürger und Landsleuthe genug unter den Soldaten an.

Hiernächst hatte man noch auf eine mächtige Diversion von Seiten der Mißvergnügten in Frankreich sicher zählen können. Der Admiral Coligni gab deutlich genug zu erkennen, wie viel man sich von ihm zu versprechen hätte. Er und seine Anhänger versuchten ihr Aeusserstes, um den Hof wider den Herzog von Alba einzunehmen. Coligni gieng noch weiter. Als er nach wiederholten Vorstellungen in der so genauen Verbindung beyder Mächte die Unmöglichkeit sah, Frankreich zum Widerstande

zu bewegen, erbot er sich mit seinem Hofe zu brechen, und sich dem Durchzuge des Spanischen Heeres mit eigener Macht zu widersezen. Selbst den Schweizern erwekte die Armee, ob sie gleich nur an den Grenzen vorbeyzog, Verdacht.

Man seze nun, Colligni hätte, nach dem Antheil, den er an den Niederländischen Staatsangelegenheiten nahm, die Spanier auf ihrer langen Reise von Savoyen bis Luxemburg bloß mit Streifereyen, Ueberfällen und kleinen Scharmüzeln von Zeit zu Zeit beunruhiget, wie sehr würde er diese Armee auf ihrem Marsche aufgehalten und geschwächt, wo nicht gar aufgerieben haben. Wirklich war dies auch ein Projekt, welches die Parthey der Hugenotten mit vielem Eifer betrieb. Der Plan desselben, und die Mittel der Ausführung, machen den Innhalt einer besondern Schrift aus, die in Frankreich unter dem Titel: Sacré Concile dedié aux habitans des Pays-bas, an das Licht trat, und wovon man eine Menge Exemplarien in den Niederlanden ausstreute. Die Flamänder werden darinn eingeladen, mit den Mißvergnügten in Frankreich gemeine Sache zu machen, um sich durch derselben Vermittelung von dem Spanischen Joche zu befreyen.

Diese so bekannt gemachten Projekte wurden von vielen geprüft und genehmigt. Der Graf Ludwig von Nassau, der die größte Neigung dazu äusserte, schlug zu näherer Verabredung eine geheime Zusammenkunft in Holland vor, wo man auch wirklich die Sache in reife Berathschlagung nahm. Allein die Unterhandlung war zu schlüpfrig. Sie betraf ein Geheimniß, das man, ohne die größte Gefahr, so vielen Köpfen nicht anvertrauen konnte, als zur Ausführung nothwendig erfodert wurden.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß in den öftern Unterredungen, welche die Grafen von Egmond und Horn mit verschiedenen andern Großen über die gegenwärtigen Staatsangelegenheiten hielten, auch diese Projekte auf das Tapet kamen. Allein in einer so mißlichen Lage war es schwer, einstimmig zu werden; und viele, die sich von den Spiegelfechtereyen des Königes hatten blenden lassen, wollten so große Hofnungen, womit sie sich noch von dieser Seite her schmeichelten, nicht auf das Spiel sezen.

Die Spanischen Truppen in Italien waren schon in Bewegung, und der Herzog von Alba auf dem Wege, sie einzuholen, als die lezte Zusammenkunft zu Tirimont gehalten wurde. Doch auch hier gieng man, ohne das mindeste zu beschließen, wieder auseinander. Der Prinz von Oranien besprach sich hier das leztemal mit dem Grafen von Egmond. Er wiederholte seine ihm schon mehrmals gethane Eröfnungen, erzählte ihm nochmals alle Punkten nach der Reihe her, welche ihm die Spanier, als soviel unverzeihliche Staatsverbrechen, zur Last legen würden, und theilte ihm den ganzen Reichthum seiner bisher gemachten Entdeckungen, insonderheit das Geheimniß eines erst neulich aufgefangenen Briefes mit, worinn der Spanische Gesandte am Französischen Hofe der Statthalterin die gewaltsamen Anschläge des Königes und die blutgierigen Absichten des Herzoges von Alba mit vieler Freymüthigkeit berichtete. Der Graf, welcher die Maaßregeln des Prinzen, voll Vertrauen auf die Güte der seinigen, einem übertriebenen Verdachte zuschrieb, konnte seine Gründe nicht billigen. „Vielleicht", antwortete der Prinz mit bedenklicher Mine, „vielleicht könnten

zu bewegen, erbot er sich mit seinem Hofe zu beeden, und sich dem Durchzuge des Spanischen Heeres mit eigener Macht zu widersezen. Selbst den Schweizern erwekte die Armee, ob sie gleich nur an den Grenzen vorbeyzog, Verdacht.

Man seze nun, Colligni hätte, nach dem Antheil, den er an den Niederländischen Staatsangelegenheiten nahm, die Spanier auf ihrer langen Reise von Savoyen bis Luxemburg bloß mit Streifereyen, Ueberfällen und kleinen Scharmüzeln von Zeit zu Zeit beunruhiget, wie sehr würde er diese Armee auf ihrem Marsche aufgehalten und geschwächt, wo nicht gar aufgerieben haben. Wirklich war dies auch ein Projekt, welches die Parthey der Hugenotten mit vielem Eifer betrieb. Der Plan desselben, und die Mittel der Ausführung, machen den Innhalt einer besondern Schrift aus, die in Frankreich unter dem Titel: Sacré Concile dedié aux habitans des Pays-bas, an das Licht trat, und wovon man eine Menge Exemplarien in den Niederlanden ausstreute. Die Flamänder werden darinn eingeladen, mit den Mißvergnügten in Frankreich gemeine Sache zu machen, um sich durch derselben Vermittelung von dem Spanischen Joche zu befreyen.

Diese so bekannt gemachten Projekte wurden von vielen geprüft und genehmigt. Der Graf Ludwig von Nassau, der die größte Neigung dazu äusserte, schlug zu näherer Verabredung eine geheime Zusammenkunft in Holland vor, wo man auch wirklich die Sache in reife Berathschlagung nahm. Allein die Unterhandlung war zu schlüpfrig. Sie betraf ein Geheimniß, das man, ohne die größte Gefahr, so vielen Köpfen nicht anvertrauen konnte, als zur Ausführung nothwendig erfodert wurden.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß in den öftern Unterredungen, welche die Grafen von Egmond und Horn mit verschiedenen andern Großen über die gegenwärtigen Staatsangelegenheiten hielten, auch diese Projekte auf das Tapet kamen. Allein in einer so mißlichen Lage war es schwer, einstimmig zu werden; und viele, die sich von den Spiegelfechtereyen des Königes hatten blenden lassen, wollten so große Hofnungen, womit sie sich noch von dieser Seite her schmeichelten, nicht auf das Spiel sezen.

Die Spanischen Truppen in Italien waren schon in Bewegung, und der Herzog von Alba auf dem Wege, sie einzuholen, als die lezte Zusammenkunft zu Tirimont gehalten wurde. Doch auch hier gieng man, ohne das mindeste zu beschließen, wieder auseinander. Der Prinz von Oranien besprach sich hier das leztemal mit dem Grafen von Egmond. Er wiederholte seine ihm schon mehrmals gethane Eröfnungen, erzählte ihm nochmals alle Punkten nach der Reihe her, welche ihm die Spanier, als soviel unverzeihliche Staatsverbrechen, zur Last legen würden, und theilte ihm den ganzen Reichthum seiner bisher gemachten Entdeckungen, insonderheit das Geheimniß eines erst neulich aufgefangenen Briefes mit, worinn der Spanische Gesandte am Französischen Hofe der Statthalterin die gewaltsamen Anschläge des Königes und die blutgierigen Absichten des Herzoges von Alba mit vieler Freymüthigkeit berichtete. Der Graf, welcher die Maaßregeln des Prinzen, voll Vertrauen auf die Güte der seinigen, einem übertriebenen Verdachte zuschrieb, konnte seine Gründe nicht billigen. „Vielleicht", antwortete der Prinz mit bedenklicher Miene, „vielleicht könnten

„Sie, mein theurer Freund! der erste seyn, über „dessen Leib hin die Spanier sich die Bahn in die „Provinzen öfnen mögten". Damit schloß er seine lezte Unterredung mit dem Grafen, und nahm mit vieler Wehmuth von ihm Abschied.

Kaum hatte er sich desselben Umarmungen entrissen, als er, seinem schon so lange gefaßten Entschlusse gemäß, seine Geräthschaften, und alles bewegliche Eigenthum einpakte, und mit seiner ganzen Familie, nebst einigen Vertrauten vom Adel, welche Glük und Unglük mit ihm zu theilen entschlossen waren, aus dem Lande zog. Er begab sich zuerst nach Breda, wo er in einem sehr höflichen Schreiben von der Statthalterin Abschied nahm. Seinen ältesten Sohn erster Ehe, den man Graf von Buren nannte, ließ er zu Löwen, wo er den Wissenschaften oblag. Von Breda begab er sich nach einiger Zeit weiter, nach Dillenburg in die Grafschaft Nassau. Die Grafen von Kulenburg und Bergen waren ihm nach Deutschland vorangegangen. Brederode hatte auch seine Maaßregeln zur Flucht genommen; da er aber in Holland, worauf er Ansprüche machte, Anhänger fand, hielt ihn die schmeichlersche Hofnung, wovon er nun mehr als jemals besessen war, noch einige Zeit in dieser Provinz zurük. Alle diese Herren hatten schon lange vorher die ansehnlichsten Landgüter theils verkauft, theils sonst an den Mann gebracht. Kaum wurde das Publikum durch so ernstliche Anstalten und durch den wirklichen Abzug einiger Großen von der Zuverlässigkeit des Gerüchtes überzeugt, als plözlich durch die sämtlichen Niederlande die schreklichste Bewegung entstuhnd. Edelleuthe, reiche Kaufleuthe, insonderheit von Antwerpen,

pen, die vornehmsten Bürger aus allen Städten, sahe man mit ihren Familien schaarenweis aus dem Lande flüchten. Die Wanderung war so fürchterlich groß, daß die Herzogin selbst, in ihrem Bericht an den König, die Anzahl derselben auf 100000. Personen sezt.

Zweyter Abschnitt.

Sendung, Reise und Ankunft des Herzogs von Alba in den Niederlanden.

Wenn wir das bisherige Verfahren des Spanischen Hofes, alle seine Schritte und Handlungen seit der Regierung Philipps II. wenigstens seit seiner Abreise aus den Niederlanden, mit dem Entschlusse vergleichen, den er damals in Rükſicht auf diese Provinzen gefaßt hatte; so erblicken wir von diesem Standorte her an der langen Reihe von Begebenheiten, und an den Wendungen, welche die Niederländischen Angelegenheiten bey so mancherley Auftritten nahmen, lauter aneinanderhangende Folgen einer einzigen Ursache; ein beständiges Bestreben nach einem Zwecke, den sich der König bey seiner Abreise vorgesezt hatte. Nur sehr wenige besaſſen damals Scharfsichtigkeit genug, um das Innere eines so künstlichen Staatssystems einzusehen, und an dem so mannichfaltigen Wechsel von Bewegung und Ruhe die Triebfedern und den Zwek zu erkennen, wornach alle Räder der Maschine arbeiteten. Ueberhaupt waren damals die Gemüther, wenn auch je etliche solcher Betrachtungen fähig gewesen wären, zu sehr erhizt, als daß sie an so mannigfaltigen Maaßregeln und unter einer so scheinbaren Unthätigkeit das zwekmäſs- 1567.

sige Verfahren dieses Hofes, und den fast unmerkbaren Stufengang hätten beobachten können, worauf man das große Projekt zur Reife und in Ausführung brachte.

Dieses System war der Gemüthsart des Königes und seiner Nation vollkommen angemessen. Im Besiz aller Erbreiche seines Vaters, wollte Philipp diese Provinzen so beherrschen, wie er in Asien geherrschet haben würde. Die genauen Kenntnisse, die er sich während seines langen Aufenthalts in den Niederlanden, in eigener Person von der Verfassung dieser Staaten eingesammelt hatte, zeigten ihm zwar schon von fernher manche Schwierigkeiten, die aller Gewalt Troz zu bieten schienen. Allein, was er von der Gewalt nicht hoffen durfte, das versprach er sich von seiner tiefen Staatsklugheit und von seinem Wahlspruch: yo el tiempos para dos otros: Ich und die Zeit gelten zwey andere.

Damals genossen die Niederlande ihr goldenes Alter. Der Fremde, und vornämlich der Spanier, trat hier auf einen entzükenden Schauplaz. Wo er nur sein Aug' hinwandte, erblikte er die schönste Mannigfaltigkeit von Gegenden und Gegenständen. Prächtige Städte und Landgüter, ansehnliche Marktfleken, Dörfer die den Namen der Städte verdienten, zogen sich in einer beynahe an einander hängenden Reihe über beßthebaute Felder von einer Gegend zur andern hin. Das ganze Land glich einem wohlangelegten Garten. Kein Winkel, kein Flek lag öde und unbenuzt. Hügel und Thäler zollten dem Fleiße des Landmannes; und in fernen Landen öfnete der Flor der Handlung allen Ständen die Quellen des Ueberflusses. Alles athmete Leben, alles zeugte von der Wohlfahrt dieser Provinzen.

So beneidenswürdige Gegenstände machten, wie leicht zu denken, auf die Spanier, vom Könige bis zum geringsten der Nation, einen tiefen Eindruk. Welch ein Unterschied stellte sich ihnen hier, in Vergleichung solcher Lustgefilde mit ihrem Vaterlande, dar! Wie empfindlich mußte dieser Contrast Gemüther reizen, die zu Mißgunst und Eifersucht, wovon wir durch die ganze Geschichte Beyspiele genug finden, von Natur schon so aufgelegt waren. Ein so demüthigender Gedanke, der sich ihnen überall aufdrang: Daß dies älteste von allen Erblanden des Königes mit seiner reizenden Einfalt die Pracht aller ihrer Königreiche übertreffen, und sie in einem so schönen Lande so wenig Meister seyn sollten, war ihrem Stolz unausstehlich.

Nicht zufrieden mit der von seinen Vorfahren ererbten Gewalt, that Philipp gleich im Anfange seiner Regierung einige Versuche, sie weiter auszudehnen. Allein der kräftige Widerstand der Flamänder vereitelte seine despotischen Absichten, so wie sie sich äusserten. Die Privilegien der Nation, die Versammlung der Staaten die sie beschüzte, die Nothwendigkeit ihrer Einwilligung zu so manchen Verordnungen des Königes, dies waren die Steine, woran seine Herrschsucht nur zu oft anlief, und die ihm weit empfindlicher wehe thaten, als er es merken ließ. Wir haben schon oben gezeigt, wie bey dergleichen Vorfällen der alte Groll zwischen beyden Nationen wieder erwachte, und bey jedem Widerstande neue Kräfte sammelte.

Aller seiner Verstellung ungeachtet konnte dieser Monarch bey seinem Abschied das Mißvergnügen und den Haß nicht bergen, den er gegen die Flamänder

hegte. Vielleicht ließ auch die Nation ihre Gleichgültigkeit bey der Abreise eines Philipp II. an dem sie die liebenswürdigen Eigenschaften eines Carl V. und Philipp des Schönen so sehr vermißte, zu deutlich merken. Indessen glaubte er doch die Grundlage seines Planes darin zu Stande gebracht zu haben, daß er, noch vor der Abreise, in Ansehung der Statthalterschaften zweckmäßige Verfügungen getroffen.

Wir haben schon oben gesehen, mit welcher skrupelhaften Vorsicht er in dieser Angelegenheit zu Werke gieng, um die Häupter des Volkes auch wider ihr Wissen und Wollen in sein Interesse zu ziehen. Sein erstes Gesez bey diesen Beförderungen war, den Saamen der Uneinigkeit unter den Großen auszustreuen, und ihre Eifersucht zu reizen, damit sie sich untereinander selbst demüthigen, und so unvermerkt die fürchterliche Macht der Generalstaaten, die ihm in seinen Absichten so hinderlich war, schwächen mögten. Hiernächst vergaß er auch nicht, den hohen und mittlern Adel, wie überhaupt, so auch jede Glieder unter sich zu entzweyen. Die Geistlichkeit suchte er durch jene Neuerungen wider einander in Harnisch zu bringen, die er in der Kirche einzuführen gedachte. Wenigstens erhielt sie die Wahl der neuen Bischöfe und die Inquisition genug in Athem; und wenn er seine Absichten hier vollkommen erreicht hätte, so würden jene mächtigen Abteyen, und die Menge der Capitel, Klöster und Stifter, durch Incorporationen, Unionen und Suppressionen manchen andern Herrn bekommen haben, der dem Hofe weit ergebener gewesen wäre. Der Bürgerstand und das gemeine Volk machten ihm keine Sorgen. Die meisten nährten sich von ihrem Gewerb, und waren bloß

auf ihr Privatinteresse bedacht. Die Häupter der Städte, und die übrigen Gerichtsbeamten, mußten sich in den meisten Stücken nach dem Willen der Großen bequemen. Sie waren Creaturen des hohen Adels, und verliessen sich auf seine Gunst. Der Pöbel, so zahlreich er war, hatte kein Gefühl; seiner Natur nach ließ er sich von andern blind hinreissen. Der Adel war es also allein, den Spanien zu demüthigen trachtete; diesen in den damaligen Zeiten so zahlreichen, mächtigen und kriegerschen Stand, welcher auf alle andern einen so großen Einfluß hatte.

Die Folge hat gezeigt, mit welcher Vorsicht, und mit was für geheimen Maaßregeln, man diesen Zwek zu erreichen suchte. Der Niederländische Adel hatte sich in den vergangenen Kriegen große Verdienste um den Staat erworben. Hingegen hat auch die Erfahrung gelehrt, daß seine Macht durch nichts so sehr geschwächt werde, als durch Kriege, es mochten nun innere oder auswärtige seyn. Die Eintracht der Glieder blieb sich nicht immer gleich. Unter so vielen Meynungen mußten zuweilen Trennungen entstehen. Jeder hatte seine Leidenschaften, jeder sein Interesse, worauf er in den Berathschlagungen Rükksicht nahm; und diese Ungleichheit der Privatverhältnisse bestimmte jedesmal, wie die Verschiedenheit, so auch das größere und geringere Gewicht der Meynungen.

Bey dem Lichte dieser Betrachtungen können wir nun der Staatsklugheit Philipps bis auf den Grund sehen. Mit den Neuerungen in der Kirche, und den Anfällen auf die Nationalfreyheiten, that er den ersten Versuch, die Häupter des Volkes zum Eifer zu reizen. Er durfte nicht zweifeln, daß nicht derglei-

chen Beunruhigungen durch Neid und Eifersucht in Spaltungen ausschlagen würden; da dann entweder die eine Partey über die andere das Uebergewicht bekommen, oder beyde sich an den Hof wenden würden, um durch desselben Vermittelung einen Vergleich zu treffen. Auf solche Art hofte er den Adelstand und vornämlich die Generalstaaten, deren Gewalt er unvermerkt untergraben wollte, nach und nach, und gleichsam aus eigenem Triebe, vom Hof abhängig zu machen. Bräche der Streit in einen Bürger-Krieg aus, so würden sich die Partheyen einander selbst schwächen; und wenn im gegenseitigen Falle zu viel Eintracht unter ihnen herrschen, und die Hize des Patriotismus sie bis zur Empörung treiben sollte, so liessen sich an der Seite der Gerechtigkeit desto kühnere Schritte thun; indem man dann, ohne Ansehen der Person, den Unschuldigen wie den Schuldigen bey dem Kopfe nehmen, alle ihre Güter einziehen und mit Einem Streich die ganze Staatsverfassung über den Haufen werfen könnte.

Dies ist nun freylich eine Politik, die man eher einem Tiber als einem katholischen Könige zutrauen mögte: Allein diejenigen, welche lange nachher die Triebfedern der Spanischen Regierung, und den Gang den die Staatsgeschäfte in den Niederlanden nahmen, auf das genaueste beobachtet haben, entdekten darinn solche Uebereinstimmungen mit diesem System, die uns für die Richtigkeit ihrer Behauptung Gewähr leisten.

Wir haben schon im Anfange bemerkt, daß der König die doppelte Foderung, welche die Generalstaaten, kurz vor seiner Abreise zu Gent, bey voller Versammlung an ihn gethan, sehr empfindlich aufs

genommen hatte. Kaum war er in Spanien angelangt, als diese zween Punkten mit der größten Heftigkeit betrieben und durchgesezt wurden. Seine Truppen mußte er, aus Furcht vor Gewaltthätigkeiten, womit man sie von allen Seiten bedrohte, zurükberufen; und den Cardinal Granvelle, seinen Vertrauten, mußte er dem Ungestümm der Großen aufopfern, welche durchaus seine Entfernung verlangten. Die Herzogin verlor bey der Gelegenheit, durch den Antheil den sie an dieser Foderung nahm, auch ein gut Theil seines Vertrauens. Si tamen ulla fuit, könnte man wohl hinzusezen.

Diese Beleidigungen hatte Philipp nicht vergessen, wenn er gleich das Ansehn haben wollte, sich ihrer nicht mehr zu erinnern. Die Rache war nur aufgesparet; und bald werden wir diese Punkten in dem Criminalprozesse derjenigen Standspersonen, welche er seiner Rache aufzuopfern entschlossen war, als Hauptverbrechen angeführt finden.

Die übrigen Artikel, als: Die Errichtung der neuen Bischöffe; die strengen Placaten; die Tridentinischen Kirchenschlüsse, und vornämlich die Inquisition, hatten das Schikfal, das man vermuthlich auch erwartete. So, wie sie an das Licht traten, trafen sie heftige Widersprüche und nachdrüklichen Widerstand an.

Alle diese Geschäfte wurden an dem Spanischen Hofe mit einer meisterhaften Staatslist behandelt. So viele Briefe, Memoires, Depeschen, feyerliche Deputationen, und so dringende Vorstellungen von Seite der Herzogin, hatten wenig oder gar keine Wirkung. Man schwieg, man hielt mit den nöthigen Verhaltungsbefehlen zurük, und ließ indessen die Statthalterin sich selbst helfen, so gut sie konnte. Dies

alles geschah dem Plane gemäß, nach welchem man freye Hand behalten wollte, um einst alles, was sie zwekwidriges bewilligte oder verordnete, verwerfen und umstürzen zu können. Ein so schnödes Verfahren ließ vermuthen, man hätte das Schikſal der Niederlande einem Ungefehr preißgeben wollen. Denn, so mancher Berathschlagungen, Unterhandlungen und aller so emſigen Geſchäftigkeit ungeachtet, war nach ſieben bis acht Jahren so viel in Richtigkeit gebracht, als am erſten Tage. Da der König von Natur unſchlüſſig und in allen ſeinen Verrichtungen ſehr langſam war, könnte wohl etwas von der Unthätigkeit dieſem ſeinem Temperaments-Fehler zugeſchrieben werden. Allein wie läßt ſich eine so lange Zeit hindurch ſein unthätiges Weſen mit der Geſchäftigkeit ſeiner Kundſchafter, mit dem Blendwerk und Betrug, womit er die Statthalterin ſelbſt hintergieng, und vornämlich mit den Kriegszurüſtungen zuſammenreimen, wozu er insgeheim die ernſtlichſten Befehle gab?

Dieſes ſind die Widerſprüche, welche die oben erwähnten Beobachter des geheimen Staatsſyſtems als überzeugende, wenigſtens ſehr einleuchtende Beweiſe für ihre Behauptung anführen, daß dieſer Hof ſchon von ferne her die gewaltſamſten Anſchläge geſchmiedet habe, und daß die ganze äuſſerliche Aufführung, welche von dem Gegentheil zeugen könnte, bloße Verſtellung und Mummerey geweſen, womit man die Aufmerkſamkeit des Publikums von den wahren Abſichten ſo lange wegzog, bis irgend eine ſchon vorhergeſehene Begebenheit die Bahn brechen würde, den Plan auszuführen. In der That kam es auch mit dem Schikſal der Niederlande durch die unbändige Wuth der Kirchenſtürmer auf das Aeuſſerſte.

Ein so entsezlicher Frevel brachte das ganze Land seinem völligem Ruine nahe. Dies, sagt man, war der kritische Zeitpunkt, den Spanien mit Sehnsucht erwartete, und begierig ergriff, um die Einwohner auszurotten, die ganze Staatsverfassung umzustürzen, und künftighin diese Lande, unter dem Titel einer neuen Eroberung, so wie in Indien, nach dem abscheulichen Grundsaze bey Machiavel zu beherrschen: „Besser, ein verheertes Land, als gar keines besizen"! Braucht man mehr Beweise, fragen endlich unsere politischen Wahrsager, zu so gegründeten Muthmaassungen, als die Sendung eines Herzoges von Alba an der Spize eines solchen Heeres?

Der Name dieses Staatsmannes ist in seiner Art, auf gleicher Laufbahn fast eben so berüchtigt und unsterblich geworden, als der Name eines Attila. Er nannte sich: Don Ferdinand Alvarez von Toledo, Herzog von Alba, Marquis von Coria und Graf von Salvatierra. Sein Urgroßvater, Don Garzia Alvarez von Toledo, kam durch die Erbschaft seines Oheims, des Herzoges von Palencia, zum Besize der in dem Gebiete von Salamanca gelegenen Stadt Alba, oder Alva des Tormes, und aller ihr zugehörigen Ländereyen. Damals war sie noch eine Grafschaft; unter ihm aber erhob sie König Heinrich IV. von Castilien i. J. 1469. zu einem Herzothume. Der Geschlechtsname Alvarez kömmt von eben diesen Stammvater her. Was aber den Namen Toledo anlangt, so hat sich die Familie denselben von der Stadt gleichen Namens beygelegt, welche vor Alters unter die Zahl der Königreiche gehörte, die man in Spanien in so großer Menge antrift. Nach der prahlerischen Gewohnheit des Lan-

des leitet auch dieses Geschlecht seinen Ursprung von jenen Königen her. Da nun aus der Spanischen Geschichte bekannt ist, daß diese Zwergkönige, wie man sie wohl nennen mögte, deren jeder sein kleines Königreich insbesondere beherrschte, Mauren und Araber waren, durch welche die Westgothen vertrieben worden, so muß man es für eine beissende Satyre halten, wenn der Herzog von Alba, in verschiedenen Manifesten und Schriften, die man in den Niederlanden wider ihn ausstreute, nicht selten ein Marannen genennet wird. Denn da er mit dieser königlichen Herkunft immer so groß that, wollte man seine Eitelkeit dadurch lächerlich machen, daß man ihn gleichsam ursprünglich, und nach seinem eigenen Geständniß, einen Marannen und Mauren nannte, welches in Spanien einer der größten Schimpfnamen ist.

Sonst war er allerdings von vornehmer Geburth und wurde in Spanien für einen Mann von bewährter Staatsklugheit, und für einen vortreflichen General gehalten. Er besaß die Liebe und das Vertrauen seiner Truppen, so streng auch die Kriegszucht war, die er unter ihnen eingeführt hatte. Wirklich war er ein Mann von großen Fähigkeiten, welcher insonderheit das seltene Verdienst oder Glük besaß, in allen seinen Verrichtungen die eigene Art zu wollen, die dem sonst so schwer zu befriedigenden Geschmake seines Herrn genug that. Er hatte schon sechzig Jahre, als er in die Niederlande kam, die er von langer Zeit her so gut kannte, als er selbst darinn bekannt war.

Von seinen persönlichen Eigenschaften können übrigens weder die Spanier noch die Flamänder viel

rühmliches sagen. Er hatte ein gut Theil von jenem morgenländischen Stolze, dessen man seinen Herrn beschuldigte. An diesem aber erkannte man den Morgenländer vollkommen, in dem er nie sichtbar war. Daher man auch nicht höret, daß sich jemand von den Wenigen, die ihn zu sprechen die Ehre hatten, über ihn beklagte. Der Herzog von Alba hingegen, der sich öfters sehen ließ, hatte etwas so anstössiges in seinem äusserlichen Anstande, daß man ihn ohne Widerwillen nicht sehen konnte. Seine fürchterlichen Gesichtszüge, wie man sie in seinen Bildnissen ausgedrükt findet, seine drohenden Blike und Gebehrden, nebst seinem wilden Troze, waren fähig eine ganze Versammlung erzittern zu machen. Uebrigens war er von einer höchstunverträglichen Gemüthsart; aufgeblasen, stürmisch, hart, blutdürstig, unersättlich, wie in der Rache, so auch in der Habsucht, ob er gleich von Reichthümern strozte. Doch für einmal genug von seinem Charakter! Seine Thaten selbst schildern das übrige, und überheben uns einer Ausführlichkeit, wozu wir sonst in der Geschichte seines Lebens Stoff genug finden würden.

Wir haben schon erinnert, daß er in den Niederlanden wohl bekannt war. Schon in seiner Jugend hatte er Kayser Carl V. in seinen Kriegszügen durch Deutschland und sonst begleitet, und sich in diesen Kriegen auch ziemlich hervorgethan. Sein ungeziemender Stolz sezte den Kayser in nicht geringe Verlegenheit. Nebst einigen andern Granden von Spanien, die er mit ins Spiel zog, begehrte er die Ehre der Grandezza auch hier zu geniessen, und mit bedektem Haupte, wie vor dem Könige von Spanien, so auch vor dem Kayser in Deutschland zu

erscheinen. Die Reichsstände erklärten sich dreist, daß sie diese Anmaassungen durchaus nicht dulden wollten, es sey denn, daß sie sämtlich, bis auf den letzten von der Grafenbank, gleiche Privilegien mitgenössen. Man fand sich genöthigt, des Ceremonielstreites wegen in eine ernstliche Unterhandlung zu treten, um entweder das Bedecket Euch, oder die Granden, nach Spanien zurük zu schicken. Man wählte das erste. Der Herzog von Alba hatte auch noch unter Philipp II. in seinen Kriegen wider Frankreich in den Niederlanden gedient. Hier erst bildete sich sein kriegerisches Genie unter großen Feldherren vollkommen aus. Da ihn der König vorzüglich liebte, behielt er ihn, während seines Aufenthalts in Flandern, bey sich. Als einer der vornehmsten Höflinge pflog er mit den Großen des Landes genauen Umgang und gerieth mit einigen in Zwistigkeiten, wozu seine Eitelkeit, oder seine Gewinnsucht, (denn er liebte das Spiel) nur zu oft Anlaß gaben. So gering auch diese Beleidigungen gewesen seyn mochten, zeigte er doch, lange Jahre darnach, deutlich genug, daß er sie nicht vergessen hatte. Man schreibt ihm auch noch etliche despotische und Grausamkeit athmende Reden zu, die er hin und wieder geführt haben soll. Ueberhaupt hatte er bey seinem Abschied keinen guten Geruch von sich zurükgelassen. Wie übel er bey der Nation angeschrieben war, läßt sich daraus erkennen, daß man so bald nicht erfuhr, er wäre zum Vorläufer des Königes in die Niederlande ernennet worden, als sein Namen allein den Austritt der Einwohner um ein merkliches vermehrte. Diese Ernennung veranlaßte noch eine besondere Scene, die wir nicht mit Stillschweigen übergehen können.

Nachdem man die Welt mit der nahen Reise des Königes, und mit allen den schimmernden Anstalten so lange als es nur möglich war geblendet hatte, mußte man doch endlich, um seinem Zwecke näher zu kommen, der Mummerey ein neues Kleid geben. Und wie schiklich war es, da die Abreise des Königes noch so bald nicht vor sich gehen konnte, jemand den vorauszuschiken, um dem kommenden Frieden gleichsam die Bahn zu öfnen. Dies war nun wieder eine Materie zu Junten, Consulten und Berathschlagungen, die sich abermals, nach löblichem Gebrauche, in einige Länge zogen. Der Herzog von Alba, Oberhofmarschall des Königes, war einer der ersten, welcher dazu vorgeschlagen wurde. Aber man schlug auch Don Gomez Suarez von Figueroa, den Grafen, und nachher ersten Herzog von Feria vor, dem die einmüthige Stimme von ganz Spanien das Zeugniß gab, daß er sich zu dem kizlichsten Posten weit besser geschikt hätte; und jedermann behauptete auch nachher, daß seine Aufführung keinen Anlaß zur Empörung der siebenzehn Provinzen würde gegeben haben. Man sprach auch noch von dem Fürsten von Eboli. Aber, als erklärter Günstling des Königes würde sich dieser, bey einem so angenehmen Posten, zu einer so verdrießlichen Commission gewiß nicht verstanden haben. Nach langen Bedenklichkeiten, wie es wenigstens das Ansehen haben sollte, wurde endlich doch der Herzog von Alba ernannt. Allein jeder Kluge nahm zwischen der Gemüthsart des Königes und seines Günstlinges zu viel Gleichstimmigkeit wahr, als daß er diese Ernennung als eine erst auszumachende Sache hätte ansehen können. Indessen that sich doch der Herzog

auf den Vorzug, den er vor seinen Mitwerbern erhielt, ungemein viel zu gut. Er machte von der Wichtigkeit seiner Bestimmung ein solches Geräusch, und schikte sich zu seiner Reise nicht anders an, als wenn er auf die Eroberung von Afrika, oder der noch übrigen Länder in Amerika ausgehen gehabt hätte. Sein Plan hatte wenigstens viel ähnliches mit den Grausamkeiten, womit man die Amerikaner bezwang.

Während der fürchterlichen Anstalten nun, die der Herzog zu seiner Reise machte, that Don Ruy Gomez de Silva, Fürst von Eboli und von Melito, von dem wir eben geredet haben, einen Schritt, der desto kühner war, je mehr er von einem reinen Eifer für das Interesse des Königes zeugte. Er wagte es, ihm Vorstellungen dagegen zu thun.

Er war ein Portugiese, von hoher Geburth, dabey ein gedoppelter Günstling des Königes. Nebst der Gunst, die er selbst, seiner persönlichen Eigenschaften wegen, im höchsten Grade besaß, hatte er noch die Donna Anna Mendoca de la Cerda zur Gemahlin, welche damals für die erklärte Beyschläferin des Königes gehalten wurde. Im J. 1568. machte ihn Philipp zum Herzoge von Estremera und vier Jahre darauf zum Herzoge von Pastrana. Diesen lezten Titel führte seine Nachkommenschaft fort, obgleich nachher zwey mächtige Häuser, de l'Infantado, und de Lerma, mit ihren Grandatwürden in das seinige verpflanzet wurden. Er war in Spanien als ein tugendhafter und uneigennüziger Günstling allgemein beliebt. Die spanischen Schriftsteller reden sämtlich lauter Gutes von ihm. Herrera gehet in seinem Ruhme so weit, daß er ihn

schlechtweg Spejo de Privados, den Spiegel der Günstlinge nennet.

Dieser Prinz konnte, seiner Klugheit ungeachtet, und ob er gleich seinen Herrn besser als kein Höfling kannte, sich nicht enthalten, auf die Gefahr der Ungnade hin, ihm ernstlich vorzustellen, wie wenig der Herzog von Alba zu einem Geschäfte dieser Art taugte, und wie viel Unheil derselbe durch seine unbesonnene Strenge stiften würde. Er könne (sagte er) nach dem Ausspruch Kayser Carl V. sowohl als nach seinen eigenen Einsichten und Erfahrungen, die der König doch sonst nicht verachtete, ihn versichern, daß ein so gewaltsames Verfahren gar nicht das Mittel wäre, die Flamändische Nation wieder zu gewinnen und zum Gehorsam zu bringen: Er sehe daher die unaufhörlichen Kriege, die daraus entstehen müßten, vorher; Kriege, woran alle europäische Mächte Theil nehmen würden, und woraus sich Spanien ohne den schmerzlichsten Verlust nicht würde herauswikeln können.

Philipp II. war der Prinz nicht, der um einen Rath mehr oder weniger seinen Entschluß geändert hätte. Er gab, nach seiner Gewohnheit, keine Antwort, und die Sache gieng, so wie sie beschlossen war, ihren Gang fort. Der Herzog von Alba begab sich nach Barcelona; von hieraus, über Meer, nach Genua, und dann weiter nach Mailand, wo er in eine Krankheit fiel, die seiner Reise einigen Aufhalt, ihm aber auch eine desto bequemere Gelegenheit gab sich mit dem Cardinal von Granvelle zu unterreden. Daher nahm das Gerücht desto mehr Anlaß, auszustreuen: Der Herzog von Alba käme in die Niederlande, den Cardinal zu rächen.

Die Statthalterin, welche jezt immer deutlicher einsehen lernte, wie geringe sie seit langer Zeit von ihrem Bruder geachtet worden, und wie hinterlistig er ihr die vornehmsten Geheimnisse dieser drohenden Sendung verschwiegen, hatte sich inzwischen keine Mühe dauern lassen, dies Ungewitter von den Niederlanden abzuhalten. Sie warnte, in öftern Briefen, ihn auf das nachdrüklichste vor den gefährlichen Folgen dieser kriegerschen Unternehmung, und führte mit dem Fürsten von Eboli ungefehr einerley Sprache. Mit gleichem Eifer arbeitete sie in ihrer Statthalterschaft dem überhandnehmenden Mißtrauen der Nation entgegen, und wandte alle nur ersinnliche Mittel an, die Schreckbilder aus den Gemüthern zu vertreiben, die Aufrührischen zu besänftigen, die Verzagten aufzurichten, und die Auswanderungen, so gut sie konnte, zu verhindern. Sie ließ sogar etliche Edicte ausgehn, woraus die Einwohner wieder gute Hofnung schöpfen sollten. Diese thaten auch einige Wirkung. Viele wurden dadurch bewogen, zu ihrer Arbeit zurükzukehren, und im Lande zu bleiben. Allein es stuhnd nicht lange an, so ward auch dieser Punkt, wie so manche andern, als eigenmächtige Verordnungen verworfen, und einige dieser zurükberufenen Emigranten wurden das Opfer ihrer patriotischen Leichtglaubigkeit.

Es brauchte so viel nicht, um eine Menge Arbeiter, welche seit dem Austritt ihrer Kunden und Herren nirgends mehr Verdienst fanden, aus dem Lande zu schreken. Desto häufiger nahm nachher das Auswandern überhand, als der Herzog die ersten Proben seiner Verwaltung ablegte. Um dasselbe zu verhindern, ließ er, nach dem Berichte der Manuscripten

scripten und Tagebücher jener Zeiten, etliche Placaten ausgehen, und befahl den Spanischen Besazungen zu Gent und sonst hin und wieder, auf diese Flüchtlinge ein wachsames Aug zu haben. Allein, er kam mit seinen Verordnungen zu spät. Eine Menge Familien hatte sich schon mit allem, was sie mitnehmen konnten, aus dem Lande geflüchtet. Vergebens wandte man Zwangsmittel an, die übrigen, meistens Leuthe, die nun ausser Arbeit waren, und ihr Brod anderswo suchten, zurükzuhalten. Ein grosser Theil derselben, die sich zu den Waffen tüchtig befanden, begaben sich unter die Fahne des Prinzen von Oranien, oder nahmen bey irgend einem deutschen Fürsten Dienste. Andere ließen sich in verschiedenen Reichsstädten nieder, und versuchten ihr Glük in der Handlung. Einige suchten bey den Wallonen, und in Picardie an den Grenzen Frankreichs, Zuflucht. Weiter hinein wagten sie sich nicht; denn in dem Innern dieses Reiches tobten die bürgerlichen Unruhen noch heftiger, als in den Niederlanden selbst.

Die wichtigsten Wanderungen geschahen nach England, wo den flüchtigen Manufacturen, den Kaufleuthen und Künstlern alle Häfen offen stuhnden. Die Königin Elisabeth nahm sie mit Freuden auf, ehrte sie, gab ihnen Freyheiten, versprach ihnen allen Vorschub und Schuz, und füllte durch dies kluge Betragen ihre Staaten mit neuen Fabriken und mit einer Menge Handelshäuser an, welche zum Flor der Englischen Handlung den Grund legten.

Dies ist die traurige Epoche jener fatalen Verpflanzung des niederländischen Handels, welcher sich Jahrhunderte hindurch in einem so blühenden

Zustand erhalten hatte, und unter der Regierung des Burgundischen Hauses zu einem solchen Glanz emporgestiegen war, daß diese Provinzen damals für das Waarenlager und den Mittelpunkt aller handelnden Nationen angesehen werden konnten. Alles, was der menschliche Fleiß für die Kunst sowohl als für die Handarbeit erfunden hatte, traf man hier in seiner Vollkommenheit an. Man erzählt noch heut zu Tage vieles von dem erstaunlichen Vertrieb der Fabriken und Manufacturen, und von der ungeheuern Anzahl der Arbeiter, die sich von denselben nährten; Nachrichten, welche unsern Glauben übersteigen würden, wenn wir nicht noch hin und wieder Spuren davon anträfen! Nach weniger als hundert Jahren hat man den Flor der englischen und holländischen Handlung mit Recht bewundert. Man schließe aber daher auf den Umfang der niederländischen, aus deren zerstreuten Trümmern jener so bewunderte Flor erwachsen ist.

Das sechzehnte Jahrhundert entschied also das Schikfal dieser Handlung. Sie hatte zwar schon in den vorigen Bürgerkriegen empfindliche Stöße erlitten; allein, da diese Unruhen von kürzerer Dauer waren, so erholte sie sich bald wieder und erhielt sich immer noch aufrecht, bis endlich die verkehrte Politik des Königes diese Büchse der Pandora öfnete. Die ungeheuern Staatsfehler, die das Ministerium so häufig und vielleicht mit gutem Vorbedachte begieng, weil man das völlige Verderben dieser Staaten beschlossen hatte, mußten nothwendig diese Wirkung haben. Zwar in der ganzen Ausführung dieser Absicht finden wir nichts, das sie unmittelbar verrieth. Man stürmte auf den Staat nicht gerade-

zu los. Man brachte ihm ein schleichendes Gift bey. Man untergrub ihn, hinter der Maske einer immer gleichförmigen Unthätigkeit und Unschlüssigkeit. Man schien gleichsam auf den von selbst erfolgenden Umsturz zu warten, um dann die Trümmer zur Beute davon zu tragen. Ein so geheimnißvolles Verfahren, womit man sieben bis acht Jahre einem Zwek entgegen gieng, der sich von Zeit zu Zeit mehr errathen, als deutlich wahrnehmen ließ, hatte in den Gemüthern Mißvergnügen, Argwohn, Furcht, Schrecken, lauter Empfindungen erzeuget, die sich mit der Freyheit des Handels, der schlechterdings ungestört und uneingeschränkt seyn will, keineswegs vertragen.

Seit dem Ursprunge dieser Unruhen, und vornämlich seit dem lezten Tumulte, nahm man die Abnahme der Handlung zusehends wahr. Sie war die natürliche Folge des Austrittes der Großen, und so vieler andern angesehenen Personen; und die Annäherung des Herzogs von Alba, die das Gerücht beynahe noch fürchterlicher machte, als sie in der That war, trug dann noch das meiste dazu bey. Die Fremden brachten ihre Habschaften in Sicherheit; die Flucht riß, gleich einer Seuche, unter Künstlern und Handwerkern ein, und in kurzer Zeit sah man die Manufakturen leer stehen. Was nun noch fehlte, um das Verderben vollkommen und den Verlust unersezlich zu machen, das leisteten die Grausamkeiten dieses neuen Statthalters, und der darauf erfolgte Krieg.

Dieses sind die Schritte, welche die Flamändische Handlung zu ihrem Falle nahm. Die Meuterey der Spanischen Truppen, welche i. J. 1576. Antwerpen plünderten und der nächtliche Ueberfall, den

der Herzog von Alençon i. J. 1583. auf eben diese Stadt that, diese kläglichen Wirkungen des Bürgerkrieges, vollendeten endlich ihren völligen Untergang.

Ich habe meine Erzählung, um dem Leser das ganze Schikſal dieſer Handlung auf einmal vor Augen zu legen, ein wenig über unſern gegenwärtigen Zeitpunkt hinausgeführet, zu dem wir alſo nun wieder zurükkehren.

Hier finden wir den Herzog von Alba mit ſeiner Armee in vollem Anmarſch. Er verſammelte ſeine Truppen an den Grenzen von Mailand, hielt im Junius 1567. im Lager vor Aſti Hauptmuſterung, und trat dann ſeinen Marſch ohne Verzug an.

Strada und andere liefern uns eine genaue Berechnung dieſer Truppen, nebſt den Namen aller Generale, welche die verſchiedenen Corps unter dem oberſten Commando des Herzogs anführten. Uns mag es genug ſeyn, zu wiſſen, daß ſein ganzes Heer aus 10000. Mann von der beßten ſpaniſchen Infanterie und aus 1000. Reutern beſtuhnd, wozu ſich noch eine geringe Mannſchaft, die aus den Beſazungsplazen in Franche-Comte aufgeboten wurde, nebſt etlichen Corps deutſcher und anderer Truppen ſchlagen ſollten, welche an den Grenzen der Niederlande die Armee erwarteten. Allein, auch alle dieſe Corps mitgerechnet, wird ſich doch, wie wir ſchon oben erinnert haben, die ganze Summe kaum auf zwanzig tauſend belaufen.

Der Herzog hatte auch ſeine zween Söhne bey ſich, Don Friederich Toledo, ſeinen ehelichen, und Don Ferdinand, ſeinen natürlichen Sohn, der Maltheſer-Ritter-Prior von Caſtilien, und ſeines Vaters Günſtling war.

Er theilte sein Heer in drey Haufen. Er selbst führte den Vortrab an, und schikte etliche Offiziere voraus, um die Marschroute zu bestimmen und alles nöthige anzuordnen. So zog dies Heer von Piemont aus, überstieg in guter Ordnung den Berg Senis, nahm dann seinen Weg, durch ganz Savoyen, und längs den Grenzen von Burgund und Lothringen hin, nach Franchecomte, und langte im Anfange des Augusts zu Thionville an. Diese Reise wurde in weniger als zween Monathen vollendet. Eine vortrefliche Kriegszucht hielt die Truppen auf der ganzen Route in der schönsten Ordnung.

Ihren Marsch zu beobachten, hatte der Französische Hof den Grafen von Tavanes mit einer kleinen Armee ausgesandt. Dieser erschien dem Herzog an den Grenzen von Burgund, und blieb ihm längs an Frankreich hin immer zur Seite. In gleicher Absicht schikte auch der Prinz von Conde, oder der Admiral, ein Detachement. Doch niemand übte die geringste Feindseligkeit aus.

Der Graf von Barlaimont und der Baron von Noircarmes, welche die Statthalterin dem Herzog entgegen gesandt hatte, empfiengen ihn in dem Herzogthum Luxenburg. So bald er den Fuß in die Niederlande gesezt, schikte er Don François Ibarra mit der Post nach Brüssel, um der Statthalterin seine Empfehlung zu machen, und für seine Truppen die Quartiere zu bestellen.

Endlich zog er mit einem großen Gefolge, das durch die Menge derer, die ihm entgegen kamen, immer ansehnlicher wurde, den 22. August 1567. zu Brüssel ein. Er stieg bey der Statthalterin ab. Der erste Besuch, den die Pflicht der Ehrerbietung erfo-

derte, gieng in lauter Complimenten hin. Sein Quartier nahm er in dem Culemburgischen Pallaste, wo ihm die Hofleuthe ihre Aufwartung machten. Vor dieser Zeit hatte er in Spanien und sonst unter seinen so großen Fehlern und Eitelkeiten doch noch eine gute Eigenschaft an sich bliken lassen. Er war freymüthig und aufrichtig. Allein auch noch dies Quintgen Tugend verläugnete er bey seiner Ankunft in den Niederlanden durch eine ganz entgegengesezte Aufführung. Er legte die Larve der Schmeicheley in einem so hohen Grad an, daß er denjenigen am höflichsten begegnete, die er seiner Rache vornehmlich aufzuopfern gedachte. Kaum hatte er den Grafen von Egmond erblikt, als er ihm, mit dem Anstand eines sehnsuchtsvollen Freundes, entgegen lief, und ihm ungemein viel Schönes sagte. Gleiche Liebkosungen verschwendete er auch an andere. Manche liessen sich durch dies Blendwerk fangen. Andere aber, die schärfer sahen, und ihn näher beobachteten, bemerkten an einer so ausnehmenden Leutseligkeit zu viel Zwang, um sie für natürlich und seinem Charakter angemessen zu halten.

Den Tag darauf stattete er der Statthalterin einen zweyten Besuch ab, und wies ihr seine Patente, und Beglaubigungsschreiben vor, kraft welcher man ihn für den obersten Befehlshaber der Truppen und Oberaufseher der Festungen und des ganzen Kriegswesens zu erkennen hatte. Ihre königliche Hoheit fragten ihn bey dieser Gelegenheit, ob er nicht noch andere Befehle an sie mitgebracht hätte? Der gute Herzog, der sich zu einer solchen Frage nicht versah, antwortete, ganz betreten, daß er noch verschiedene andere Instruktionen hätte, die er ihr bey schikklicher Gelegenheit mitzutheilen, nicht ermangeln würde.

Man hatte Grund zu vermuthen, daß die Herzogin von diesen Geheimnissen mehr Wissenschaft gehabt, als sie das Ansehen haben wollte. Sie war mit dem Fürsten von Eboli, welcher für den Herzog von Alba nicht die geringste Achtung hatte, in vertrautem Verständniß. Er war es, der ihr die Nachricht von dem Tode des Marggrafen von Bergen, welcher verwichenen May zu Madrid starb, mit solcher Eilfertigkeit zugeschikt hatte, daß sein Courier der Depesche des Königes lange zuworkam. Durch diesen Canal hatte sie die Absicht des leztern auf Berg op Zoom, wo sich die Gemahlin des Marggrafen aufhielt, erfahren, und diesen Plaz besezen lassen, ehe noch die Marggräfin von dem Tod ihres Gemahls Nachricht hatte. Wir werden in der Folge den Endzwek sehen, den sie damit erreichte.

Dieser Marggraf nannte sich, nach seinem Geschlechtsnamen, Johann von Glimes. Er war ein Brabanter von Geburth, und Ritter des goldenen Vließes. Die Statthalterin hatte ihn das vorige Jahr, nebst dem Baron von Montigni, mit Staatsaufträgen nach Madrid gesandt; und beyde fanden ihren Tod in Spanien. Man scheuete sich nicht, öffentlich zu sagen: Der Marggraf wäre mit Gift aus dem Wege geräumt worden. Montigni starb bald nach ihm eines weniger zweydeutigen, aber desto kläglichern Todes. Da sie beyde mit den andern in die peinlichen Proceduren des Herzoges von Alba verwikelt worden, und man dem Namen des Marggrafen von Bergen, oder vielmehr seinen ansehnlichen Gütern, deren er als Staatsverbrecher verlustig werden sollte, nach seinem Tode noch den Proceß machte, so habe ich hier, bey Gelegenheit ihres Hinscheidens, ihre

Schikſale nur im Vorbeygehen berühret, und behalte mir vor, das übrige an gehörigen Orten nachzuholen. Denn beyde rechnet man unter die Zahl der angeſehenen Patrioten, die für eine und eben dieſelbe Sache ihr Leben aufopferten.

Nach den erſten Pflichtleiſtungen des Ceremoniels fieng der Herzog ſogleich ſeine Amtsverrichtungen an. Die Gegenwart der Statthalterin, einer Dame, der er in ſo mancher Rükſicht Ehrerbietung ſchuldig war, legte ſeiner Herrſchſucht einen gewaltigen Zaum an. Allein er riß ſich bald von den beſchwerlichen Banden los; und würde es noch eher gethan haben, wenn er ſeine Rechnung dabey gefunden hätte. Der Gebrauch des Fuchsſchwanzes ſchien ihm eine Zeitlang nöthig zu ſeyn. Alle Mummereyen, womit er ſich bey dieſer Prinzeſſin und bey den Häuptern der Nation einzuſchmeicheln bemühet war, hatten keinen andern Zwek, als das Mißtrauen zu tilgen, das ſeiner Abſicht ſo hinderlich war; eine deſto größere Menge ins Garn zu loken, und den enſcheidenden Streich, mit dem er umgieng, deſto gewiſſer zu faſſen.

Sein Hof war Tag vor Tag ſehr zahlreich. Der Graf von Egmond trug kein Bedenken, gleich andern dabey zu erſcheinen. So geneigt ließ ſich aber der Graf von Horn nicht finden. Er war weit argwöhniſcher. „Gleiche Schikſale erwarten uns", ſagte Egmond zu ihm; „kommen Sie, laſſen Sie uns „auch jede Gefahr miteinander redlich theilen". Dies war eine richtige Weiſſagung. Horn ließ ſich bewegen. Sein Freund führte ihn hin. Der Herzog empfieng ihn auf das höflichſte, und beyde fanden ſich nachher oft bey demſelben ein.

Im Kriegsrathe, der nun fleißig gehalten wurde,

brachte der Herzog gleich anfangs mit aller Freymüthigkeit das Projekt in Vorschlag, zur Sicherheit des Landes drey Citadellen anzulegen; eine zu Antwerpen in der Mitte des Landes, und zwo andere zu Valenciennes und Gröningen, an den Grenzen. Er hatte zu diesem Ende Ingenieurs aus Italien mitgebracht, welche in vollem Galop von einem Orte zum andern ritten, Plane aufnahmen, Karten zeichneten, algebraische Rechnungen und dergleichen Zauber-Charaktere mehr machten. Alles dieses wurde in der Versammlung vorgeleget; und nun berathschlagte man sich über die Quellen, woraus die erfoderlichen Summen zu heben wären, und über die Mittel, den Plan auf das bäldeste ins Werk zu setzen. Der Herzog drang mit aller Eilfertigkeit, die seiner Absicht gemäß war, auf die lezte Entscheidung; setzte den 9. September an, um die Sache bey vollständiger Versammlung zum Schlusse zu bringen, und ließ sich vornämlich die Einladung der Abwesenden angelegen seyn.

Der Graf von Hooghstraaten, welcher wegen vorgeschützter oder wirklicher Krankheit bisher noch nicht erschienen war, begab sich nun auch auf den Weg. Allein sein Glück wollte ihn retten. Er traf um die bestimmte Zeit nicht ein. Nahe vor Brüssel erhielt er ein Billet, woraus er erfuhr, was eben im Staatsrath vorgegangen war, drehte sich, und nahm in größter Eile die Flucht.

Der Staatsrath wurde auf den bestimmten Tag gehalten. Vorher aber hatte der Herzog insgeheim Befehl gegeben, den Herrn von Backerzele, Secretar des Grafen von Egmond, zu Brüssel, und Anton Stralen, Bürgermeister zu Antwerpen, einen groſsen

Günstling und Vertrauten des Prinzen von Oranien, ohne Geräusch in Arrest zu nehmen. Der Bericht, den er von der richtigen Vollziehung dieses Befehles erwartete, war Ursache, daß die Versammlung in die Länge gezogen wurde, während welcher eine Spanische Mannschaft, ohne Aufsehn zu machen, den Ruilenburgischen Pallast umringte, und alle Zugänge besetzte. So bald der Bericht eingelaufen, oder das Zeichen gegeben war, ließ er die Versammlung auseinander gehen. Dies geschah Abends gegen 5. Uhr.

Mittlerweile die andern zum Saale hinausgiengen, fuhr der Herzog fort, sich mit dem Grafen von Egmond zu unterhalten. Unter beständigem Gespräche von Citadellen und Festungen, spazierte er mit ihm aus einem Zimmer in das andere, bis sie an den Ort kamen, wohin er viele Spanische Offiziere bestellt hatte. Hier hielt er, und foderte seinem Gefehrten auf Befehl des Königes den Degen ab. Der Graf gerieth bey einem so unerwarteten Auftritt in eine nicht geringe Bestürzung. Doch faßte er sich bald wieder, und gab seinen Degen mit diesen Worten ab: „Hier ist er! Ich habe ihn nie gezogen, als für den Dienst des Königes.“ Hierauf führten ihn etliche Spanische Hauptleuthe gefangen fort, und bewachten ihn in einem besondern Zimmer.

Inzwischen fiel auch der Graf von Horn, da er eben aus dem Saale trat, dem Großprior Don Ferdinand in die Hände, der ihn, unter dem Vorwand, ihn zu begleiten, auf der andern Seite des Pallastes, wo ein gleicher Trupp Hauptleuthe im Hinterhalt stunden, greifen und in einem andern Zimmer bewachen ließ.

Dies ist, dem wesentlichen Innhalte nach, die einmüthige Erzählung aller Skribenten, welche von diesem Vorfalle Meldung gethan haben. Sie kömmt in allem, mit dem sehr weitläufigen Berichte ziemlich überein, welcher, vom 18. September 1567. datiert, in deutscher Sprache geschrieben, und mit einigen Anmerkungen versehen, in dem deutschen Secretariat zu Brüssel aufbewahrt wird. Ich habe ihn gesehen. Er scheinet für den Kayser oder für irgend einen andern Hof in Deutschland aufgesezt gewesen zu seyn.

So bald der Schritt gethan war, schikte der Herzog von Alba, ehe noch die Statthalterin anderswoher Nachricht davon haben konnte, die Grafen von Mansfeldt und Barlaimont zu ihr, und ließ ihr sagen, daß der König ihr das Geheimniß dieses Projektes aus keiner andern Ursache verschwiegen hätte, als um ihr die Wehmuth zu ersparen, die ihr ein so verhaßter Auftrag unfehlbar würde verursachet haben. Die Prinzessin vernahm diese Botschaft mit vieler Großmuth, ohne sich im geringsten zu beklagen.

Der Bürgermeister Straelen und der Herr von Backerzele wurden im Schlosse von Vilvoorde verwahrt. Dieser lezte nannte sich Johann Casembroodt, Herr von Backerzele. Er war von adelichem Geschlechte, von Brugge gebürthig, Secretar, Rath, Haushofmeister, und alles bey dem Grafen von Egmond, dessen ganzes Vertrauen er besaß. Er genoß in Flandern, als der Statthalterschaft seines Herrn, die Ehre und das Ansehn eines Bevollmächtigten, und hatte sich mit den Reformirten wegen der Duldung ihrer Predigten, und noch sonst bey andern Gelegenheiten, in Verträge einge-

derte, gieng in lauter Complimenten hin. Sein Quartier nahm er in dem Culemburgischen Pallaste, wo ihm die Hofleuthe ihre Aufwartung machten. Vor dieser Zeit hatte er in Spanien und sonst unter seinen so großen Fehlern und Eitelkeiten doch noch eine gute Eigenschaft an sich bliken lassen. Er war freymüthig und aufrichtig. Allein auch noch dies Quintgen Tugend verläugnete er bey seiner Ankunft in den Niederlanden durch eine ganz entgegengesezte Aufführung. Er legte die Larve der Schmeicheley in einem so hohen Grad an, daß er denjenigen am höflichsten begegnete, die er seiner Rache vornehmlich aufzuopfern gedachte. Kaum hatte er den Grafen von Egmond erblikt, als er ihm, mit dem Anstand eines sehnsuchtsvollen Freundes, entgegen lief, und ihm ungemein viel Schönes sagte. Gleiche Liebkosungen verschwendete er auch an andere. Manche liessen sich durch dies Blendwerk fangen. Andere aber, die schärfer sahen, und ihn näher beobachteten, bemerkten an einer so ausnehmenden Leutseligkeit zu viel Zwang, um sie für natürlich und seinem Charakter angemessen zu halten.

Den Tag darauf stattete er der Statthalterin einen zweyten Besuch ab, und wies ihr seine Patente und Beglaubigungsschreiben vor, kraft welcher man ihn für den obersten Befehlshaber der Truppen und Oberaufseher der Festungen und des ganzen Kriegswesens zu erkennen hatte. Ihre königliche Hoheit fragten ihn bey dieser Gelegenheit, ob er nicht noch andere Befehle an sie mitgebracht hätte? Der gute Herzog, der sich zu einer solchen Frage nicht versah, antwortete, ganz betreten, daß er noch verschiedene andere Instruktionen hätte, die er ihr bey schikklicher Gelegenheit mitzutheilen, nicht ermangeln würde.

Man hatte Grund zu vermuthen, daß die Herzogin von diesen Geheimnissen mehr Wissenschaft gehabt, als sie das Ansehen haben wollte. Sie war mit dem Fürsten von Eboli, welcher für den Herzog von Alba nicht die geringste Achtung hatte, in vertrautem Verständniß. Er war es, der ihr die Nachricht von dem Tode des Marggrafen von Bergen, welcher verwichenen May zu Madrid starb, mit solcher Eilfertigkeit zugeschikt hatte, daß sein Courier der Depesche des Königes lange zuvorkam. Durch diesen Canal hatte sie die Absicht des leztern auf Berg op Zoom, wo sich die Gemahlin des Marggrafen aufhielt, erfahren, und diesen Plaz besezen lassen, ehe noch die Marggräfin von dem Tod ihres Gemahls Nachricht hatte. Wir werden in der Folge den Endzwek sehen, den sie damit erreichte.

Dieser Marggraf nannte sich, nach seinem Geschlechtsnamen, Johann von Glimes. Er war ein Brabanter von Geburth, und Ritter des goldenen Vließes. Die Statthalterin hatte ihn das vorige Jahr, nebst dem Baron von Montigni, mit Staatsaufträgen nach Madrid gesandt; und beyde fanden ihren Tod in Spanien. Man scheuete sich nicht, öffentlich zu sagen: Der Marggraf wäre mit Gift aus dem Wege geräumt worden. Montigni starb bald nach ihm eines weniger zweydeutigen, aber desto kläglichern Todes. Da sie beyde mit den andern in die peinlichen Proceduren des Herzoges von Alba verwikelt worden, und man dem Namen des Marggrafen von Bergen, oder vielmehr seinen ansehnlichen Gütern, deren er als Staatsverbrecher verlustig werden sollte, nach seinem Tode noch den Proceß machte, so habe ich hier, bey Gelegenheit ihres Hinscheidens, ihre

Schikſale nur im Vorbeygehen berühret, und behalte mir vor, das übrige an gehörigen Orten nachzuholen. Denn beyde rechnet man unter die Zahl der angeſehenen Patrioten, die für eine und eben dieſelbe Sache ihr Leben aufopferten.

Nach den erſten Pflichtleiſtungen des Ceremoniels fieng der Herzog ſogleich ſeine Amtsverrichtungen an. Die Gegenwart der Statthalterin, einer Dame, der er in ſo mancher Rükſicht Ehrerbietung ſchuldig war, legte ſeiner Herrſchſucht einen gewaltigen Zaum an. Allein er riß ſich bald von den beſchwerlichen Banden los; und würde es noch eher gethan haben, wenn er ſeine Rechnung dabey gefunden hätte. Der Gebrauch des Fuchsſchwanzes ſchien ihm eine Zeitlang nöthig zu ſeyn. Alle Mummereyen, womit er ſich bey dieſer Prinzeſſin und bey den Häuptern der Nation einzuſchmeicheln bemühet war, hatten keinen andern Zwek, als das Mißtrauen zu tilgen, das ſeiner Abſicht ſo hinderlich war; eine deſto größere Menge ins Garn zu loken, und den enſcheidenden Streich, mit dem er umgieng, deſto gewiſſer zu faſſen.

Sein Hof war Tag vor Tag ſehr zahlreich. Der Graf von Egmond trug kein Bedenken, gleich andern dabey zu erſcheinen. So geneigt ließ ſich aber der Graf von Horn nicht finden. Er war weit argwöhniſcher. „Gleiche Schikſale erwarten uns", ſagte Egmond zu ihm; „kommen Sie, laſſen Sie uns „auch jede Gefahr miteinander redlich theilen". Dies war eine richtige Weiſſagung. Horn ließ ſich bewegen. Sein Freund führte ihn hin. Der Herzog empfieng ihn auf das höflichſte, und beyde fanden ſich nachher oft bey demſelben ein.

Im Kriegsrathe, der nun fleißig gehalten wurde,

brachte der Herzog gleich anfangs mit aller Freymüthigkeit das Projekt in Vorschlag, zur Sicherheit des Landes drey Citadellen anzulegen; eine zu Antwerpen in der Mitte des Landes, und zwo andere zu Valenciennes und Gröningen, an den Grenzen. Er hatte zu diesem Ende Ingenieurs aus Italien mitgebracht, welche in vollem Galop von einem Orte zum andern ritten, Plane aufnahmen, Karten zeichneten, algebraische Rechnungen und dergleichen Zauber-Charaktere mehr machten. Alles dieses wurde in der Versammlung vorgeleget; und nun berathschlagte man sich über die Quellen, woraus die erfoderlichen Summen zu heben wären, und über die Mittel, den Plan auf das baldeste ins Werk zu setzen. Der Herzog drang mit aller Eilfertigkeit, die seiner Absicht gemäß war, auf die letzte Entscheidung; setzte den 9. September an, um die Sache bey vollständiger Versammlung zum Schlusse zu bringen, und ließ sich vornämlich die Einladung der Abwesenden angelegen seyn.

Der Graf von Hooghstraaten, welcher wegen vorgeschützter oder wirklicher Krankheit bisher noch nicht erschienen war, begab sich nun auch auf den Weg. Allein sein Glück wollte ihn retten. Er traf um die bestimmte Zeit nicht ein. Nahe vor Brüssel erhielt er ein Billet, woraus er erfuhr, was eben im Staatsrath vorgegangen war, drehte sich, und nahm in größter Eile die Flucht.

Der Staatsrath wurde auf den bestimmten Tag gehalten. Vorher aber hatte der Herzog insgeheim Befehl gegeben, den Herrn von Backerzele, Secretar des Grafen von Egmond, zu Brüssel, und Anton Stralen, Bürgermeister zu Antwerpen, einen groſsen

lassen. Anbey besaß er auch die Schlüssel zu seines Herrn Geheimnissen, und zu seinem Schaze. Dies mögte wohl sein größtes Verbrechen gewesen seyn.

In den Tagebüchern der Stadt Gent finde ich, daß Don Alonzo von Ulloa Obrister zu Pferd und Commandant daselbst, den 11. September, also zween Tage nach des Grafen Gefangennehmung, auf die hinterbrachte Nachricht, daß ein wohlbespannter Wagen aus dem Schloß abgefahren und seinen Weg nach Saffelaere genommen, sogleich mit dreyßig Reutern demselben nachgesezt, ihn eingeholt, und wieder in das Schloß zurükgebracht habe. Die Ladung dieses Wagens war, wie man nachher erfuhr, das Kostbarste, was sich in der Schazkammer des Grafen befand. Den Tag darauf wurde ein gewisser la Trouillet, Commendant des Schlosses, auf einen Befehl, welchen der Graf in seiner Gefangenschaft unterschreiben mußte, aus demselben vertrieben, und statt der Wallonen, die darinn lagen, eine Spanische Besazung hineingelegt.

Auf diesem Schlosse wurden beyde Grafen Egmond und Horn den 23. September Nachmittag, als Staatsgefangene festgesezt. Der erste wurde von zwey Maulthieren in einer Sänfte getragen. Der andere fuhr auf einem gemeinen Wagen. Ihre Begleitung bestuhnd aus 300. Reutern und 1000. bis 2000. Mann Infanterie. Es versteht sich, daß es lauter Spanier waren, die auch noch denselben Abend in ihre Quartiere wieder zurükkehrten.

Diese Gefangennehmung erregte ein großes Aufsehn in den Niederlanden. Es dauerte kaum eine Stunde, so sprach man in ganz Brüssel davon; und das Gerücht verbreitete sich bald darauf durch alle

Provinzen. Die Bestürzung war allgemein. Sie äuſserte sich anfangs in einem tiefen Stillschweigen, brach aber bald in heftige Verwünschungen und Flüche wider die Spanische Nation, und in bittere Klagen über die Verblendung der Grafen aus. Auf den öffentlichen Plätzen und Straßen schrie man zum Himmel um Rache, und um die Erhaltung des Prinzen von Oranien, auf dem nun noch allein die Hofnung der Nation ruhete.

Dritter Abschnitt.

Die Herzogin von Parma legt ihre Statthalterschaft nieder, und kehrt nach Italien zurük. Statthalterschaft des Herzoges von Alba.

Bey Eröfnung dieser Trauerbühne, worauf wir nun bald die blutigsten Auftritte sehen werden, näherte sich die Herzogin von Parma dem zehnten Jahr ihrer Statthalterschaft, der sie schon eine geraume Zeit müde war. In einer so mißlichen Lage, sich selbst überlassen, von allen Seiten mit Schwierigkeiten umgeben, vom streitenden Interesse beyder Partheyen hin und her gezogen, und täglich den Gefahren der Empörung ausgesezt, hatte sie sich in den lezten Jahren bey ihrem Bruder zu wiederholten Malen, doch immer mit Bescheidenheit, darüber beklagt, und um Entlassung angehalten. 1567. 1568.

Die Wahl, welche der König, bey seiner Rükkehr nach Spanien, auf ihre Person warf, hatte den allgemeinen Beyfall der Nation, und legte den Mitwerbern selbst ein ehrerbietiges Stillschweigen auf. Sie hatte Margaretha die verwittibte Herzogin von Savoyen, und Maria die Königin von Ungarn,

zu Vorgängerinnen, welche beyde ihrer Statthalterschaft, deren Witterung zwar damals bey weitem so stürmisch nicht war, Ehre machten.

Diese hohe Würde in der Spanischen Monarchie wurde für ein erbliches Antheil der Prinzen und Prinzessinnen vom Geblüt angesehen. Die Herzogin von Parma war die dritte Prinzessin dieser Art. Sie ist es, die dem Amelot de la Houssaie, in seinen Anmerkungen über den Tacitus, den Gedanken eingab: Daß die Flamänder an das Weiberregiment gewohnt wären.

Ihre mißlungenen Bemühungen benehmen dem Ruhm ihrer Regierung so wenig, daß sich vielmehr ihre großen Fähigkeiten, ihr rühmlicher Eifer für das gemeine Beßte, ihre ächte Staatsklugheit da am deutlichsten offenbarten, wo sich die größten Hinderniße fanden; und man darf aus ihren fehlgeschlagenen Versuchen mit Zuversicht schließen, daß sie den wankenden Frieden bey mehr als einer Gelegenheit aufrecht erhalten, manche Unruhen gestillt, und noch neulich, nach den schreklichen Rasereyen der Bilderstürmer, da ihr Ansehn wieder das Uebergewicht bekam, und sie an der Besänftigung der Gemüther mit so gutem Glüke arbeitete, ihren Endzwek gewiß erreicht haben würde, wenn man nur die Wohlfahrt der Provinzen ihrer klugen Sorgfalt lediglich überlassen hätte. Die Zeit würde dann noch das übrige geleistet haben. Allein alle Umstände zeigen nur zu deutlich, daß die Absichten des Spanischen Hofes den ihrigen geradezu entgegen waren.

Gleich im Anfange hatte es schon das Ansehn, als ob man sie nur mit dem prächtigen Titel bekleiden wollte, damit sie dann, vermuthlich aus Er-

kenntlichkeit, allen den Neuerungen, die sie so sehr mißbilligte, ihren Namen leihen mögte. Billig frägt man, da der König ein so groſses Vertrauen zu ihr bezeugte; da er sie, in seiner Wahl, den verdientesten Männern vorzog, warum er den andern Schritt nicht auch that, da der erste einmal gethan war? Warum er dies Vertrauen gleichsam halbierte, und sie dem Cardinal von Granvelle gewißermaaßen unterwarf? Freylich, um sein groſses Projekt auszuführen. Eben dieser Mitstatthalter aber war der erste Fels der Aergerniß, an dem sie so gewaltig anstieß. Sie wurde des Stolzes, und der Unabhängigkeit eines so herrschsüchtigen Ministers bald überdrüssig, und trug, sowohl durch ihre Briefe an den König, als auch durch den Sekretar Armenteres, den sie bloß deswegen nach Spanien geschikt, vieles zu seiner Entfernung bey. Aber sie machte sich auch dadurch bey dem Könige sehr unwerth; und der Cardinal, welcher auch noch zu Rom fortfuhr, sich in die Flamändischen Regierungsgeschäfte zu mischen, und dem Könige mit seinem Rathe zu dienen, vergaß den Antheil so leicht nicht, den sie an seiner Vertreibung genommen hatte.

Ueberhaupt genoß die Herzogin an dem Spanischen Hofe den Grad der Achtung bey weitem nicht, den sie verdiente. Es schien, als hätte sie sich durch ihre Tugenden demselben mehr verdächtig und furchtbar, als verehrungswürdig gemacht. Man verhehlte ihr vieles, das sie anderswoher erfuhr; und endlich überließ man sie, in den mißlichsten Umständen, wo ihr die Verhaltungsbefehle am nöthigsten waren, ihrem eigenen Schikſal, indem man ihr zwar stillschweigend erlaubte, zu thun was sie wollte, anbey

aber ausdrüklich verbot, den Namen des Königes weder mittel- noch unmittelbar auf das Spiel zu sezen. Dies war so gut, als eine rechtsförmige Ablehnung, sowohl für das Vergangene, als für das Zukünftige.

So bittere Pillen konnte die Prinzessin ohne manchen heftigen Widerwillen nicht verschlücken. Bey der Annäherung des Herzogs von Alba wiederholte sie ihre Bitte um die Entlassung. Die Gefangennehmung der Grafen machte endlich das Maaß ihres Verdrusses voll. Nun lag sie dem Könige mit gedoppeltem Ernst an. Sie stellte ihm in den rührendsten Ausdrücken, ohne dieser verdrießlichen Begebenheit auch nur mit einem Worte zu gedenken, bloß überhaupt die große Menge verwikelter und mit so vieler Gefahr verknüpfter Geschäfte vor, denen ihre schwachen und täglich mehr abnehmenden Kräfte weiter nicht gewachsen wären. Endlich willigte der König in ihr Begehren, überhäufte sie in seinem Entlassungsschreiben mit Lobsprüchen und Dankbezeugungen, und sezte ihr einen lebenslänglichen Gehalt von 14000. Ducaten aus. Ihre Circularschreiben, worinn sie von den Staaten und den Rathsversammlungen Abschied nahm, sind vom 9. December 1567. datiert. Den 30. reiste sie, in Begleitung des Herzogs von Alba und vieler andern Großen, von Brüssel ab. An den äussersten Grenzen von Brabant schied der Herzog von ihr. Die übrigen begleiteten sie noch weiter; und die Sehnsucht der ganzen Nation, auf deren Liebe sie so gerechte Ansprüche hatte, folgte ihr bis nach Italien in ihre Staaten, wo sie Don Ottavio, ihr Gemahl, mit feyerlicher Pracht empfieng. Sie blieb eine geraume Zeit zu

Par-

Parma, begab sich dann in das Königreich Neapel nach Orrona, wo sie ihre jährlichen Gehaltgelder zu heben hatte, und starb daselbst den ... Hornung 1586.

Nun, da der Stein weggewälzet war, holte der Herzog von Alba aus freyer Brust Athem. Er wußte wohl, daß diese menschenfreundliche Prinzessin aus Ueberdruß um ihre Entlassung angesucht hatte; er wußte, daß man ihr, nach einigen Formalitäten, dieselbe bewilligen, und sie nach Italien zurükschicken würde. Indessen kostete es ihn doch ungemein viel Zwang, seine Herrschsucht so lange in dem Zaume zu halten, den ihr die bloße Gegenwart einer so verehrungswürdigen Person anlegte. Aller seiner Zurükhaltung ungeachtet, überließ er sich doch mehr als einmal seiner Leidenschaft. In dem Geschäfte der Gefangennehmung der Grafen, und bey etlichen andern Gelegenheiten, wo es um die Behauptung seiner Gewalt zu thun war, bewies er sich ziemlich unehrerbietig gegen die Herzogin. Vielleicht geschah es mit Absicht, um ihrer desto eher los zu werden.

Voll unruhiger Begierde, mit dem Plane seiner Verfolgung und Rache hervorzutreten, hatte er schon die Maske abgelegt, und zu seinen blutdürstigen Operationen die nöthigen Vorbereitungen gemacht. Ich habe in den Originalregistern einige seiner Edikte gefunden, welche in der Form der Circularschreiben abgefaßt sind. In einem derselben befiehlt er, genaue Erkundigungen aller derjenigen einzuziehen, welche sich zur Parthey der Geusen bekannt, das Compromiß unterschrieben, den Predigten beygewohnt, zum Unterhalt der Prediger beygetragen, an den Kirchenverwüstungen Theil genommen, die Sektirer be-

herberget, oder sonst, mittel- oder unmittelbar den Geusen Schuz und Hülfe geleistet haben; ausführliche Verzeichnisse ihrer Namen, ihrer Güter, der Anwesenden wie der Abwesenden, der entflohenen wie derer die wiedergekommen, der Zeit ihrer Flucht und Wiederkunft, ihrer Familien, deren Aufführung und übrigen Umstände, mit Einem Worte, aller Merkwürdigkeiten, einzusenden, die in diesen Artikel einschlagen.

Die Antwort des Staatsrathes, in Rükficht auf die wiedergekommenen Flüchtlinge, war: Daß ihre freywillige Rükkehr auf Treu und Glauben der Edikte und Zusagen der Herzogin geschehen wäre. Diese hätte, als sie den Provinzen die nahe Ankunft des Königes kund that, allen Abwesenden, welche, dieser Unruhen wegen, sich entfernt, nicht nur wiederzukommen erlaubt, sondern auch, wenn sie sich still und unanstöffig aufführen würden, Schuz und Sicherheit versprochen, und sie also zu ihren verlassenen Wohnungen und Gewerben huldreich eingeladen.

Etliche Tage darauf fertigte der Herzog eine Gegenantwort ab, welche, ihrem Inhalte nach, eine Erklärung erwähnter Edikte war, deren Abschriften er auch beyfügte. In dieser Erklärung sagt er: Ihre Hoheit hätte durch jene Ausschreiben den Flüchtlingen nur den Weg bahnen wollen, sich der Gnade, die ihnen etwa der König bey seiner Ankunft aus freyer Neigung angedeihen lassen könnte, würdig zu machen. Von Amnistien und Begnadigungen, die der Monarch sich selbst vorbehalten, könnte in denselben keine Rede seyn.

Dieses Edikt gieng, statt des gewöhnlichen Weges, durch die Finanzkammer; vermuthlich, um eine so

förmliche Abläugnung den Augen der Statthalterin, die damals noch gegenwärtig war, zu entziehen.

Um eben diese Zeit liefen auch andere Schreiben aus, worin die Herzog alle Rechtssachen und Prozesse, welche die Debit- und Creditschulden der anwesenden und abwesenden Flüchtlinge, nebst den Gütern betrafen, die seit gewisser Zeit verkauft worden, vor sein Gericht foderte. Noch andere thaten jedermann kund und zu wissen, daß der Herzog künftighin über alle, während der Unruhen, begangenen Ausschweifungen, sie mögen nun die Religion oder den Staat betreffen, mit Ausschliessung aller andern Richter, in seinem besondern Rathe, selbst erkennen wolle. Diese Schreiben waren Vorboten jenes unerhörten Gerichtes, welches bald darauf errichtet, und der Blutrath genannt wurde.

Dies alles geschah, mit der größten Unanständigkeit, noch in Gegenwart und gleichsam vor den Augen der Herzogin. Kaum aber hatte ihm ihre Abreise freye Hände gelassen, als er, mit dem Anfange des J. 1568. (nach unserer heutigen Art zu zählen) mit seinen tyrannischen Projekten auf die Bühne trat, und als ein wahrer Epimetheus die Büchse öfnete, aus welcher sich eine ganze Sündfluth von Uebeln über die Niederlande ergoß.

Ehe wir aber den Vorhang dieser Greuel aufziehen, wollen wir von den kläglichen Schikfalen der beyden Marggrafen, von Bergen und von Montmorenci Montigni, deren wir oben bereits gedacht haben, an diesem schiklichen Orte noch etwas umständlicher handeln. Diese unglüklichen Patrioten sind das Jahr vorher, auf die wiederholte Einladung des Spanischen Hofes, von der Herzogin und den Staa-

ten nach Madrid gesandt worden, so sehr sie sich auch dessen geweigert hatten.

Von der Krankheit und dem Tode des Marggrafen von Bergen, welcher den 22. May 1567. zu Madrid starb, ist schon oben Meldung geschehen. Er stammte in gerader Linie von den natürlichen Kindern der alten Herzoge von Brabant her. Anton von Glimes, sein Vater, war ein erklärter Günstling Kayser Carl V. der ihn zum Ritter des goldenen Vließes machte, seine Stadt Bergen op Zoom zu einer Marggrafschaft, und sein Landgut Walhain i. J. 1533. zu einer Grafschaft erhob. Johann, sein Sohn, gleichfalls Ritter des goldenen Vließes, war dem Könige, dem er auf seiner Reise nach England zum Gefehrten mitgegeben worden, und in seinem Vermählungsgeschäfte mit der Königin treue Dienste geleistet hatte, persönlich willkommen. Er war Oberamtmann und Statthalter von Hennegau, und bekleidete noch verschiedene andere Staatsämter; ein Mann von bewährter Rechtschaffenheit, und ein guter Catholike, der aber nichtsdestoweniger, oder eben deswegen, die Religionsverfolgungen von Herzen verabscheute. Er war es, welcher im Anfange der Unruhen, als ihm die Statthalterin, wegen seiner Abwesenheit während des Aufstandes zu Valenciennes, einen kleinen Verweis gab, ihr freymüthig antwortete: Es stühnde weder seiner Gemüthsart, noch seiner Würde an, sich zum Henkersknecht der Ketzer gebrauchen zu lassen. Er mogte vielleicht, was er hier sprach, bald wieder vergessen haben; aber in Spanien vergaß man es ihm nicht.

Da er mit dem Baron von Montigni in dem kritischen Zeitpunkte zu Madrid ankam, als die Gäh-

rungen in den Niederlanden in vollem Steigen waren, fühlten sie auch sogleich die Wirkungen der schlimmen Nachrichten, die der Spanische Hof aus jenen Staaten erhielt. Bey dem Könige, wie bey den Ministern, fanden sie lauter Kaltsinn und üble Laune. Nirgends konnten sie Zutritt und Verhör erhalten. Man hielt sie, wider ihren Willen, gleichsam als Geissel zurük, und ließ sie in langer Erwartung schmachten. Der Marggraf von Bergen zog sich auch wirklich aus Ungeduld eine Auszehrung zu, die ihn zur Gruft brachte. Er hielt öfters um seinen Abschied an, den er auch, in Betracht seiner kränklichen Umstände, desto leichter zu erlangen hofte. Allein man vertröstete ihn immer auf die nahe Reise des Königes nach den Niederlanden, der ihn mit sich zu nehmen versprach. Es ist leicht zu denken, wie wenig dieser Verschub seiner Gesundheit zuträglich war, und was für einen Trost ihm bald nachher die Nachricht brachte, daß der Herzog von Alba zum Vorläufer des Königes nach den Niederlanden ernennet worden.

Braucht man mehr, um seinen Tod aus natürlichen Folgen herzuleiten? Jeder Vernünftige glaubte wenigstens, daß die Wahl des Herzogs von Alba seinem schmachtenden Leben ein Ende machte, obgleich die gemeine Sage, die sich noch immer fortpflanzet, behaupten will, daß ihm mit Gift vergeben worden.

Er hatte die Donna Maria von Lannoi-Molenbair zur Ehe, bekam aber keine Kinder von ihr. Diese Dame blieb in Bergen op Zoom zurük. Ehe sie noch den Tod ihres Gemahls erfuhr, hatten sich die Spanier dieses Plazes schon bemächtiget, um

ihn, im Fall einer Confiscation, nicht erst in Besitz nehmen zu dürfen; denn der König hatte befohlen, über die Aufführung des Verstorbenen, den er in den Verdacht des Hochverraths genommen, gerichtliche Untersuchungen anzustellen.

1567. Da die Führung dieses peinlichen Prozesses dem Herzoge von Alba aufgetragen worden, so kam es damit bald zum Spruche, kraft dessen die Markgrafschaft Bergen op Zoom, nebst der ganzen Verlassenschaft des Verurtheilten, dem Könige heim fiel, der sie aber i. J. 1577. vermöge des Friedensvertrages zu Gent, dem rechtmäßigen Erben wieder abtrat. Inzwischen hatte Margaretha, eine Tochter Mania der ältern Schwester des verstorbenen Grafen, und Johann des Freyherrn von Merode, Petersheim und Westerloo, diese ansehnliche Erbschaft ihrem Gemahle Johann von Wirthem, Freyherrn von Berzelles zugebracht. Dieser aber genoß dieselbe nur eine kurze Zeit.

Ueberhaupt war der Besitz dieser Stadt und aller Güter des Hauses Bergen, dessen männlicher Stamm mit unserm Marggrafen ausstarb in den folgenden Zeiten einem beständigen Wechsel unterworfen. Im J. 1581. wurde diese Verlassenschaft zum zweyten Male von den Generalstaaten eingezogen. Diese überliessen sie i. J. 1609. den Verträgen des Waffenstillstandes zufolge, dem Prinzen von Oranien, der sie aber bald darauf an den Grafen Herrmann von Heerenberg wieder abtrat. Als dieser i. J. . . . ohne Erben starb, wurde sie, nach einem langwierigen Prozesse, des Freyherrn von Berzelles Tochter zuerkannt, welche an Ethel Friedrich, den Fürsten zu Hohenzollern vermählt war. Diese ihre Erb-

tochter, Henrietta Franciſca, brachte dieſelbe ferner 1567.
ihrem Gemahle Friedrich Moriz von Tour, Gra-
fen von Auvergne zu. Im J. 1707. erbte ſie deſ-
ſen Sohn Franz Ego. Endlich kam ſie mit deſſen
Erbtochter Maria Henrietta i. J. 1722. an Johann
Chriſtian, Pfalzgrafen zu Sulzbach, deren Sohn,
Carl Theodor, jezt regierender Churfürſt zur Pfalz,
ſie noch beſizet.

Florenz von Montmorenci, Freyherr von Mon-
tigni, war des Grafen von Horn Bruder. Wir
wiſſen ſchon aus dem vorhergehenden, daß er im
J. 1563. zum erſten Male nach Spanien geſchikt
worden, öftere Unterredungen mit dem König und
den Miniſtern gepflogen, und die tröſtlichſten Worte
nach Flandern zurükgebracht hat. Im J. 1567. wur-
de er nebſt dem Marggrafen von Bergen zu dieſer
zweyten Geſandtſchaft ernannt, welche beyden gleiche
Schikſale zuzog. Er hatte eben ſo viel Verdruß als
ſein Gefehrte, nur mehr Kräfte ihn zu ertragen; da-
für aber war auch ſein Tod deſto tragiſcher. Eini-
ge Zeit nach der Gefangennehmung ſeines Bruders
kam die Nachricht nach Flandern, daß auch Mon-
tigni in Spanien gefänglich eingezogen, und auf
das Schloß Segovia gebracht worden. Hier ſaß
er zwey bis drey Jahre. Im J. 1565. hatte er ſich
mit Helena von Melün Hugo, des Fürſten von
Eſpinoy Tochter, vermählet. Die Kinder, die er
mit ihr zeugte, giengen ihm in die Ewigkeit voran.
Seine Mutter aber, Anna von Egmond, war da-
mals noch am Leben. Dieſe zwo Damen arbeiteten
mit allem möglichen Eifer an ſeiner Loslaſſung. Die
ſchönſte Hofnung dazu fanden ſie bey der Durchreiſe
der neuen Königin, Anna, Kayſer Maximilian II.

1567. Tochter, mit welcher eben damals Philipp II. in die vierte Ehe trat. Wirklich hatte auch diese Braut ihren Supplicantinnen versprochen, daß die Loslassung des gefangenen Sohnes und Gemahls die erste Gnade seyn sollte, die sie sich von ihrem Bräutigam ausbitten würde. Allein kaum hatte der Herzog von Alba Kundschaft davon, als er es eiligst nach Spanien berichtete, wo man, um der Nothwendigkeit einer solchen Begnadigung auszuweichen, beschloß, den Freyherrn von Montigni noch vor der Königin Ankunft in die andere Welt zu schicken.

Er wurde in seinem Gefängnisse zu Segovia enthauptet. Dies ist die gemeinste Meynung. Andere sagen, er sey zuvor, um alles Aufsehn zu vermeiden, nach Simancas gebracht, und dort heimlich hingerichtet worden. Wieder andere behaupten, ein Page habe ihm ein Gifttränkchen gegeben; ob aber dieser Trank seine Wirkung gethan, könne man so eigentlich nicht sagen, weil man nachher nur überhaupt erfuhr, daß er im Weinmonath 1570. in Spanien gestorben. So sey er denn auch uns nur überhaupt todt! Ueber der Art wollen wir mit niemanden streiten.

Zuverlässigere Nachrichten von schrecklichern Auftritten rufen uns nun wieder nach den Niederlanden
1568. zurük. Es war im Anfange des J. 1568. gleich nach der Abreise der Statthalterin, als der Herzog von Alba die Schaubühne seiner Grausamkeiten öfnete. Er fieng mit Errichtung jenes unerhörten Richtstuhles an, welcher über alle andern Gerichte, über alle Einrichtungen und Grundgeseze des Staates erhoben, eine willkührliche und grenzenlose Gewalt ausübte. Er gab demselben den spanischen Namen: U

consejo de las altercationes: Rath der Unruhen, 1568.
Allein die Nation nannte ihn nach ihrer Sprache: Bloetraet, Blutrath.

Diesem Gerichte, welches aus zwölf Gliedern bestuhnd, saß der Herzog von Alba, als die Seele desselben, in eigener Person vor. Sein Unterpräsident war Don Juan de Vargas. Die Namen der übrigen Räthe waren: Adrian Nicolai, Kanzler von Geldern, Jacob Martins, Präsident von Flandern, Peter Arset, Präsident von Artois, Doctor Ludwig del Rio, Rath von Burgund, Jacob von Blaesere, des großen Rathes, und Jacob Hessels von Flandern. Man fand für gut, diesem Rathe zwo Standespersonen, dem Titel nach zu Häuptern zu geben. Diese waren, der Graf von Barlaimont, und der Freyherr von Noircarmes. Ihnen wurde nachher noch ein Spanier, Namens Hieronymus von Rueda oder Rhoda, zugethan. Das Amt eines Generalprocurators verwaltete, Jean du Bois, ehemaliger Pensionnar von Gent, und Generalprocurator zu Mecheln.

Merkwürdig ist es, daß kein einziger weder des geheimen noch des Rathes von Brabant zu diesem Gerichte gezogen wurde. Die Ursache meldet Viglius in dem 41. und 42. seiner Briefe an den Hopperus. Wie er selbst dem Berufe ausgewichen, und die Theilnehmung an der fürchterlichen Ehre, die er schon von fernher mit allen Grausamkeiten der Zukunft begleitet sah, glüklich vermieden habe, davon schweiget er. Nach seiner durchdringenden Scharfsichtigkeit konnte er aus den Geschäften, die ihm täglich durch die Hände giengen, und aus seinem Briefwechsel mit Spanien zuverläßig schliessen, daß dies

1567. Tochter, mit welcher eben damals Philipp II. in die vierte Ehe trat. Wirklich hatte auch dieſe Braut ihren Supplicantinnen verſprochen, daß die Loslaſſung des gefangenen Sohnes und Gemahls die erſte Gnade ſeyn ſollte, die ſie ſich von ihrem Bräutigam ausbitten würde. Allein kaum hatte der Herzog von Alba Kundſchaft davon, als er es eiligſt nach Spanien berichtete, wo man, um der Nothwendigkeit einer ſolchen Begnadigung auszuweichen, beſchloß, den Freyherrn von Montigni noch vor der Königin Ankunft in die andere Welt zu ſchicken.

Er wurde in ſeinem Gefängniſſe zu Segovia enthauptet. Dies iſt die gemeinſte Meynung. Andere ſagen, er ſey zuvor, um alles Aufſehn zu vermeiden, nach Simancas gebracht, und dort heimlich hingerichtet worden. Wieder andere behaupten, ein Page habe ihm ein Gifttränkchen gegeben; ob aber dieſer Trank ſeine Wirkung gethan, könne man ſo eigentlich nicht ſagen, weil man nachher nur überhaupt erfuhr, daß er im Weinmonath 1570. in Spanien geſtorben. So ſey er denn auch uns nur überhaupt todt! Ueber der Art wollen wir mit niemanden ſtreiten.

Zuverläſſigere Nachrichten von ſchrecklichern Auftritten rufen uns nun wieder nach den Niederlanden
1568. zurük. Es war im Anfange des J. 1568. gleich nach der Abreiſe der Statthalterin, als der Herzog von Alba die Schaubühne ſeiner Grauſamkeiten öfnete. Er fieng mit Errichtung jenes unerhörten Richtſtuhles an, welcher über alle andern Gerichte, über alle Einrichtungen und Grundgeſeze des Staates erhoben, eine willkührliche und grenzenloſe Gewalt ausübte. Er gab demſelben den ſpaniſchen Namen: U

consejo de las altercationes: Rath der Unruhen, 1568.
Allein die Nation nannte ihn nach ihrer Sprache: Bloetraet, Blutrath.

Dieſem Gerichte, welches aus zwölf Gliedern beſtuhnd, ſaß der Herzog von Alba, als die Seele deſſelben, in eigener Perſon vor. Sein Unterpräſident war Don Juan de Vargas. Die Namen der übrigen Räthe waren: Adrian Nicolai, Kanzler von Geldern, Jacob Martins, Präſident von Flandern, Peter Arſet, Präſident von Artois, Doctor Ludwig del Rio, Rath von Burgund, Jacob von Blaeſere, des großen Rathes, und Jacob Heſſels von Flandern. Man fand für gut, dieſem Rathe zwo Standesperſonen, dem Titel nach zu Häuptern zu geben. Dieſe waren, der Graf von Barlaimont, und der Freyherr von Noircarmes. Ihnen wurde nachher noch ein Spanier, Namens Hieronymus von Rueda oder Rhoda, zugethan. Das Amt eines Generalprocurators verwaltete, Jean du Bois, ehemaliger Penſionnar von Gent, und Generalprocurator zu Mecheln.

Merkwürdig iſt es, daß kein einziger weder des geheimen noch des Rathes von Brabant zu dieſem Gerichte gezogen wurde. Die Urſache meldet Viglius in dem 41. und 42. ſeiner Briefe an den Hopperus. Wie er ſelbſt dem Berufe ausgewichen, und die Theilnehmung an der fürchterlichen Ehre, die er ſchon von fernher mit allen Grauſamkeiten der Zukunft begleitet ſah, glüklich vermieden habe, davon ſchweiget er. Nach ſeiner durchdringenden Scharfſichtigkeit konnte er aus den Geſchäften, die ihm täglich durch die Hände giengen, und aus ſeinem Briefwechſel mit Spanien zuverläßig ſchlieſſen, daß dieſ

1568. Gericht seine Gewalt einst auf das äusserste treiben, zu peinlichen Untersuchungen schreiten, und seiner Rache keine Grenzen sezen werde. Dieser besondern Einsicht gemäß, war er frühzeitig auf seine Ruhe und Sicherheit bedacht. Da er ein Wittwer war, so widmete er sich der Kirche, und behielt nicht nur in diesem Stande alle seine Aemter, sondern erwarb sich auch noch verschiedene fette Pfründen. Der Herzog von Alba hatte wirklich große Lust, ihn in seinen Plan zu ziehen; allein der geistliche Stand, in den er schon getreten war, erlaubte ihm nicht die geringste Theilnehmung an peinlichen Prozeduren; und diese waren doch, nach dem Projekte des Herzogs, das wesentlichste Geschäft seiner Räthe.

Viglius hielt nicht nur sein eigen Gewissen von allen den Verfolgungen rein; er machte sogar dem Herzoge die Vorstellung, daß der geheime Rath aus so wenig Gliedern bestühnde, und mit Geschäften, die ihm ganz eigentlich zugehören, so sehr überhäuft wäre, daß er nicht einsähe, wie derselbe auch nur ein einziges Glied entbehren könnte. Seine Gründe hatten auch bey dem Herzoge so viel Gewicht, daß aus dieser Rathsversammlung keiner zum Blutrathe gezogen wurde. Wirklich, ein groſſes Verdienst! das er aber in diesem Brief an seinen Freund Hopperus auch wohl zu schäzen weißt.

Was den Rath von Brabant betrift, so hatte sich derselbe den Unwillen des Herzoges dadurch zugezogen, daß er, gemeinschaftlich mit den Staaten, in der Sache des Grafen von Egmond, dem Blutrathe die Competenz streitig machte, und den Verbrecher, als Freyherrn von Gaasbeek, vor sein Gericht foderte, als das einzige, von welchem er bes

langt werden könnte. Dies war genug, um den Her- 1568.
zog von der Untüchtigkeit dieſer Herren zu ſeinen Aemtern zu überzeugen. Er begehrte keinen von ihnen; und vielleicht verlangten ſie auch nicht mehr. Vielmehr mögten wohl diejenigen unzufrieden mit ihm geweſen ſeyn, wenigſtens die meiſten, die er wählte. Die Gräfen von Barlamont und Noircarmes betraten ſeine Rathsſtube, nach der erſten Sizung, mit keinem Fuße mehr. Die drey Präſidenten, welche, als Häupter der Verſammlung, ſich mehr Freyheiten erlaubten, im Nothfalle auch zuweilen unpäßlich waren, kamen ſelten, und blieben endlich gar aus. Wir werden unten in Beyſpielen ſehen, daß man es in Sachen von der größten Wichtigkeit genug ſeyn ließ, ſie ſchriftlich um ihre Meynung zu fragen. Der Herzog konnte, bey ſeinen deſpotiſchen Sprüchen, der Räthe, die er ſich aus bloßer Förmlichkeit an die Seite geſezt hatte, leicht entbehren.

Don Juan von Vargas war ſein Mann. Er hatte ihn aus Spanien, wo er Mitglied des hohen Rathes von Italien war, mitgebracht, und nahm ihn auch wieder mit ſich zurük. Die Geſchichte liefert uns eine abſcheuliche Schilderung von dieſen Blutrichtern. Freylich mögen manche Züge übertrieben ſeyn; und wie leicht konnte die Abſcheulichkeit ihres Amtes ihrem perſönlichen Charakter einen verhaßten Anſtrich geben! Allein bey der Einſtimmigkeit ſo vieler Schriftſteller muß doch auch viel Wahres zum Grunde liegen; und die Nachwelt war ſo billig, daß ſie einen großen Unterſchied unter ihnen machte. Don Vargas wurde für einen habſüchtigen, unbarmherzigen und rachgierigen Mann, für einen tollen Kopf gehalten, deſſen wilde Leidenſchaften bey jeder Veran-

1568. lassung in viehische Wuth ausbrachen. Er war dabey ein großer Ignorant, und ein possierlicher Schwätzer, der von schlechtem Latein den Mund immer voll hatte. Durch diese Pedanterie machte er sich so lächerlich, daß seine Phraseologie in lustigen Gesellschaften zum Kurzweil diente. Verschiedene Brocken davon haben sich bis auf den heutigen Tag in diesem Gebrauch erhalten.

Von dem Rath Hessels reden seine Zeitverwandten auch nicht viel Gutes. Er hatte sich sehr verhaßt gemacht. Zehn Jahre darnach opferten ihn seine Feinde ihrer Rache auf, und tödteten ihn ohne die geringsten Förmlichkeiten. Wir werden also unten noch umständlicher von ihm zu reden Gelegenheit finden.

Dieser Rath der Unruhen war also die Kammer, worin der Herzog von Alba seinen Ausrottungseifer toben ließ. Den Anfang machte er damit, daß er die Großen wie die Kleinen, alles was ihm nur verhaßt oder verdächtig war, vorforderte. Der Prinz von Oranien, die Grafen von Nassau, seine Brüder, die Grafen von Hoogstraten, von s'Heerenberg, Builenburg, Bredenrode, la Marc, der ganze Adel, der das Compromiß unterschrieben hatte, Gegenwärtige und Abwesende, Lebendige und Todte, alles sollte hier erscheinen, und sich verurtheilen lassen. Zum merkwürdigen Beyspiele dienet der Marggraf von Bergen, dessen schon halb vermoderten Gebeinen man noch den Proceß machte; es versteht sich, um seine Güter einzuziehen.

Gegen eine so despotische Belangung ließ der Prinz von Oranien eine Antwort ausgehen, worinn er dem Herzoge von Alba und der ganzen Spanischen Re-

gierung Troz bot; den Rath der Unruhen, als ei- 1568.
ne gewaltthätig angemaaßte und offenbar widerrechtliche Gerichtsbarkeit mit Verachtung verwarf; sich für einen Vasallen des Kayſers, ein Mitglied des Reiches, und niemanden als den Kayſer, oder in eigener Perſon den König von Spanien, als ſein Ordenshaupt, für ſeine rechtmäßigen Richter erklärte. Seinem Beyſpiele folgten auch die übrigen Groſſen. Die Ordensglieder des goldenen Vließes beriefen ſich in ihren Antworten auf die Privilegien ihres Ordens, und alle überhaupt auf ihre Unabhängigkeit von einem ſolchen eigenmächtigen Gerichte.

Die dieſſeitigen Prozeduren giengen inzwiſchen den Weg der Contumaz ungehindert fort. Nach wiederholter Vorfoderung und verfloſſenem peremtoriſch angeſezten Termin, ſchritt man zum Spruch, und ſo fort zur Einziehung der Güter, als dem groſſen Zwek aller dieſer gerichtlichen Formalitäten. Zu gleicher Zeit ergoß ſich die Tyranney dieſer Deſpoten gleich einer Fluth über alle Einwohner der Niederlande. Wir müßten aus den Tagbüchern jeder Stadt beträchtliche Auszüge ſammeln, wenn wir eine ausführliche Beſchreibung ihres abſcheulichen Verfahrens liefern wollten. Allein wie weit würde ſich die Aufmerkſamkeit unter ſo unzähligen Beyſpielen von dem Hauptgegenſtande der Geſchichte verlieren!

Um aber doch ein Müſterchen zu geben, woraus ſich das ganze Stük beurtheilen läßt, wollen wir uns bey dem Schikſale der Stadt Gent einen Augenblick verweilen. Nach dieſem Beyſpiele wird man ſich dann ähnliche Begriffe von den übrigen Drangſalen machen können, welche alle Städte, und das ganze flache Land der ſieben vereinigten Provin-

1568. zen erduldeten; Luxenburg allein ausgenommen, welches, ſo wie es an den Unruhen überhaupt ſehr wenig Antheil genommen, auch vor dieſen Verfolgungen faſt ganz ſicher geblieben. Uebrigens grünbet ſich, was ich hier von Gent anführe, auf die zuverläſſigſten Nachrichten; auf die Denkbücher dieſer Stadt, welche von zeitverwandten Schriftſtellern, und unglüklichen Augenzeugen dieſer Tyranney Tag vor Tag geſchrieben, und durch Akten und andere öffentliche Zeugniſſe beurkundet worden. Aus dieſen Urkunden liefere ich hier einen getreuen Auszug.

Es war den 16. und 17. Jenner 1568. als, den Erkundigungen zu folge, die man hin und wieder, ſo wie ſie ſich darboten, einzog, den erſten Tag ſieben und vierzig Perſonen, auf den 4. Hornung acht und vierzig, auf den 6. und den folgenden Morgen wieder acht und vierzig, lauter Edle, Patricier, und ſonſt angeſehene und vermögende Bürger von Gent, nach Brüſſel vor den Herzog und ſein Gericht perſönlich beſchieden wurden. Die Liſten derſelben wurden zu wiederholten Malen an beſtimmten Tagen durch die Gerichtsboten auf den Plätzen und Hauptſtraßen öffentlich abgeleſen, und an das Rathhaus angeſchlagen. Die beſtellten Commiſſaren beſchäftigten ſich unterdeſſen mit der Inventur ihrer Güter. Andere ſezten ihre Nachforſchungen fort, ſammelten Stoff zu neuen Liſten und boten Kinder wider Eltern, Verwandte wider Verwandte, Nachbaren wider Nachbaren zu Zeugen auf. Von dieſen hundert und drey und vierzigen hatten achtzehn der Vornehmſten die Kühnheit ſich zu Brüſſel zu ſtellen. Man vernahm auch ihre Verantwortung. Allein den 20. Hornung um zehn Uhr in der Nacht wurden ſie, jes

der in seinem Quartiere, durch die Hofprofosen ge- 1568.
griffen, und zu Paaren gebunden in das Gefängniß geführet. Den 3. April sprach man über alle achtzehn das Todesurtheil. Fünf oder sechs, als die Vornehmsten unter ihnen, wurden enthauptet, die übrigen gehangen, und gleich darauf ihre sämtlichen Güter der Krone heimgeschlagen. Mit den Wittwen hatte man indessen noch so viel Mitleiden, daß man ihnen die Hälfte der Verlassenschaft als eine Gnade zurükgab. Nur mußten sie im Lande und der katholischen Religion zugethan bleiben.

Dies war überhaupt die Form dieser peinlichen Prozesse; das Muster, nach welchem man sich sowohl in Ansehung der Nachforschung als auch des Verhöres und des Urtheiles überall richtete. Die Stadt Gent kann noch mehr dergleichen Beyspiele aufweisen. Ein ganzes Register von Delinquenten im Junius und August, im folgenden Jahre, und so fort, während der ganzen Statthalterschaft des Herzoges von Alba! Nur den Unterschied nimmt man in der Zeit wahr, daß die folgenden Beyspiele, aus Mangel des Stoffes, immer seltener werden. Diese Schlachtopfer sind mit ihren Namen und Vornamen in den Tagbüchern aufgezeichnet, und ihre Marter mit entsezlichen Umständen beschrieben. Es war endlich keine nur ein wenig angesehene Familie in der Stadt, die nicht entweder durch das Blut der Hingerichteten oder durch die Flucht der Verurtheilten an dem allgemeinen Elende Theil nahm.

Man stelle sich nun nach diesem einzigen Beyspiele die Größe des Jammers in allen Städten und Provinzen vor! Ueberall verfuhr man nach einer Regel. Die Ungleichheit der Verfolgung bestuhnd bloß

1568. in der Anzahl der Verfolgten. Nach der fast einmüthigen Versicherung that der Herzog von Alba bey seiner Zurükkunft nach Spanien recht groß damit, daß er in den Niederlanden mehr als 18000. Menschen durch die Hand des Scharfrichters ausgerottet habe. Wir finden noch viel Bescheidenheit in dieser Pralerey. Er hätte wohl noch hinzusezen können: Und 300000. andere ins Elend gestürzet. Man gehe die Empörungsgeschichten aller Zeiten und Länder durch; wird man leicht eine finden, welche, in Vergleichung mit dieser, jenen entsezlichen Achtserklärungen eines Sylla, eines Marius und der zwey Triumphiraten näher käme, wobey die Römische Geschichte die Augen niederschlägt? Ist es nicht eben der Geiz, eben die Rachsucht, welche hier den Spanier, wie dort den Römer, zu unmenschlicher Wuth entflammte? Reich zu seyn, oder auch nur dafür gehalten zu werden, war schon ein Verbrechen, welches auch den unschuldigsten Bürger einer augenscheinlichen Todesgefahr ausseste. Man häufte in seiner Anklage Artikel über Artikel, bis die Schale sank, die den Unglüklichen auf das Blutgerüst oder an den Galgen hob. Wie manchem unter einer so großen Menge widerfuhr das Schiksal des Quintus Aurelius! Dieser friedfertige Bürger hatte mitten in den Unruhen seine Tage in einer glüklichen Dunkelheit hingebracht. Mit Erstaunen sah er aber nun auch seinen Namen auf der fatalen Liste der Achtserklärungen des Sylla. „Ach! Du mein „schönes Haus zu Alba! Du bringst mich um mein „Leben", schrie er aus, und wurde mit den andern niedergemacht.

Die Habsucht, diese mächtige Triebfeder der Grausam-

sinkeiten, schien in diesen vermummelten Processen 1568.
überall durch. Schon von dem 12. Jenner an, waren die Commissaren mit der Inventur der Geräthschaften und Papiere beschäftigt, welche der Graf von Egmond in seinem Pallaste zu Gent (Hotel de Fiennes) hatte. Die folgenden Tage durchreisten sie in gleicher Absicht seine übrigen Ländereyen. Den Herrn von Backerzele, seinen Secretar, schlug man zu Vilvoorde auf die Folter, vornämlich um von ihm zu erfahren, wo die Schäze des Grafen verwahrt lägen? Man konnte aber aus ihm mehr nicht erzwingen, als daß sich ein Theil derselben in dem Schlosse zu Gent an irgend einem verborgenen Orte befände. Sogleich schikte man eine eigene Commission dahin, um den Ort ausfindig zu machen. Nachdem man etliche Tage alle Winkel des Schlosses vergeblich durchgesucht hatte, entdekte man endlich den 13. Jenner, unter der Erde, nahe bey dem schwarzen Thore (so lauten die Worte der Denkbüchter) eilf Kisten und einige Schatullen, welche mit silbernem und goldenem Geräthe, mit Geschmeide und andern Kostbarkeiten angefüllt waren, und, wie man sagte, dem Grafen zugehörten.

Indessen nahmen die Wanderungen, des strengen Verbotes ungeachtet, von Tag zu Tag mehr überhand, so daß, nach dem Berichte unserer Annalisten, die Häuser zu Gent über die Hälfte lär stuhnden. Nicht besser sah es in andern Städten aus; und das flache Land entvölkerte sich zusehends. Endlich floh man zu ganzen Schaaren, als die zuverlässige Nachricht einlief, daß der Prinz von Oranien die Freyheit der Provinzen zu rächen, und den Tyrann zu bändigen, die Waffen ergriffen hätte. Einer so um

1568. gehenerm Entvölkerung Einhalt zu thun, ließ der Herzog die schärfsten Placaten ausgehen. Allein, ohne die Schaaren der Flüchtlinge zu vermindern, vermehrten diese Edikte nur die Menge peinlicher Prozesse, die Einziehungen verhehlter Güter, übermachter oder bereits in Empfang genommener Gelder, und die Strafen verbotener Briefwechsel.

Es ist in Flandern noch ein Criminalstil vorhanden, welcher den verhaßten Namen des Herzogs von Alba trägt. Eine Sammlung gleicher Aufsäze, von dieser Zeit her, befindet sich auch noch in dem Lehnhof von Brabant. Aus diesen Schriften leuchtet, mitten durch die Schmincke der Form und Schreibart, die Habsucht, als der Grundtrieb, deutlich hervor. Alles läuft auf Entdeckungen der Güter der sogenannten Rebellen, und auf Verfügungen hinaus, den Strom der Einziehungen zu schwellen.

Ungefehr um diese Zeit kam ein neues Compromiß zu Stande, worinn der Herr von Brederode für seinen Antheil 12000. Gulden versprach. Van Loon sagt, er habe das mit den eigenhändigen Unterschriften versehene Original dieser Akte in Händen gehabt. In seiner Histoire metallique de Hollande oder des Pais bas, findet man auch eine Abschrift davon. Wie man im Eingange des ersten Compromisses wider die Spanische Inquisition mit übertriebener Heftigkeit loszog, so galt es in dieser den Herzog von Alba, welcher hier mit den verhaßtesten Farben geschildert und auf das schimpflichste behandelt wird. Hier ist es, wo man ihn zu wiederholten Malen einen Maranen und Mauriſchen Renegaten nennt. Dies leztere Compromiß hatte indessen doch die Wirkung, daß es die Parthey des Prinzen von Oranien ver-

stärkte, ob es gleich sonst den vorgesetzten Zwek ver- 1566.
fehlte. Brederode, welcher der ersten Rolle nicht gewachsen war, hatte zu viel Stolz, um sich zur zweyten zu bequemen. Er sah den Prinzen, in Absicht auf die Hoheitsrechte von Holland, für seinen Nebenbuhler an; und vielleicht geschah es mehr, demselben das Gegengewicht zu halten, als für das Vaterland zu streiten, daß er in Deutschland einige Truppen warb. Er hielt sich eine Zeitlang zu Emden, dann zu Bremen auf, und starb auf seiner Rükreise zu Gemmen im Cleviſchen.

Diese Schrift, nebst den Manifesten des Prinzen von Oranien, die man an verschiedenen Orten unter der Hand austheilen und anschlagen ließ, sezte die Gemüther von neuem in Bewegung. Der Name Geuse war, seit dem Vergleiche, den die Herzogin von Parma mit den Mißvergnügten getroffen, beynahe ganz in Vergessenheit gekommen. Die Ankunft des Herzogs von Alba und die ersten Anstalten, die er zu seiner despotischen Regierung machte, weckten denselben gleichsam aus dem Grabe wieder auf. Nun aber, da dieser neue Statthalter seine Larve ablegte, da er der Freyheit des Volkes auf das Haupt trat, und mit der Wuth eines Asiatischen Eroberers auf die Grundverfassung der Staaten losstürmte, nun erst kam dieser Namen in einen allgemeinen Umlauf. Er begriff drey verschiedene Klassen, welche täglich häufiger zunahmen.

Schlechtweg Geusen nannte man diejenigen, die sich anfangs bey ihrer Verschwörung den Namen, der ursprünglich ein Schimpfwort war, als einen Ehrentitel zueigneten. Hieher rechnete man alle Neuerer in der Religion, nebst ihren Anhängern, Luthe-

1568. raner sowohl als Calviniſten. Sogar auch viele, welche ſonſt gut katholiſch, aber darum eben keine menſchenfeindliche Glaubenseiferer waren, trieb bloß der Abſcheu vor der Spaniſchen Regierung zu dieſer Parthey. Ueberhaupt beſtuhnd dieſe Klaſſe aus lauter geſchwornen Feinden der Spanier.

Die zweyte Gattung wurde Boſch-Geuſen, d. i. Buſch-Wald-Geuſen, oder mit Einem Worte Wilde genannt. Dies waren meiſtens rohe Landleuthe, ein ausgeplünderter und durch Grauſamkeiten zur Verzweiflung gebrachter Pöbel, der ſein Heil in der Flucht ſuchte, durch die ſtrengen Placaten aber daran gehindert wurde. Dieſe Elenden verkrochen ſich in die Wälder und Sümpfe, woraus ſie nächtliche Ausfälle thaten, Kirchen und Schlöſſer plünderten, die Katholiſche Geiſtlichkeit mißhandelten, und endlich als verruchte Banditen auf Straßenraub, Todtſchlag und Mordbrennerey ausgiengen. Es war eine gefährliche Art von Schwärmern, welche ohne Unterſchied Freunde wie Feinde anfielen, und ihre Rache an dem ganzen Menſchengeſchlecht ausließen.

Die dritte Claſſe gehört zu eben der Zunft; nur mit dem Unterſchiede, daß jene ihr Handwerk zu Land, und dieſe zur See trieben. Man nannte ſie daher Waeter-d. i. Waſſer-Geuſen. Sie zogen mit ſchlechten Kahnen auf Räubereyen aus, beunruhigten die Küſten, machten die Fiſcherey unſicher, und waren kühn genug, auch Landungen zu wagen.

Es iſt in der That unbegreiflich, wie ein Haufen, eine Handvoll von dieſem ſo elenden Geſindel, der Spaniſchen Monarchie, wie wir in der Folge ſehen werden, den erſten Streich mit ſolchem Nachdrucke beybringen konnte, daß dieſelbe im Grund erſchüttert wurde.

Mit diesen zwo lezten Klassen, und vornämlich mit den Waldgeusen verfuhr man, als mit Strassenräubern, wie sie es verdienten, nach aller Schärfe des peinlichen Rechtes. Den Wiedertäufern und übrigen Sektirern aber wurde ihr Urtheil nach Aufhebung der Duldungsedikte, den ersten Plakaten zu folge, von ordentlichen Richtern in gewöhnlicher Rechtsform gesprochen; bis sich endlich diese Spanische Statthalterschaft mit ihrem Blutrathe über alle Richtstühle erhob, und Kezer und Rebellen, und alles was sie unter diesen Namen begreifen wollte, inquisitorisch verurtheilte. 1568.

Nun seufzet alles unter dem Joche dieses Unmenschen. Nun sehen wir den Kerker mit seinen Schlachtopfern, das öde halb entvölkerte Land mit Blutgerüsten, Galgen und Marterbänken angefüllt. Lauter Gegenstände des Jammers und der Verzweiflung! Wollen wir uns noch länger dabey verweilen? Oder soll ich es bey dem Probestük, das ich aus den Urkunden der Stadt Gent angeführet habe, bewenden lassen? Den Tagebüchern der übrigen Städte mangelte es an ähnlichen Beyspielen so wenig, daß vielmehr die guten Chroniken von Brabant, von Holland, die Batavia illustrata, und die von Seeland, Friesland und Geldern, welche, meistens in Flamändischer Sprache, von Zeitverwandten und berühmten Geschichtschreibern geschrieben worden, diese Materie, in besondern großen Capiteln nur zu ausführlich abhandeln. Jede dieser Abhandlungen enthält in besonderer Beziehung auf jede Provinz nebst den Listen aller der Unglüklichen, welche auf den schreklichen Blutbühnen ihr Leben einbüßten, manche besondere Umstände, vor welchen die Menschlich-

1568. der Inventur ihrer Güter war schon seit der Abreise der Herzogin von Parma der Anfang gemacht worden. Einen Monath vorher hatte man D. Juan von Vargas, Ludwig del Rio, und den Secretär Praetz, als Commissaren des Blutrathes, nach Gent auf das Schloß geschikt, um die Staatsgefangenen zu verhören. Die Grafen protestierten zwar gegen die angemaaßte Competenz, und beriefen sich auf ihre Vorrechte; allein, aus Furcht in die Strafe des Ungehorsams zu fallen, mußten sie endlich doch den Weg der Exception verlassen, und sich verantworten.

Die Hauptartikel beyder Anklagen findet man in den zween Theilen der Zusäze zu Strada, welche im Druk erschienen sind. Hier werden nun alle alten Schulden wieder aufgewärmet. Man gedenket darin der Spanischen Truppen, die i. J. 1560. aus dem Lande gejagt, oder auf eine gewaltsame Art nach Hause geschikt worden, und der Ränke, Drohungen und Beschimpfungen, wodurch der Cardinal von Granvelle aus seinem Ministeramte, und endlich auch aus dem Lande vertrieben worden. Man nennet denselben nicht mit Namen; man spricht nur von einer gewissen großen, von einer gewissen angesehenen Person. Ferner giebt man die Grafen als Theilnehmer, Anstifter oder Beförderer des Compromisses und der Verschwörung des Adels an. Endlich beschuldiget man sie, in Rüksicht auf den Tumult der Bilderstürmerey einer strafbaren Nachsicht, eines geheimen Verständnisses mit den wüthenden Rebellen, einer Pflichtvergessenheit in ihren Aemtern und Statthalterschaften.

Dies waren, im Ganzen genommen, die Verbre-

chen dieser unglüklichen Grafen. Ihre Verantwortung, so wie überhaupt den ganzen Proceß, findet man in den ersterwähnten Zusäzen umständlich. 1568.

Nachdem solchergestalt ihr Tod beschlossen worden, schritt man gleichsam zu den Vorbereitungen. Die blutigen Schauspiele wurden überall verdoppelt. Zu Brüssel, zu Gent und in den übrigen Städten geschahen in den drey bis vier lezten Monathen des verflossenen Jahres häufige Hinrichtungen, mit deren bloßen Anzeige wir uns begnüget haben. Von dem Blute der Verurtheilten, das täglich floß, ließ sich auf das Schiksal leicht schließen, welches die übrigen Eingeklagten und Gefangenen noch zu erwarten hatten. Den 1. Brachmonath 1568. schlug man auf dem Sandplaze zu Brüssel achtzehn Adelichen theils aus Flandern, theils aus den übrigen Provinzen, die Köpfe ab. Die Vornehmsten unter ihnen waren die Grafen von Batenburg, zween Brüder, liebenswürdige Herren, in der schönsten Blüthe ihrer Jahre. Sie hatten an dem Compromiß in Friesland Antheil. Auf ihrer Rükkehr aus dieser Provinz wurden sie von dem Schiffmanne, der sie über Meer führte, den Spaniern in die Hände geliefert. Den folgenden Tag enthauptete man wieder vier Edelleuthe auf eben diesem Plaze.

Nun kam endlich auch die Reihe an die Grafen von Egmond und Horn. Den 3. Brachmonath brachte man sie, jeden auf einem besondern mit drey Pferden bespannten Wagen, unter einer Bedeckung von 2000. Spaniern von dem Schlosse zu Gent nach Dendermond. Den 4. Nachmittags kamen sie zu Brüssel an. Den 5. wurde das Urtheil an ihnen vollzogen. Auf dem nämlichen Sandplaze, wo die

1568. dürften, scheint er sogar noch zu behaupten, daß der Graf nach den Gesezen, nach welchen kein einziger Beweis wider ihn, hingegen die offenbarsten Beweise für ihn geführt werden könnten, von seinem Richter vielmehr Belohnung als Strafe zu erwarten hätte. Es ist nicht zu vermuthen, daß der Herzog in seinem Urtheile von dieser ziemlich weitläufigen Schrift, welche aus etlichen Heften besteht, und sehr sauber geschrieben ist, sonderlichen Gebrauch gemacht habe. Ich weiß übrigens nicht, ob noch eine Vertheidigung dieser Art für den Grafen von *Horn* insbesondere eingegeben worden. Sie würde sich im Wesentlichen von der vorigen nicht unterscheiden; denn beyder Anklagen betrafen ungefähr gleiche Punkten.

Ihr Tod brachte die ganze Nation, bey der sie in so großem Ansehen stuhnden, wider die Spanier in Harnisch. Er war das lezte Zeichen zur allgemeinen Empörung, deren Ausbruch man aller Orten Tag vor Tag erwartete. Jedermann hielt sich auf den ersten Wink dazu bereit. Nicht Haß, nicht Widerwillen, Wuth und Verzweiflung herrschte nun in den Gemüthern.

Auch fremde Mächte konnten ihr Mißvergnügen nicht verbergen. Alle katholische Fürsten erklärten sich öffentlich wider so unerhörte Gewaltthätigkeiten. Viele fanden sich auch, durch die Verachtung ihrer Fürbitte für die unglüklichen Grafen, persönlich beleidigt. Kayser *Maximilian* II. dieser sanftmüthige Prinz, schikte sogar seinen Bruder, den Erzherzog *Carl*, nach *Spanien*, und ließ durch ihn den König ernstlich warnen, sich dergleichen Grausamkeiten zu enthalten, wenn er anders noch eine Hufe Landes in den *Niederlanden* behalten wollte; indem

die sämtlichen Stände des Reiches sich schon erklärt 1568.
hätten, ihm dieselben mit Gewalt zu entreissen, so daß er, der Kayser, selbst mit aller seiner Macht sie daran nicht würde hindern können. In der That hatten auch die protestierenden Fürsten und Stände diese Erklärung schon seit dem Anfange der Unruhen gethan. Insonderheit nahm sich das Pfälzische Haus, durch des Grafen von Egmond Enthauptung wider Spanien äusserst erbittert, der bedrängten Niederlande mit dem größten Eifer an. Dieser unglükliche Graf hatte Sabinen von Bayern zur Gemahlin, welche durch seinen Tod, als eine verwittibte Mutter von eilf Kindern, in die tiefste Trauer versezt wurde. Sie war eine Tochter Johann, und eine Schwester Friedrich, der Pfälzischen Prinzen von Simmern und Spanheim. Der leztere gelangte nach dem Aussterben des ältern Stammes zur Kurwürde; folglich war der damals regierende Kurfürst von der Pfalz, Friedrich III. ihr Bruder. Als ein eifriger Bekenner und Beschüzer der Calvinischen Lehre wurde er also durch das doppelte Interesse seiner Religion und seiner Familie getrieben. Er suchte alle seine Verwandte und Blutsfreunde in diesen Streit zu ziehen. Der Graf von Horn hatte nicht weniger ansehnliche Verwandtschaften in Deutschland. Denn seine Gemahlin Walpurgis, Erbgräfin von Nieuwenaart, Moeurs und Saewerden, war mit den vornehmsten Häusern des deutschen Reiches befreundet. Diese Familienumstände gereichten dem Prinzen von Oranien zu großem Vortheile. Er fand in der Ausführung seiner Entwürfe mehr Unterstüzung, als er kaum hoffen durfte. Jedoch in die Geschichte seiner kriegerschen Unternehmungen, die um

1568. seines Todes mit Gewißheit sagen läßt. In die nähere Beleuchtung desselben lasse ich mich, da es den verschiedenen Meynungen noch bis auf den heutigen Tag an hinlänglichen Beweisen fehlet, hier nicht ein. Man hat sich seinetwegen mit schrecklichen Gerüchten getragen. Einige wollen ihn enthauptet, andere erdrosselt, wieder andere mit Gift hingerichtet wissen. Er soll in seiner Neigung für die Flamänder so weit gegangen seyn, daß er den Herzog von Alba, als derselbe kurz vor seiner Abreise nach den Niederlanden von ihm Abschied nahm, habe ermorden, dann entfliehen, und in Flandern sich an die Spitze der Mißvergnügten stellen wollen. Die Postpferde seyen zu dieser Absicht schon insgeheim bestellt gewesen, er aber über dem Vorhaben ertappt, und festgesezt worden. Allein von allen diesen Umständen läßt sich nichts zuverlässiges sagen.

Es war den 18. Jenner 1568. folglich sieben Monathe vor seinem Tode, als ihn sein Vater in eigener Person in Verhaft nahm. Von dem Staatsrathe begleitet kam dieser tief in der Nacht in seines Sohnes Schlafgemach, nahm ihm dem Degen, ehe er noch erwachte, unter dem Hauptküssen weg, bemächtigte sich seiner Briefschaften, hieß ihn aufstehen, verwies ihm seine Halsstarrigkeit, wodurch er seinen Vater, nach so vielen vergeblichen Versuchen seiner Gelindigkeit, zu solchen Maaßregeln nöthigte, und hieß ihn gefangen fortführen. Doch tröstete er ihn über den so fürchterlichen Anstalten mit der Versicherung, daß alles zu seinem Beßten geschähe.

So verschieden man indessen auch von dem Tode dieses Prinzen sprach, so geschah es doch immer zum Nachtheile des Vaters. Die gelindeste Sage ist: Der

Prinz

Prinz habe, in der Absicht sich auszuhungern, etli- 1568.
che Tage nichts gegessen; nach der übertriebenen Enthaltung den Magen plözlich so sehr überladen, und sich durch das gegenseitige Uebermaaß, nebst dem Eise, das er sich in alle seine Speisen und Getränke, sogar in sein Bett legen ließ, die rothe Ruhr zugezogen, woran er starb.

Die zweyte nicht weniger bedenkliche Begebenheit ist der Tod der Königin, welcher kurz auf den ersten folgte. Dies war Elisabeth von Valois, seine dritte Gemahlin, eine Tochter Heinrich II. Königes von Frankreich. Sie starb den 3. Weinmonath 1568. in den Wochen, wie man sagt. Sie war anfangs für den Sohn bestimmt; der Vater aber nahm sie nachher für sich. Aller Wahrscheinlichkeit nach hätte die gute Prinzessin ihre Rechnung bey ihrer ersten Bestimmung besser gefunden. Sie äusserte bey dem Tode des Prinzen so viel Wehmuth und Mitleiden, daß sie sich dadurch einem gefährlichen Argwohn aussezte. So geschwäzig das Gerücht bey dem Tode des Prinzen war, so viel und mancherley wußte es auch nun von dem zweyten Trauerfalle zu erzählen. Man sprach so laut und allgemein von Gift, den die Königin bekommen hätte, und bestimmte alle Umstände ihres Todes so genau, daß Carl IX. selbst, der diese Schwester zärtlich liebte, dem Gerüchte zu glauben schien. Die beschimpfende Erklärung, die er dieser Umstände wegen an Spanien begehrte, störte nicht wenig das gute Verständniß zwischen beyden Kronen.

Der Herzog von Alba ließ diesen königlichen Personen in den vornehmsten Städten der Niederlande

1568. prächtige Leichenbegängnisse halten. Allein zu der Absicht, dem Gerüchte den Mund zu stopfen, reichte der Pomp nicht hin. Der Prinz von Oranien und die übrigen Feinde des Spanischen Hofes ermangelten nicht, von der Meynung des Publikums bey jeder Gelegenheit einen guten Gebrauch zu machen.

Vierter Abschnitt.

Der Bürgerkrieg bricht an verschiedenen Orten zugleich aus.

Die Tyranney des Herzoges, die wir bisher be- 1568.
schrieben haben, die jämmerliche Verwüstung der Provinzen und die Verzweiflung der Einwohner waren die Vorboten des Bürgerkrieges, dessen Schaubühne wir in diesem Abschnitt eröfnen. Dieser so blutige, verderbliche und hartnäckige Krieg, dessen Ende keiner, weder von den Urhebern, noch überhaupt von den Augenzeugen seines Anfanges, erlebt hat, brach endlich im Frühlinge dieses Jahres mit aller Wuth aus. Der Prinz von Oranien unternahm ihn mit einer reiflich überlegten Entschlossenheit, deren er auch allein fähig war. Wir haben ihn, als einen Flüchtling nach Deutschland, eine Zeitlang verlassen, wo er bisher als ein müssiger, aber doch aufmerksamer Zuschauer aller dieser Auftritte den Plan seiner künftigen Unternehmungen bey guter Musse und mit aller Reife seiner Staatseinsichten entworfen hatte. Nun aber führen wir ihn als den Helden wieder auf, der künftighin die erste Rolle spielen und die Seele des Krieges seyn wird.

Die Unternehmung schien in Ansehung der Gefahr sehr verwegen zu seyn. Sie öfnete für die Zukunft die schrecklichsten Aussichten. Der glükliche Fortgang derselben, der sich erst spath durch zufällige und meistens unvermuthete Umstände entwikelte, lag in dem ersten Keime tief verborgen, und ließ aus dicken Finsterniſſen nicht die geringste Hofnung blicken. Freylich, wenn man den ersten Plan, wovon wir oben Erwähnung gethan haben, befolget hätte, dann wür-

1568. de man vielleicht den Herzog von Alba mit seinen Truppen von den Grenzen glüklich abgehalten, und die Provinzen in einen guten Vertheidigungsstand gesezt haben. Nun aber, da man den Feind einmal eingelassen, da er von dem Herzen des Staates Besiz genommen, und der Stärke desselben durch sein Morden, Verheeren und Ausrotten gleichsam die Spannadern abgeschnitten hatte, nun war es längst umsonst, an kriegersche Entwürfe zu gedenken.

Doch der Muth des Prinzen von Oranien war größer, als alle diese Schwierigkeiten. Er allein, so ohnmächtig, so von Hilfe entblößet, wagte es, die furchtbarste Monarchie Europens, wider welche sich die Nation nicht vertheidigen konnte, geradezu anzugreifen, und ihr gleichsam ins Angesicht Troz zu bieten. Die Gerechtigkeit seiner Sache war so einleuchtend, und das Ansehn seiner Person bey den protestantischen Fürsten Deutschlandes so groß, daß diese (nach dem Ausdruk eines gewissen Geschichtschreibers) ihren Rath, ihre Wünsche und Gelübde, ihre Truppen, und, was man kaum glauben wird, selbst ihre Schäze wetteifernd an ihn verschwendeten. Diese Hilfe, nebst der Unterstüzung, die er noch aus England und von den Hugenotten in Frankreich erhielt, sezte ihn bald in den Stand, mit überlegener Macht wider die Spanier ins Feld zu ziehen. Hiernächst hatte auch, wie schon erinnert worden, die Enthauptung der Grafen, indem sie verschiedene auswärtige Mächte wider die Spanische Regierung aufbrachte, in des Prinzen Unternehmung einen sehr günstigen Einfluß. Vornehmlich in Deutschland erklärten sich jezt viele für ihn, welche bisher noch unschlüssig geblieben waren.

Unter den Papieren, welche in der deutschen 1568.
Staatsschreiberey zu Brüssel aufbewahret werden, habe ich etliche Hefte gefunden, welche, nebst andern Geschäften, die auf dem damaligen Reichstage zu Speyer sind verhandelt worden, auch derjenigen gedenken, die sich auf die Niederländischen Unruhen beziehen.

Aus dieser Sammlung führe ich hier zween Briefe an. Der eine scheint an den Staats- oder Geheimschreiber zu seiner Belehrung geschrieben zu seyn. Er ist von Speyer 17. Brachmonath 1568. datiert. „Sie „können sich kaum vorstellen", heißt es unter andern darin „mit welchem Abscheu man hier von der Hinrichtung der Grafen von Egmond und Horn redet. Desto sicherer wird der Streich, den der Prinz „von Oranien faßt, treffen; denn diejenigen, welche vorher sein Unternehmen getadelt haben, lassen „ihm nun Gerechtigkeit widerfahren". Auch wird darin gemeldet: Daß der Prinz zu Straßburg gewesen, um daselbst und an den Grenzen Frankreichs geschikte Kriegsleuthe anzuwerben: Daß er seinen Rükweg über Heidelberg nach Dillenburg genommen; ferner, daß den 4. des folgenden Monathes vier Kurfürsten zu einer persönlichen Unterredung nach Oberwesel kommen werden; und endlich daß der Tod des Grafen von Egmond das ganze Pfälzische Haus in Harnisch gebracht habe.

Der andere Brief vom nämlichen Datum zeuget von dem Mißvergnügen der Fürsten und Stände des Reiches über eben diesen Punkt. Alle Umstände, heißt es, drohen den Spaniern mit einem gefährlichen Kriege. Zum Beschlusse wird noch berichtet, daß den ersten des folgenden Monaths ein ansehnliches Heer sich auf den Marsch begeben werden.

1568. Aus diesen Urkunden erkennet man, wie sehr sich die Parthey des Prinzen in Deutschland verstärkt hatte, und wie gegründet seine Hofnung gewesen, da er mehr Hilfe wirklich erhielt, als er sich anfangs versprach. Als ein geschikter Staatsmann legte er den guten Willen seiner Freunde gleichsam auf Wucher an. Die Vermehrung seiner Hilfstruppen blendete ihn nicht. Sie verstärkte seine Parthey, ohne seinen Plan zu ändern. Er verkannte zwar die großen Vortheile der anwachsenden Menge nicht, die ihn nicht nur in ein furchtbares Ansehn, sondern auch in den Stand sezte, seine Macht bequemer zu vertheilen. Allein er sah auch auf der schlimmen Seite alles vorher, was aus der großen Anzahl, im Fall ihm das Glük nicht besonders günstig wäre, entstehen müßte. Die meisten Flamänder, Flüchtlinge, die sich auf gut Glük unter seine Fahne begeben hatten, konnten ihm in diesem Falle bald zur Last werden. Die Deutschen und Franzosen, neugeworbene, in Eil zusammengeraffte Truppen, die ihm ihre Aermte nur auf kurze Zeit geliehen, meistens übelgezogene Leuthe, von denen er sich nur einen halben Gehorsam versprechen durfte, würden ihn einem beständigen Kampf mit seinem Interesse ausgesezt haben. Je länger der Krieg währete, desto sorgfältiger mußten diese Leuthe in guter Laune erhalten werden. Indessen waren sie nach Beute hungrig; und wie konnte er ihrer Raubgier in einem Lande, worin er als Retter erschien, den Zügel lassen? Was konnten ihn auch die herrlichsten Siege nüzen, wenn er die Frucht derselben, die allgemeine Sicherheit, dem Muthwillen der Siegenden Preiß gab?

Diesen Schwirrigkeiten, die er nach allen Umstän-

den und ihren Folgen reiflich erwog, vorzubeugen, war Geschwindigkeit und Ueberraschung nöthig. Er mußte seinen Unternehmungen einen schnellen Schwung geben; auf dieser oder jener Seite, es koste was es wolle, eindringen, und dann mitten im Lande die Sturmglocke läuten. 1568.

Seinem Plane gemäß, theilte er seine Armee in vier Haufen. Der erste, der in Geldern einfallen sollte, rükte auf der Seite von Lüttich heran. An der Spize desselben befand sich der Graf von Hoogstraaten, welcher, wie oben gemeldet worden, der Falle, worin sich Egmond und Horn locken liessen, so glüklich entkam. Er war Ritter des goldenen Vließes, und beynahe der einzige Herr vom ersten Range, der diesem ersten Feldzuge beywohnte. Auf der Gegenseite fiel das zweyte Corps, das aus Hugenotten bestuhnd unter der Anführung des Herrn von Cocqueville, in Artois ein.

Diese zwey Heere waren nicht beträchtlich. Auch thaten sie sich in dem ganzen Feldzuge nicht sonderlich hervor. Desto kürzer dürfen wir uns in Ansehung ihrer fassen. Mit wenig Worten können wir ihre ganze Geschichte auf einmal vollenden. Keines von beyden konnte sich auf seinem angewiesenen Posten erhalten. Alle ihre Unternehmungen liefen auf unerhebliche Scharmüzel hinaus, die weiter keine Folgen hatten, als daß am Ende des Feldzuges zu beyden Seiten alles in vorigem Stande blieb. Hiemit nehmen wir also auf immer von ihnen Abschied.

Das dritte Corps, welches zahlreicher war, und aus bessern Truppen bestuhnd, drang unter den Befehlen des Grafen Ludwig von Nassau, Bruders des Prinzen, in Friesland ein, und öfnete hier die

1568. Schauplatze wichtigerer Unternehmungen. Diese Provinz wurde von ihrem Statthalter, dem Grafen von Arenberg, vertheidigt. Der Herzog schikte ihm, unter Anführung des Gonsalvo von Bracamonte, Obersten des Regimentes von Sardinien, eine Verstärkung, welche nebst diesem Regimente noch aus einem Corps theils spanischer theils italiänischer Fußvölker, und einiger Reuterey bestuhnd. Der Graf von Arenberg eilte, dem Feind unter die Augen zu treten. Hiemit begnügten sich aber die Spanier nicht. Sie drangen mit Ungestümm auf ein Treffen; und da er zauderte, beschuldigten sie ihn, als einen Flamänder, eines Verständnisses mit dem Grafen von Nassau. Diese Vorwürfe waren ihm so unerträglich, daß er von Stund an auf den Feind losgieng, an der Spize der Aufrührer tapfer focht, und sich von allem Verdacht einer Untreue durch einen heldenmüthigen Tod reinigte, den er im ersten Angriffe zu suchen schien. Auf der andern Seite fiel auch der Graf Adolph von Nassau, Ludwigs und des Prinzen Bruder. Er und der Graf von Arenberg sollen in der Wuth der Schlacht persönlich auseinander gerathen, und in dem Zweykampf geblieben seyn. Dies Treffen fiel den 24. May 1568. zu Winschooten vor, nahe bey Heiligerlee, einer Abtey, die noch wirklich daselbst stehet.

Die ganze Provinz Friesland liegt tief, und ist voller Sümpfe und Moräste. Vergebens stellte der Graf von Arenberg den Spaniern die augenscheinliche Gefahr des Bodens vor. Sie beharrten hartnäckig auf ihrem Sinne, stampften durch die Pfüzen, wo der Feind im Hinterhalt auf sie lauerte, der Strafe ihrer Verwegenheit entgegen, und erlitten eine

völlige Niederlage. Canonen, Gepäcke, die Kriegs- 1568.
kasse mit einer großen Summe Geldes angefüllt, welches für den Sold dieser, und der Armee in Grö-ningen bestimmt war, alles wurde erbeutet. In diesem ersten Gefechte liessen schon die Friesländer durch ihre unbändige Wuth ihren Feind fühlen, was für ein Volk man in Harnisch gebracht hatte. Alle Spanier, ausser wenigen die entrannen, wurden niedergesäbelt, die Deutschen und Flamänder zu Gefangenen gemacht, und nachher ausgelöset, oder nach Hause geschikt.

Doch der Verlust des Heerführers überwog alles, was die Spanier bey der Niederlage einbüßten. Sein Name ist Johann von Ligne, Freyherr von Barbençon, und, durch seine Gemahlin, Graf von Arenberg. Er war Ritter des goldenen Vließes und Statthalter von Friesland. Die Chronik dieser Provinz meldet, daß er am Haupte verwundet vom Pferde gefallen, und dann von einem gemeinen Fußgänger mit vielen Stichen getödtet worden. Graf Adolph von Nassau, der jüngste der Brüder, wurde kurz darauf im Gedränge des Handgemenges niedergemacht. Beyder Leichname liegen in der Abtey Heiligerlee begraben.

Der Graf von Megen, welcher mit einem ansehnlichen Corps vor Gröningen lag, war schon auf dem Marsche, um zu Arenbergen zu stossen, als er die Nachricht seiner Niederlage erhielt. Mit besonderer Vorsicht und Hurtigkeit gelang es ihm, sich mit seinen Truppen in diese Stadt hineinzuwerfen, welche ihm gewiß ihre Thore würde verschlossen haben, wenn er sich nicht bey Zeiten derselben versichert hätte.

1568. Dieser erste Sieg, den die Parthey des Prinzen über die Spanier erhielt, machte in den sämtlichen Niederlanden ein großes Aufsehn. Der Herzog von Alba, welcher den Ruhm seiner Waffen durch einen so unrühmlichen Anfang äusserst beschimpft sah, konnte sich vor Unwillen kaum fassen. Einige wollen sogar behaupten, daß alle die blutigen Auftritte zu Brüssel lauter Wirkungen seines Zornes über den Verlust bey Winschoten gewesen. In der That erfolgten sie auch unmittelbar auf die Nachricht dieser Niederlage. Insonderheit war ihm der Tod des Gräfen von Arenberg, an dem er einen getreuen Vasallen des Königes, und einen Feldherrn verlor, auf den er sich verlassen konnte, ungemein empfindlich. Dabey machte ihm auch die bedenkliche Lage der Staatsumstände nicht wenig Kummer. Er sah wohl, daß die Friesländer, ein Volk, welches mehr als alle andern auf seine Freyheit eifersüchtig war, sich ohne Verzug für den Prinzen erklären — daß dieser, wenn es seinem Bruder gelänge, in Friesland festen Fuß zu fassen, sich eben so bald zu ihm schlagen, und daß diesemnach Friesland und vielleicht noch mehrere Provinzen sich von Spanien trennen würden, ehe er noch mit seiner Macht anrücken könnte, um ihre Vereinigung zu verhindern.

Nach diesen Betrachtungen hatte er also keine Zeit zu verlieren. Um die Armee des Grafen von Megen auf das schleunigste zu verstärken, ließ er die Truppen, die er aus Deutschland erwartete, ihren Marsch geradezu nach Gröningen nehmen, und begab sich, so bald er mit seinen Henkersgeschäften zu Brüssel fertig war, mit einer geringen Mannschaft, und der Besazung, die er unterwegs aus Oberyssel

nahm, in eigener Person dahin. Den Chiappino Vitelli schikte er mit einem Heere spanischer und deutscher Truppen voraus. Kaum war er zu Gröningen angelangt, als er den Grafen von Nassau, welcher nur drey Stunden von der Stadt lag, nöthigte aufzubrechen und sich zurükzuziehen. 1568.

Die Armee dieses Grafen wurde ungefehr auf 12—14000. Mann geschäzt. Der Herzog von Alba mogte ihrer wohl nicht mehr gehabt haben; nur mit dem Unterschiede, daß seine Truppen aus regulirten, in guter Zucht gehaltenen und wohlgeübten Soldaten bestuhnden; da hingegen des Grafen Heer ein roher Haufen von fremden und hergelaufenen Leuthen war, die er nicht im Zaum halten konnte. Ausserdem gebrach es ihm auch an Geld; und aus Mangel des Soldes entstuhnden je zuweilen Meutereyen. Der Soldat hielt sich durch Plünderungen und Gelderpressungen schadlos, verübte die gröbsten Ausschweifungen, und stuhnd immer in Bereitschaft, bey der geringsten Widerwärtigkeit die Fahne zu verlassen. In diesen Umständen war es eine höchst nöthige Sorgfalt, daß der Graf seine Truppen beysammen und von der Gelegenheit auszureissen abhielt. Anstatt mit dem Feind in ein Haupttreffen sich einzulassen, ließ er es bey kleinen Scharmüzeln bewenden, zog sich in guter Ordnung von einem Orte zum andern zurük, und hofte auf diese Art Zeit zu gewinnen, bis er sich einst, entweder durch irgend eine Diversion, oder mit Hilfe seines Bruders, durch einen entscheidenden Schritt, aus dem Gedränge herausziehen und in Friesland festen Fuß fassen könnte.

Der Prinz von Oranien war auch wirklich, seinen Bruder zu unterstüzen, mit einigen Truppen, die er

1568 bey der Hand hatte, im Anzuge. Allein der Herzog von Alba, der davon Nachricht bekam, und ohnehin die Absicht des Grafen leicht errathen konnte, gieng ihm desto hurtiger zu Leibe, und die Hilfe des Prinzen kam zu spähe.

Graf Ludwig hatte sich inzwischen an einem Orte, Namens Gemmingen, oder wie ihn die Friesländer nennen, Jemgum, verschanzet, dessen Lage, zwischen dem Meerbusen, der unter dem Nahmen Dollart bekannt ist, der Ems, und der Stadt Emden, auf dem Rüken, eine Art von Schlupfwinkel bildet. Die einzige Seite, die dem Feinde offen stuhnd, hatte er mit Batterien bedekt. Allein bey Annäherung der Spanier fiengen seine gedungenen Soldaten, die mit Ungestüm Geld foderten, und sich nun desto theurer machten je nöthiger man ihrer bedurfte, ihre Meutereyen wieder an. Es gelang zwar dem Grafen Just von Schauenburg, welcher sich mit seinem Corps zu Ludwigen geschlagen hatte, die Aufrührer zu besänftigen. Jedoch im Augenblicke des Angriffes liefen viele Compagnien, die man im Oldenburgischen geworben hatte, zum Feind über, der ihnen ihren verdienten Lohn richtiger zahlte, als sie unter der Fahne, die sie verlassen hatten, erwarten durften. Die Spanier säbelten sie sämtlich nieder. Indessen wurde das Gefecht, insonderheit an der Front, allgemein. Dies war aber eine Maske, worunter die Spanier ihren wahren Angriff auf der Seite der Batterien, die sie von Mannschaft fast ganz entblößt fanden, verdekten. Die Eroberung derselben war für sie entscheidend. Die Armee des Grafen wurde auf das Haupt geschlagen; das ganze Lager, nebst allem Geschüz und Gepäck

erbeutet, und der bey Winschoten erlittene Schimpf 1568.
vollkommen gerochen. Eine große Menge fiel durch das Schwerdt; eine noch größere ertrank in der Ems, wo der Schrecken die Flüchtlinge schaarweise hineinstürzte. Die Grafen von Nassau und Schauenburg flohen nach Embden, wohin sich auch etliche Tage darauf D. Galama, der die Friesländer anführte, mit seinem Ueberreste noch in ziemlich guter Ordnung, weil er die Gegend besser kannte, zurükzog.

Dieser Sieg, welcher in Friesland alles wieder auf den alten Fuß sezte, wurde den 21. Heumonath 1568. erfochten. Die Spanier opferten nun noch im Triumph einige Dörfer den Flammen auf, und führten etliche tausend Stücke Hornvieh mit sich fort. Der Marsch gieng wieder nach Gröningen, wo sich der Herzog von Alba, in der Absicht, eine Citadelle, nach dem Plane der Antwerpischen, daselbst anzulegen, einige Tage verweilte. Er ließ zwar den Plaz daselbst ausstechen; allein das Werk kam nicht zu Stande.

Nachdem er alles nöthige angeordnet, um sich den Besiz dieser Provinz zu versichern, zog er noch zeitig genug dem Prinzen von Oranien entgegen. Dieser hielt sich damals in den Gegenden von Aachen und Lüttich auf, wo er noch immer beschäftiget war, das vierte Corps, seine Hauptarmee, zusammenzubringen. Denn da die Versammlung so vieler fremden Truppen nicht sowohl von seinen Befehlen, als vielmehr von dem guten Willen der Hilfsvölker selbst abhieng, so kostete es ihn ungemein viel Zeit und Mühe, seine Armee vollständig zu machen. Desto mehr eilte er, als sie nun beysammen war, auf Brabant los, bemächtigte sich der Städte Tom-

1568. gern und St. Truyen, gieng dem Herzoge zu Leibe, und foderte ihn Schritt vor Schritt zur Schlacht auf. Dieser aber bediente sich aller nur ersinnlichen Kriegslist, ihm auszuweichen. Bey der Hauptmusterung fand der Prinz seine Truppen 28000. Mann stark; eine Anzahl, die damals, da die Armeen so ansehnlich, wie heut zu Tage, noch nicht waren, ein furchtbares Heer ausmachte. Die Spanische Armee mogte hingegen kaum halb so groß gewesen seyn. Diese Ueberlegenheit wollte sich der Prinz zu Nuze machen. Er that alle möglichen Versuche, seinen Feind in das Schlachtfeld zu locken, oder ihm irgend eine Festung, oder sonst einen Strich Landes abzujagen, den er zum Unterhalte seiner Truppen so nöthig hatte.

Allein der Herzog, welcher den Plan des Prinzen vollkommen kannte, versäumte keine Mittel, denselben zu vereiteln. Allen seinen Unternehmungen verrükte er das Ziel, und hofte durch Weichen und Zaudern desto gewisser zu siegen, je deutlicher er vorhersah, daß es dem Prinzen in die Länge sehr schwer, ja unmöglich fallen würde, eine so furchtbare Macht von einer Jahrszeit zur andern auf den Beinen zu erhalten, und daß am Ende des Feldzuges alle diese Menge, wie Schnee, schmelzen und von selbst verschwinden würde.

Noch einen besondern Grund zu dieser Behutsamkeit fand er in der Betrachtung des Landes, das er vertheidigte. Von Einwohnern umgeben, die ihn auf den Tod haßten und den siegenden Feind mit Sehnsucht erwarteten, sah er wohl, daß die geringste Wunde tödtlich seyn, und der Verlust eines einzigen Treffens sein völliges Verderben nach sich ziehen würde. Diese Betrachtungen bewogen ihn zu dem so harts

näckigen Entschlusse, so sehr in den Schranken der Vertheidigung zu bleiben, daß er nicht einmal eine einzige Brigade der Gefahr des Angriffes aussezen wollte. 1568.

Indessen lag ihm der Prinz immer auf dem Nacken. Neun und zwanzig Male veränderte er sein Lager, um ihn zu umringen, einzuschliessen, abzuschneiden, oder sonst zum Schlagen zu nöthigen. Doch alles war vergeblich. Der Herzog zog sich zurük, wich auf die Seite aus, verschanzte sich, und vermied durch die Vortheile, die er von Flüssen, Gegenden und andern Umständen zu ziehen wußte, alle Schlingen, die ihm gelegt wurden. Die Schritte, wozu ihn dieser Plan nöthigte, waren oft sehr demüthigend für ihn. Die Truppen schämten sich der verborgenen Schlupfwinkeln, durch welche er sie oft, als Flüchtlinge, dem auffodernden Feind entzog. Seine Feldherren, sogar seine Söhne, schlugen ihm manche schöne Gelegenheit vor. Allein er gab ihnen so wenig Gehör, daß er vielmehr in Hize gerieth, und mit einer fürchterlichen Mine denjenigen den Tod drohte, die ihm noch ein Wort vom Angreifen reden würden.

Endlich sezte der Prinz mit seiner ganzen Armee, vor den Augen des Feindes, über die Maas. Um den Strom zu hemmen, stellte er seine Reuterey oben in den Fluß, unter deren Bedeckung auch die Infanterie glüklich hindurch kam. Dies geschah im Anfange des Weinmonathes. Dem Herzog von Alba kam dies Unternehmen so sonderbar und verwegen vor, daß Barlaimont, der ihm die Nachricht brachte, keinen Glauben bey ihm fand. Bey diesem Uebergange fielen einige Scharmüzel vor. Man hat

1568. auch den Herzog nochmals inständig, sich des Vortheils über Soldaten, die bis an die Schultern im Wasser gegangen, und von Nässe noch trieften, zu bedienen. Allein umsonst! Er blieb bey seinen Entschlusse. Wider seinen Willen kam es zwischen beyden Armeen, die einander so nahe zur Seite waren, noch zu verschiedenen kleinen Gefechten, die aber von keinen weitern Folgen waren, als daß in einem der lezten der Graf von Hoogstrate, dessen wir schon mehrmals Erwähnung gethan haben, eine tödtliche Wunde empfieng, woran er auch bald darauf starb.

Dieser Feldzug endigte sich sehr spät; und nach so vielen Märschen und Contramärschen konnte sich keine von beyden Armeen eines entscheidenden Vortheils über die andere rühmen. Zwar, im Ganzen betrachtet, war es Vortheil genug für den Herzog von Alba, dem Feinde von allen Seiten her wis derstanden zu haben. Geldern und Artois hatte er gerettet. In Friesland hatte er den Verlust der ersten Schlacht durch den Sieg der zweyten reichlich ersezt, und alles wieder in den vorigen Stand gestellt. Welch einen reichen Stoff fand also seine Prahlerey in der jezigen Lage, da er durch seine kluge Anführung auch Brabant vor den Angriffen des Prinzen in völlige Sicherheit gesezt; insonderheit, da die Folgen, die er sich von seinen Maaßregeln versprochen hatte, an der überlegenen Macht des Feindes am Ende richtig eintrafen! Der Prinz von Oranien sah sich genöthigt, seine zahlreiche Armee abzudanken. Auch er hatte diese Nothwendigkeit vorhergesehen, und indessen von seinen Truppen allen möglichen Vortheil gezogen. Die Zeit, die seine Unternehmungen

mungen begünstigen sollte, war noch nicht gekommen. 1568.
Er begnügte sich also damit, daß er seine Soldaten durch richtige Zahlung des Soldes, und durch Versprechungen zufrieden stellte, um sich einst mit besserem Erfolge ihrer wieder bedienen zu können. Die ersten mißlungenen Versuche änderten nichts in seinem Plane. Er verfolgte ihn standhaft, und versprach sich alles von der Zeit. Er wußte, daß in allen Provinzen der größte Theil für ihn gesinnet seyn, der Herzog von Alba hingegen durch den Mißbrauch seiner Siege sich immer mehr Haß zuziehen, immer mehr Feinde erwecken, und demnach seinem patriotischen Eifer den Weg bahnen würde, durch den Beystand der sämtlichen Einwohner früh oder spath im Lande festen Fuß zu fassen. Um inzwischen die Hize der Empörung in dem Innern des Landes nicht erkalten zu lassen, war es ihm jezt genug, der Nation gleichsam einen Wink gegeben zu haben, daß ihr Retter vor der Thüre sey. Er begab sich hierauf nach Frankreich, woraus wir ihn in der Folge zur Vollführung neuer Projekte mit günstigerm Glücke wieder werden zurükkommen sehen.

Unterdessen gieng der Herzog von Alba auf der 1569.
Bahn seiner Grausamkeiten fort, und labte seine Rachgier und Habsucht noch an einer Menge Personen von verschiedenem Stand und Geschlechte, die er der ersten Unruhen wegen martern und hinrichten ließ. Allein der Stoff zu Blutgerüsten, und, was ihm am meisten am Herzen lag, die Quellen der Einziehungsgüter wurden endlich doch erschöpft.

Diesen Mangel zu ersezen, that er im März 1569. eine Foderung an die Staaten, welche eben so ausschweifend als sonderbar und unerhört war. Sie be-

1569. traf die Einführung einer Auflage: Jeder Einwohner ohne Ausnahme sollte anfangs überhaupt von allen seinen sowohl beweglichen als unbeweglichen Gütern den hundertsten Pfenning auf einmal, und dann bey jeder Veräusserung wiederum vom Beweglichen den zehnten, vom Unbeweglichen den zwanzigsten zahlen.

Diese so beschwerliche Steuer fand bey dem Rathe, dem Ministerium und den Staaten einen allgemeinen Widerspruch. Ihre einmüthige Vorstellung, wie unerträglich eine solche Auflage, ja wie unmöglich die Einführung derselben in einem Staate wäre, der vornehmlich von der Handlung lebte, hätte jeden andern bewogen, davon abzustehen: Allein der Herzog von Alba war der Mann nicht, der sich durch landesväterliche Bewegungsgründe von verderblichen Anschlägen abwendig machen ließ: Er bestuhnd so hartnäckig auf seiner Foderung, daß der Streit, welcher zu beyden Seiten mit gleichem Eifer geführt wurde, bis in die Zeit seines Abschiedes fortdauerte. Er ließ, um die Gelder einzutreiben, Placaten über Placaten ausgehen. Man schlug ihm andere Mittel vor. Die Staaten, um ihn, so gut sie immer konnten, zu befriedigen, schossen ihm sogar eine Summe, die dem Belaufe der Auflage, nach seiner eigenen Berechnung, gleich kam. Einige kauften sich mit einer gewissen Summe los. Allein der Herzog spottete der Einfalt dieser Leuthe, die sich auf Treue und Glauben so bereitwillig finden ließen. In seinen neuen Placaten wurden sie, so gut als jeder andere, der noch nichts bezahlt hatte, mit begriffen. Er ernannte Commissaren in den Städten und auf dem Lande, welche das Vermögen eines jeden Einwohners schä-

gen und aufzeichnen mußten. Durch diesen Schritt 1569.
erregte er einen schrecklichen Aufstand in allen Provinzen, welcher bis in das J. 1573. fortdauerte.

Zum Beweise seiner unersättlichen Habsucht führet man noch seine Pralerey an, womit er sich in seinen Briefen nach Spanien rühmte, in den Niederlanden eine ergiebigere Quelle eröfnet zu haben, als man selbst in Peru nicht finden würde. Er hat sich aber auch, wie man noch hinzu sezt, durch diese Großsprecherey in ganz Spanien lächerlich gemacht. Unterdessen zog er durch dies Mittel aus der Staats- und Bürgerkasse, was er nach den Umständen ziehen konnte. Bald ließ er seinen Plan ruhen, oder machte unter dem Namen einer Milderung oder Vergünstigung Ausnahmen und Zusäze; bald aber, wenn sich die Gelegenheit günstiger zeigte, dehnte er seine Foderungen wieder nach ihrem völligen Umfange aus, und nahm mit beyden Händen wieder zurük, was er mit der einen gegeben hatte.

In dem ersten Theile der Analecta Belgica des Hoynk von Papendrecht befindet sich an dem Ende des ersten Abschnitts eine Abhandlung unter dem Titel: Commentarius super nova impositione seu vectigali decimi denarii rerum venditarum. In dieser Schrift, die, wie uns der Sammler versichert, den Oberpräsident Viglius zum Verfasser hat, wird erzählt, daß den 25. Herbstm. bey der Versammlung des Staatsrathes zwischen dem Herzoge von Alba und den meisten Räthen, vornehmlich dem Grafen von Barlaimont und dem Viglius selbst, dieser Auflage wegen ein hiziger Wortwechsel entstanden sey. Der Herzog sagte öffentlich, diese Herren hätten ihm berichtet, daß die Auflage von den Provinzen bewil-

1569. lint und angenommen worden. Dies läugneten sie ihm aber ins Angesicht. Der Herzog entbrannte, und brach, vornehmlich wider den Viglius, in Drohungen aus. Viglius bestuhnd unerschrocken auf seiner Behauptung. Dieser Auftritt, welcher bald kund wurde, söhnte das Publikum mit dem Minister vollkommen wieder aus; und das Aufsehn, das diese Händel nicht nur in den Niederlanden, sondern auch in den benachbarten Staaten machten, war der Ehre des Königes sehr nachtheilig.

Man verwunderte sich, wie dieser Monarch sich entschliessen könnte, den Eigensinn eines Mannes zu unterstützen, welcher, nachdem er alle Arten von Unmenschlichkeit an diesen schönen Provinzen ausgeübt hatte, nun noch dieselben, bis auf den lezten Pfenning, aussaugen wollte. Man konnte nicht begreifen, wie der König, um den Geiz einer einzigen Privatperson zu sättigen, Unmöglichkeiten unternehmen mochte, zu einer Zeit, da die Monarchie, auf dem Gipfel ihrer Macht und in dem einzigen Kriege begriffen, wegen des nöthigen Aufwandes so wenig verlegen seyn durfte. Hiernächst erwog man noch die Schäze der neuen Welt, die unermeßlichen Summen die man daraus zog, und welche mehr als zureichend waren, die Unruhen dieser Provinzen zu dämpfen. In der That war auch damals der Zufluß dieser Reichthümer am stärksten. Denn Carl V. hatte nur die Erstlinge davon genossen.

Gegen diese Urtheile der benachbarten Höfe, welche der Ehre Spaniens so nahe traten, war der König und das Ministerium desto weniger unempfindlich, da man ohnehin schon der beständigen Klagen und Vorstellungen längst müde war. Der König hatte

gleich anfangs wenig Belieben an diesem Plane be- 1569.
zeiget, als man ihm aus dem gegenwärtigen Zustande der Staaten augenscheinlich bewies, daß der kleine Rest der Handlung, der sich in dem Lande noch erhalten hatte, durch dies Mittel in wenig Jahren zernichtet, und diese schönen Provinzen ohne Rettung würden zu Grunde gerichtet werden. Alle diese Bedenklichkeiten hatte auch der König selbst dem Herzoge zugeschrieben; nichtsdestoweniger aber beharrte dieser auf seinem Sinne.

Ja er trieb seine Halsstarrigkeit noch weiter. Die Staaten hatten in diesen Angelegenheiten eine feyerliche Gesandtschaft nach Madrid abgeschikt. Man wandte sich an den Hopperus, welcher bey Philipp in großem Ansehn stuhnd, und damals bey dem hohen Rathe das Siegel führte. Dieser betrieb die Sache mit besonderm Eifer, und stellte den Gesandten den schriftlichen Bescheid des Königes zu, welcher sich zwar bloß auf eine einstweilige Einstellung des zehnten Pfenninges einschränkte. Allein Hopperus sagte ihnen auf besondern Befehl des Monarchen noch mündlich, daß sie sich an jenem Ausdrucke, den man, um der Majestät des Königes, und der Ehre des Generalstatthalters zu schonen, hätte wählen müssen, nicht stossen dürften. Die wahre Willensmeynung des Fürsten, die er ihnen hiemit auf dessen ausdrüklichen Befehl bekannt machte, wäre dessen ungeachtet immer: Daß der 100te, 20te und 10te Pfenning gänzlich abgeschaft, und künftighin, unter bereits verabredeten Bedingungen, keine Frage mehr davon seyn sollte.

Die Abgeordneten statteten bey ihrer Zurükkunft von allem getreuen Bericht ab. Allein der Herzog

1569. von Alba, wider deſſen Willen die Geſandtſchaft abgeſchikt worden, ſträubte ſich gegen dieſe Verordnung ſo lange, bis endlich der König ſich genöthiget ſah, ihm öffentlich zu widerſprechen, und ſeine wahre Meynung zu offenbaren. Hierauf brach der beleidigte Stolz des Herzoges in Troz und Rache aus. Er hielt den Truppen ihren Sold zurük, reizte ſie durch den äuſſerſten Mangel zu Ausſchweifungen und Meutereyen, ſtiftete lauter verworrene Händel, und ſeinem Nachfolger Verdruß und Mühe genug, ſich aus dem Gewirre wieder herauszuwikeln.

1570. Der König, welchen endlich ſo viele traurige Erfahrungen anders denken lehrten, war ſchon ſeit geraumer Zeit mit der übertriebenen Strenge des Herzoges unzufrieden. Er hatte Anlaß genug, ſich der Vorſtellungen des Prinzen von Eboli und ſo mancher andern Warnungen wieder zu erinnern. Die Richtigkeit der Beſorgniß: Es mögten ſich durch ſo gewaltſame Mittel die Niederlande wo nicht ganz, doch wenigſtens guten Theils von der Spaniſchen Botmäſſigkeit losreiſſen, lernte er aus den Folgen ſeines bisherigen Verfahrens immer deutlicher einſehen. Denn bereits war es mit dem Zuſtande dieſer Provinzen durch die Tyranney des Herzoges ſo weit gekommen, daß zu friedlichen Vermittelungen keine Hofnung mehr übrig zu ſeyn, und, da ſolchergeſtalt das Schikſal derſelben durch das Glük der Waffen entſchieden werden müßte, künftighin alles blos auf die lezte Entſcheidung anzukommen ſchien, wem dieſelben, gleichſam im Looſe, zufallen ſollten. Auch verhehlte der König dem Herzoge den Unwillen nicht, den dieſe Betrachtungen bey ihm erregten. Die Briefe, die er nun an ihn ſchrieb, waren ſeinen jezigen

Einsichten gemäß, und voll bitterer Verweise. Allein 1570.
dieser schrieb immer mit gleichem Troze zurük, fuhr mit seinen Gewaltthätigkeiten fort, nicht anders, als wenn er einen besondern Ruhm darinn suchte, den Haß, den er sich gleich im Anfange seiner Staatsverwaltung zugezogen, bis an das Ende derselben zu behaupten.

Dieser Zwiespalt, der gleichsam unter vier Augen vorfiel, blieb zwar dem Publikum größtentheils verborgen; doch wurden einige Umstände davon bald ruchtbar.

Der König, fest entschlossen, einen so gefährlichen Mann zurükzurufen, ernannte Don Juan de la Cerda, Herzog von Medina Celi, an seine Stelle; einen Herrn, von dem sich jedermann sowohl in Ansehung seiner hohen Geburth, als auch seiner persönlichen Eigenschaften, viel Gutes versprechen durfte. Dieser segelte mit einem ansehnlichen Gefolge und 1572.
großen Summen an geprägtem und ungeprägtem Geld aus Spanien ab, und landete den 11. May 1572. in dem Hafen vor Sluis in Flandern. Allein gleich bey seiner Ankunft wurde er von dem Zustande des Landes, das er betrat, durch eine traurige Erfahrung überzeuget.

Die Wassergeusen, welche auf eine so reiche Beute lauerten, griffen seine Flotte an, eroberten und plünderten einen guten Theil seiner reich beladenen Schiffe, und steften dieselben vor seinen Augen in Brand; wodurch er genöthiget ward, auf einer Schaluppe sich an Land sezen zu lassen. Von hier gab er sich gerade nach Brüssel, wies dem Herzoge von Alba, um von der Statthalterschaft Besiz zu nehmen, sein Beglaubigungsschreiben vor, und händigte

1572. ihm noch einen besondern Befehl des Königes ein. Dessen ungeachtet weigerte sich dieser durchaus, die Stelle ihm abzutreten, und sagte, er wäre noch nicht an dem Ziele seines Auftrages; er hätte noch vorher die in Holland und Seeland sich regenden Empörungen zu dämpfen, die auch wirklich, wie wir bald sehen werden, eben damals ausbrachen. Dabey begegnete er ihm sehr verächtlich, und ließ ihn an den Staatsgeschäften keinen Theil nehmen. Das Geld, welches der Herzog von Medina mitbrachte, gab sogar Anlaß zu einem Zwist, indem dieser dasselbe einzig und allein zur Bezahlung der Truppen, wozu es bestimmet war, angewandt wissen wollte.

Don Juan bezog zu Brüssel einen Pallast, und hielt sich daselbst, als ein gleichgültiger Zuschauer, einige Zeit auf. Hier sah er in der Nähe die schrekslichen Folgen der Tyranney des Herzogs; die verdrießlichsten Händel, worein er sich immer mehr verwikelte; die Empörungen so vieler Städte und Provinzen, welche nach der Reihe wider ihn auftraten, und den ganzen Jammer eines der grausamsten Bürgerkriege. Man kann sich den Eindruk leicht vorstellen, den diese Auftritte auf einen Zuschauer machten, der gekommen war, an das Staatsruder zu treten. Da er bey einem so entsezlichen Anblick die sämtlichen Niederlande für Spanien ohne Rettung verloren glaubte, konnte er sich nicht entschliessen, die Hand an einen unheilbaren Schaden zu legen. Er stattete also dem Könige von allem Bericht ab, schikte ihm seinen Auftrag zurük, und bat um Entlassung, die er auch erhielt. Hierauf blieb er noch eine Zeitlang im Lande, und lebte zu Brüssel als eine Privatperson. Doch kehrte er endlich mit seinem ganzen Gefolge nach Spanien zurück.

Um uns in der Folge so manche Wiederholungen zu ersparen, habe ich hier die Begebenheiten dreyer Jahre, von 1569—1572. nach ihrem Zusammenhang, ins Kurze gezogen. Ich glaubte mich desto leichter dazu entschliessen zu können, da die Waffen des Bürgerkrieges während dieser ganzen Zeit ruheten, jene Unruhen hingegen für Privatstreitigkeiten anzusehen sind, welche eine so ausführliche Abhandlung nicht verdienen. 1572.

Fünfter Abschnitt.

Zweyter Feldzug des Prinzen von Oranien. Die Wassergeusen überrumpeln die Stadt Briel. Allgemeiner Aufstand. Der Herzog von Alba kehrt nach Spanien zurük.

Von dem ersten Feldzuge des Prinzen von Oranien, dessen unglüklichen Ausgang wir in dem vorhergehnden Abschnitte gesehen haben, war der zweyte, der zur Freyheit der vereinigten Niederlande den Grund legte, sehr verschieden. Seit der Endigung des ersten hatte der Prinz, der sich bisher immer in Frankreich aufhielt, keine Zeit verloren, um Kräfte zu glüklichern Unternehmungen zu sammeln. Auch waren die Zeitumstände dieses Reiches seinen Absichten besonders günstig. Er hatte sich bey der Armee der Hugenotten sehen lassen. Der Friede, welcher kurz darauf mit ihnen geschlossen worden, gab ihm Gelegenheit, ein ansehnliches Corps dieser tapfern Truppen unter der Anführung eines der vornehmsten Offiziere des Prinzen von Conde, jenes berühmten Hangest von Genlis, in seine Dienste zu nehmen, der ihm schon i. J. 1568. gegen das

1572. Ende seiner ersten Unternehmung, wiewohl nur mit einer geringen Mannschaft, Hilfe geleistet hatte. Ausserdem hatte er auch seine Verträge mit den Reichsfürsten erneuert, sich einer ansehnlichen Verstärkung teutscher Truppen versichert, und sonst alle Verfügungen, die sein großer Plan erfoderte, bey guter Muße so wohl getroffen, daß er nur noch die schikliche Zeit erwartete, um den Feldzug zu öfnen.

In einer der öftern Unterredungen, die der Prinz mit dem Admiral Coligni hielt, machte ihn dieser, der die Lage fremder Länder so gut inne hatte, als seine vaterländische, auf einen Zustand aufmerksam, woran der Prinz bisher nicht gedacht hatte. Er zeigte ihm auf der Karte der Niederlande, wie gar nichts die Spanier zur See vermochten; wie leicht es wäre, sich irgend eines Hafens zu bemächtigen, der ihm zum Waffenplaz und zur Schuzwehr, und zugleich auch allen Mißvergnügten zur Zuflucht dienen könnte; so daß sich von hier aus nicht nur der Krieg bequem führen, sondern auch das Feuer der Empörung in den Provinzen umher kräftig anschüren und unterhalten ließ.

Dem Prinzen gefiel dies Projekt desto mehr, je weniger Schwierigkeiten er in der Ausführung fand. Er wußte, daß die Wassergeusen, seit ein oder zwey Jahren, als sich viele Edle und Kaufleuthe aus Antwerpen und Holland, mit allem, was sie retten konnten, zu ihnen geflüchtet, nicht mehr so zu verachten waren. Diese Vertriebenen hatten bey ihnen ihre Gelder auf Wucher gelegt. Auf Schiffen, die sie theils angekauft, theils bauen liessen, streiften sie von dem Ausflusse der Embs, längs den niederländischen und englischen Küsten hin, durch

den ganzen Canal bis nach la Rochelle, wo selbst 1572.
sowohl, als in den Häfen Englands sie Schuz fanden. In diesem weiten Bezirk warfen sie ihre Neze nach spanischer Beute aus, und thaten manchen wichtigen Fang.

Nach so günstigen Umständen war der Plan bald entworfen. Die Ausführung desselben trug der Prinz insgeheim Wilhelmen von der Mark, Grafen von Lumay, einem jener niederländischen Großen auf, welche sich von den übrigen durch einen unversöhnlichen Haß wider die Spanier unterschieden. Dieser hatte ein feyerliches Gelübd gethan, nicht eher weder seine Haare kämmen, noch seinen Bart scheeren zu lassen, bis er den Tod der Grafen von Egmond und Horn würde gerächet haben. Er war ein Kriegsmann von heftiger und tollkühner Gemüthsart, und also zu dergleichen Unternehmungen vor andern aufgelegt. Nur trieb er die Rache und das Wiedervergeltungsrecht zu weit; daher er auch der Hauer des Ardennerwaldes genannt wurde. Er zog beständig mit einer zwar kleinen, aber wohlausgerüsteten Flotte längs den Küsten, insonderheit bey jenen Inseln zwischen Holland und Seeland umher, welche durch das Meer von dem festen Land abgerissen zu seyn scheinen, und spürte, als ein privilegirter Freybeuter, alle Winkel aus.

Auf der vornehmsten dieser Inseln, welche Voorn insbesondere, so wie jener ganze Strich Landes, in dessen Bezirk sie sämtlich liegen, überhaupt das Land Voorn genennet wird, wagte den 1. April auf den Palmsonntag, ein Trupp dieser Wassergeusen, unter dem Schein eines erlittenen Schiffbruches, eine Landung, schlich sich gegen Abend in die Stadt

1572. Briel ein, bemächtigte sich derselben mit Hilfe der übrigen, die sich zur rechten Zeit dazu schlugen, und entwafnete die spanische Besazung. Dieser Plaz, welcher damals schlecht befestigt, und an sich so unerheblich war, als er es wirklich noch ist, wurde durch diese Begebenheit so berühmt, daß man in der Folge denselben für den Grundstein des niederländischen Freystaates ansehen konnte. In der That hat auch die Republik ihre erste Grundlage den Wassergeusen zu danken; denn diese Eroberung war von so wichtigen Folgen, daß sie den Staatsangelegenheiten überhaupt eine andere Anstalt gab. Durch die schleunige Hilfe der übrigen, die gleichsam im Hinterhalte lauerten, wurde sogleich auch das Städtchen Geervliet in Besiz genommen, und ganz Voorn nebst den angrenzenden Inseln unter die Botmässigkeit der Geusen gebracht.

Eine so wohlgelungene Unternehmung wekte den Muth der unterdrükten Nation, und sezte, gleich einem Lauffeuer, die ganze Nachbarschaft in Flammen. Am folgenden Ostertag ermahnte der Pfarrer zu Vlissingen seine Zuhörer von der Kanzel herab, das unerträgliche Joch des Herzogs von Alba bey einer so günstigen Gelegenheit abzuschütteln. Er predigte so nachdrüklich, daß die Bürger den Augenblick zu den Waffen griffen, und einem Corps spanischer Truppen, das eben in die Stadt ziehen wollte, die Thore verschlossen.

Diesem Beyspiele folgten gleich darauf Zirkzee, Terveer, mit einem Worte ganz Seeland; Middelburg allein ausgenommen, wo die spanische Besazung die Uebermacht hatte, und noch täglich durch die Flüchtlinge verstärkt wurde, die so glüklich wa-

ren, diese Freystätte zu erreichen; denn in der ganzen Provinz war kein Spanier mehr sicher. Man jagte sie aus den Städten, verfolgte sie auf den Straßen, und viele wurden noch auf der Flucht von den Bauern niedergemacht. 1572.

Im Maymonath sprach die Stadt Enkhuizen, durch eine feyerliche Gesandtschaft, den Grafen von Lumay wider die Tyranney des Herzoges von Alba um Schuz an. Ein gleiches thaten auch Alkmaar die Hauptstadt von Nordholland, Hoorn, Medenblik, Purmerend, überhaupt ganz Nordholland.

In Südholland gab Dortrecht, die Hauptstadt, das erste Beyspiel; welchem Harlem, Leyden, Delft, und die übrigen Städte fast zu gleicher Zeit folgten. Amsterdam allein blieb noch, aus der nämlichen Ursache, die Middelburg hatte, zurük.

Auf die erste Nachricht von der glüklichen Unternehmung des Grafen begab sich auch der Prinz von Oranien mit seinem dreyfachen Corps auf den Marsch. Das erste schikte er, unter der Anführung seines Bruders, des Grafen Ludwigs von Nassau, nach dem Wallonischen Brabant voraus, wo schon Genlis mit einem ansehnlichen Corps Hugenotten eingerükt war. Das zweyte, das der Graf von Berg anführte, fiel in Oberyssel ein, und bemächtigte sich der Städte Zutphen, Gorichem und anderer mehr. Er selbst aber nahm, an der Spize von 20000. Mann, seinen Marsch durch Geldern, wo er Roermonde überrumpelte, straks nach Brabant. Hier bekam er in kurzer Zeit Tongern, Sichem, St. Truyen, Tielemont und andere Plätze mehr in Besiz. Selbst Löwen, das er hernach zu seinem Aufenthalt wähl-

1572. te, wurde ihm unter gewissen Bedingungen übergeben. So geschah es, daß seit der ersten Unternehmung auf Briel, innerhalb drey Monathen, mehr als siebenzig Städte, nebst ihren Gebieten, für Spanien verloren giengen, und noch manche andere auf ein gleiches Schikſal mit Sehnsucht warteten.

Dem Herzog von Alba (um den Leitfaden unserer Geschichte wieder zur Hand zu nehmen) kam die erste Nachricht der Einnahme von Briel unglaublich vor. Er konnte nicht begreifen, wie ein so verächtliches Volk, als es die Wassergeusen in seinen Augen waren, Seeräuber, die sich kaum unterstehen dürften, in irgend einem Winkel der niederländischen Küsten eine Landung zu wagen, sich einer Stadt bemächtigen könnten, deren Eroberungen er kaum mächtigen Flotten zutraute.

Er war eben damals eifriger, als je zuvor, mit der Einführung des zehnten Pfennings beschäftiget. Die Hartnäckigkeit wurde zu beyden Seiten so weit getrieben, daß, nach einmüthigem Berichte der Geschichtschreiber, zu Brüssel, die Becker, die Fischhändler, die Mezger, die Bierbrauer, und dergleichen Leuthe mehr, die sich vom Verkauf der Lebensmittel nährten, etliche Tage ihre Laden verschlossen hielten, und lieber nichts verkaufen, als vom Verkauften den Zehnten bezahlen wollten. Der Herzog von Alba hingegen, voll Erbitterung über diesen Schimpf, den man ihm in seiner Residenz anthat, und entschlossen, den folgenden Tag sechzig von diesen Bürgern vor ihren Hausthüren aufknüpfen zu lassen, hatte schon alle Zurüstungen dazu gemacht, als den andern Morgen die unvermuthete Nachricht von dieser Eroberung einlief. Wider einen so heftigen

Zorn war ein so kräftiges Gegenmittel höchst nöthig. 1572.
Gleich einem niederschlagenden Pulver stillte diese Nachricht, woran er nicht mehr zweifeln durfte, plözlich seine drohende Wuth. Er widerrief seine mörderschen Befehle, und war nun ernstlich auf Gegenwehr bedacht.

Unter den Geschichtschreibern, deren ich, in Beziehung auf diesen Vorfall, Erwähnung gethan, verstehe ich indessen nur die einheimischen. Denn Guicciardini, Strada und andere auswärtige Scribenten, gedenken desselben mit keinem Worte. Strada hatte seine besondere Ursache dazu. Er zeigt uns an dem Herzog von Alba bloß die Seite, von welcher er Bewunderung verdient. Die sittlichen Eigenschaften kommen bey ihm in keine Betrachtung. Er schildert uns den Helden, und scheint diesem alles übrige zu gute zu halten.

Die bewährten Schriften der Zeitverwandten, welche zu Gent in Manuscripten verwahret liegen, erzählen hiebey noch folgenden Umstand: Die Fischhändler zu Gent hatten den Tag vorher etliche frische Salmen zum Verkaufe nach Brüssel geschikt. Da sich aber an dem so seltsamen Fasttag in ganz Brüssel niemand fand, der weder kaufen noch verkaufen wollte, so mußten die guten Fische den Weg, den sie hergekommen, wieder zurüknehmen.

Gewiß ist es, daß dieser Ueberfall der Genser den Herzog in große Verlegenheit stürzte. Er sah die wichtigen Folgen desselben vollkommen ein, und wurde täglich, durch aufeinander folgende Nachrichten vom Abfalle ganzer Provinzen, noch mehr davon überzeuget. Ohne einen Augenblik zu verlieren, griff er zu den Waffen, bot seine ganze Macht auf,

1572. und war bereits marschfertig, um die um sich greifenden Flammen, die alles zu verzehren drohten, in eigener Person zu löschen, als ein neuer Vorfall alle seine Projekte zerstörte.

Der Graf Ludwig von Nassau, welcher inzwischen schon tief in Hennegau eingedrungen und zu dem französischen Corps gestossen war, nahm den 25. May 1572. Bergen, die Hauptstadt dieser Provinz, mit List ein, und ließ sogleich an ihrer Befestigung arbeiten. Der Herzog, den diese Zeitung noch bestürzter machte als die erste, wußte nicht weiter, wo er zuerst wehren sollte. Er hatte Grund zu besorgen, Frankreich mögte mit unter der Decke spielen. Denn seit dem verdächtigen Tode der Königin Elisabeth, stuhnd dieser Hof mit Spanien nicht mehr in bestem Vernehmen; auch hatte derselbe erst neulich mit den Hugenotten Friede gemacht. Diese Umstände gaben der Vereinigung Genlis mit dem Grafen von Nassau das Ansehn eines verlarvten Bruches, und nöthigten den Herzog, der sich von dieser Furcht völlig einnehmen ließ, mit seiner ganzen Landmacht sich nach Hennegau zu wenden, und den Zug nach den nordischen Provinzen so lange noch auszusezen, bis er auf dieser Seite von aller Gefahr sich befreyet hätte. Doch ließ er zu Antwerpen und Berg op zoom an den Zurüstungen zur See fortarbeiten.

Dieser aus falschem Schrecken gefaßte Entschluß, hatte, des Glückes ungeachtet das seine Waffen in Hennegau begleitete, sehr unglükliche Folgen für ihn. Die Wiedereroberung der Stadt Bergen, und alle Vortheile, die er diesseits über den Feind erhielt, konnten, wie die Folge zeigen wird, den Verlust so

vies

vieler Städte und ganzer Provinzen nicht ersezen, welche dadurch Zeit gewannen, sich in bessern Vertheidigungsstand zu sezen, und das Band ihrer Vereinigung desto fester zu knüpfen. 1572.

Briel und die umliegende Gegend war unterdessen die Freystätte, wohin alle Vertriebenen, mit allem, was sie hatten und auftreiben konnten, Zuflucht nahmen. Hieher versammelten sich die auswärtigen Hilfstruppen, Mißvergnügten, Landstreicher, und alles Gesindel, das die Sicherheit vor der Strafe, oder die Begierde nach Beute, tanquam ad lucum opacum dahin zog. Es übersteiget beynahe unsern Glauben, wenn wir nun in den Tagebüchern jener Provinzen lesen, daß binnen weniger als vier Monathen in dem einzigen Hafen vor Vliß singen eine Flotte von 150. Kriegsschiffen vor Anker lag, welche mit Truppen, erfahrnen Seeleuthen und allem Kriegsvorrathe reichlich versehen, und im Stande war, nicht nur der feindlichen Seemacht Troz zu bieten, sondern selbst ihre Häfen anzugreifen.

Hier stoßen wir also auf den Zeitpunkt von welchem der Freystaat der vereinigten Niederlande die Jahre seines Ursprunges zählt. Durch Veranlassung so zufälliger Umstände wurde dieser Staatskörper mitten im Sturme der Empörung, gleich einer unreifen Frucht geboren; und von einem so geringen Anfange sollte er einst zu der verehrungswürdigen Größe heranwachsen, die alle Nationen bewundert haben.

Gegen das Ende des Maymonaths ließ der Prinz von Oranien zu Gent an verschiedenen Orten sein Manifest anschlagen, und eine Menge Exemplare überall ausstreuen. In dieser Schrift zog er, unter

1572. den ehrerbietigſten Ausdrüken gegen die Religion und den König, wider den Herzog von Alba mit der heftigſten Erbitterung los, nannte ihn einen Unmenſchen und Barbaren, und foderte jedermann zur Rache wider ihn auf. So empfindlich indeſſen den Herzog eine ſo öffentliche Beſchimpfung kränkte, ſo wenig ließ er ſich doch dadurch von ſeiner Unternehmung auf Bergen, das ſein Sohn Friedrich bereits umſchloſſen hielt, abhalten. Aus Furcht vor noch größern Uebeln, war ihm an dieſer Eroberung ſo viel gelegen, daß er jede andere Gefahr, die von jener Seite auf ihn zudrang, verachtete; und da er mit dieſer Belagerung bald fertig zu werden hoffte, ſo glaubte er die Dämpfung der Unruhen in Holland ohne Gefahr bis dahin aufſchieben zu können.

Allein der Graf Ludwig von Naſſau, welcher ſich mit einer ſtarken Beſazung in die Stadt geworfen und inzwiſchen Zeit gewonnen hatte, ſie beſſer zu befeſtigen, hielt die Belagerung drey völlige Monathe aus, und ergab ſich erſt den 19. Herbſtmonath, und zwar mit anſtändigen Bedingungen. Auch fehlte es an Widerſtande nicht, welcher die Belagerer auf mehr als eine Art beunruhigte.

Der Baron von Genlis ſtarb während der Belagerung, und hinterließ die Anführung ſeines Corps, das aus 7000. Mann, meiſtens Reuterey, beſtuhnd, ſeinem Bruder. Man war mit demſelben übereingekommen, daß er bis zu ſeiner Vereinigung mit dem Prinzen von Oranien, welcher zum Entſaze der Stadt Bergen mit einer anſehnlichen Armee anrükte, die feindlichen Bewegungen bloß beobachten ſollte. Allein, der neue Feldherr, welcher aus Ruhmbegierde die erſte Gelegenheit, der Stadt zu helfen,

für die günstigste hielt, griff mit französischer Unge- 1572.
dult die spanische Armee bey St. Guilain an, wur-
de geschlagen, verlor einen guten Theil seiner bes-
ten Truppen, und gerieth selbst dem Feind in die
Hände. Er ward in die Citadelle von Antwerpen
gebracht, und etliche Tage darauf in seinem Bette
todt gefunden. Man behauptete, die Spanier hät-
ten ihn erdrosseln lassen; und wie leicht war es, dies
zu glauben, da er unter den Galgen begraben wurde!

Auf der andern Seite machte auch der Prinz von Oranien, welcher, die Stadt zu retten, wirklich im Anmarsche war, dem Herzoge viel Unruhe. Die manchfaltigen Vorkehrungen, die der Prinz zur Sicherheit der in Freyheit gesezten Städte und Provinzen machen mußte, verzögerten zwar seine Ankunft, und zogen den Verlust der Stadt selbst nach sich. Allein eben diese Verzögerung war ein Sieg, der jenen Verlust reichlich ersezte. Denn unterdessen, daß sich der Herzog, mit allen Truppen, die er nur auftreiben konnte, über dieser Belagerung verweilte, verstärkte sich der Bund der abtrünnigen Staaten Tag vor Tag. Franeker, Sneek, Doccum in Friesland, viele Städte in Holland und in der umliegenden Gegend, überhaupt alles, was sich nicht durch eine überlegene Besazung unter dem spanischen Joche zu bleiben gezwungen sah, trat in diesen Bund über, und wie man sich bereits zur See dem Feinde furchtbar gemacht hatte, so richtete man nun alle Sorgen auf die Verstärkung der Landmacht.

Es geschah also nicht nur Bergen zu entsezen, sondern auch und vielmehr die Zurüstungen zu grössern Unternehmungen zu unterstüzen, daß der Prinz mit einer sehr zahlreichen und mit schwerem Geschüz

1572. wohlversehenen Armee in Hennegau einrükte. So dehnte er den Bezirk der jenseitigen Thätigkeit immer weiter aus, trieb die spanische Armee immer mehr in die Enge, schloß sie in ihre häufigen Verschanzungen ein, und erhielt sie durch seine Bewegungen und öftere Anfälle beständig in Athem. Endlich stuhnd man täglich in Erwartung eines entscheidenden Treffens. Allein ich zweifle sehr, ob dies je des Prinzen Absicht gewesen. Denn da jedermann bloß auf die gemeinschaftliche Sicherheit bedacht war, und der Prinz den sich bildenden Freystaat, wozu man erst die Anstalten machte, nur beschüzen wollte, so war es ihm allein um die Behauptung seines Postens zu thun; und dieser war zu gut, als daß er sich der Gefahr einer Schlacht hätte aussezen sollen. Indessen spielte ein gewisser Arnulf van den Dorpe, ein Niederländer, und ein tapferer Kriegsmann, unter der Bedeckung des Prinzen die Rolle eines Parteygängers, und erhielt über den Feind hin und wieder ansehnliche Vortheile. Mecheln hatte sich schon an den Prinzen ergeben. Van den Dorpe fiel in Flandern ein, und überrumpelte Dendermonde. Die Geusen nahmen Oudenarde ein. Alle diese Eroberungen geschahen in kurzer Zeit ohne Schwerdtstreich, theils durch geheime Verständnisse, theils durch List. Allein desto kürzer war auch die Dauer ihres Glückes. Diese Pläze waren von dem Mittelpunkt ihrer Macht zu weit entfernt, als daß sie dieselben lange hätten behaupten können. Sie verliessen sie deswegen beynahe eben so bald wieder, als sie sich derselben bemeistert hatten; und nach Wiedereroberung der Stadt Bergen, kostete es die Spanier eben so wenig Mühe, einige derselben wie-

der in Besiz zu nehmen. Diese aber bessesten hier 1572.
und in den meisten Städten, welche das Unglück hatten, wieder unter ihr Joch zu fallen, ihre Lorheeren mit immer gröſſern Grausamkeiten. Bergen war vielleicht die einzige Stadt, wo der Krieg regelmässig geführet, und der Vertrag bey der Uebergabe redlich gehalten wurde. Mecheln und Zutphen wurden geplündert und verheeret. Zu Dendermonde und Oudenarde übergab man die Rebellen den peinlichen Richtern, ob sich gleich diese Städte von aller Strafe theuer genug losgekaufet hatten. Aber auch auf der andern Seite ist nicht zu läugnen, daß die gedungene Miliz des Prinzen, welche meistens aus vertriebenen Ketzern, aus rach- und raubgierigen Leuthen bestuhnd, deren unbändige Wuth er nicht im Zaum halten konnte, entsezliche Verwüstungen anrichteten, und die Religion sowohl, als ihre Diener, die Priester und Mönchen, mit einer teuflischen Raserey mißhandelten. Traurige Beyspiele hievon können uns Horkum, Oudenarde, und andere Städte mehr aufweisen. Diesen Unmenschlichkeiten, welche zu beyden Seiten begangen wurden, folgten wechselseitige Repressalien, welche der Wuth dieses mörderschen Krieges immer neue Nahrung gaben, und die Niederlande mit Blut und Leichen anfüllten.

Nach der Uebergabe der Stadt Bergen schikte der Herzog seinen Sohn Friedrich mit der Hauptarmee nach Holland. Er schmeichelte sich immer noch mit der Hofnung, diese Provinz eben so geschwind wieder zu erobern, als er sie verloren hatte. Allein diesmal betrog er sich sehr. Friedrich fand überall den hartnäckigsten Widerstand. Zutphen und Naarden

1572. allein öfneten ihm noch gutwillig die Thore. Allein die wilde Rache, die er an diesen unglüklichen Städten ausübte, und die viehische Wuth seiner Soldaten, der er die Einwohner ohne Unterschied des Alters und Geschlechtes Preis gab, schrekten die andern von einer so geschwinden Unterwerfung ab. Harlem, welches er im Christmonathe belagerte, ergab sich erst den 13. Jul. des folgenden Jahres. Weiber und Kinder unterstüzten die Tapferkeit der Männer, und theilten mit ihnen den Ruhm einer so heldenmüthigen Vertheidigung. Indessen war alle Mühe, die man auch von außen anwandte, die Stadt zu retten, vergeblich. Nachdem der Hunger eine grosse Anzahl Einwohner aufgerieben, und der äusserste Mangel an allen Nothwendigkeiten keinen Schein von Hofnung mehr übrig gelassen hatte, ergab sich endlich die Stadt, nach einer Gegenwehr, die nur die Verzweiflung eingeben konnte, auf Gnade und Un-
1573. gnade. Die Spanier schlugen dem Befehlshaber und andern angesehenen Bürgern die Köpfe ab, und übten auch hier Grausamkeiten aus, welche ihnen aber die Geusen nicht lange schuldig blieben. Die Belagerung Middelburgs gab ihnen Gelegenheit zur strengsten Wiedervergeltung. Alle Schiffe, welche die Stadt zu entsezen kamen, wurden sowohl einzeln als in ganzen Flotten zurükgeschlagen, und, des ungeheuern Aufwandes ungeachtet, den sich die Spanier, diesen wichtigen Plaz zu retten, nicht dauern liessen, mußte er sich dennoch im Hornung 1574. nach einer zweyjährigen Belagerung, zween Monathe nach der Abreise des Herzogs von Alba ergeben. Doch hievon soll an seinem Orte Meldung geschehen. Unterdessen landeten die Wassergeusen

fast täglich auf den flamändischen Küsten, drangen 1573.
öft bis vor die Thore der Stadt Gent, plünderten die Städte und Dörfer, und richteten in der ganzen Gegend eine jämmerliche Verwüstung an. Einst erbeuteten sie auch auf der Straße drey und zwanzig metallene Canonen, die erst neulich zu Mecheln gegossen worden, und von Gent nach Brügge geführt werden sollten. Die spanische Armee hingegen schmolz in so manchen Gefechten, Belagerungen und Scharmützeln zusehends zusammen. Die Belagerung Harlems allein, womit die Spanier einen völligen Winter hinbrachten, kostete den Herzog ein ganzes Heer, welches theils der verzweifelte Widerstand der Belagerten, theils Hunger, Kälte und Krankheiten aufgerieben, die der sumpfigte Boden zeugte. Die übrigen verloren über dem Mangel an Lebensmitteln und andern Ungemächlichkeiten den Muth, und erregten ihres rükständigen Soldes wegen öffentliche Empörungen. Die fremden Truppen hatten in diesem Punkte mit den Spaniern ein gleiches Schikſal. Man konnte nicht begreifen, warum der Herzog seine Soldaten, die ihm doch so unentbehrliche Dienste thaten, mit der feindlichen Armee verglichen bey weitem so zahlreich nicht waren, und noch größtentheils auf Kosten des Landes unterhalten wurden, nicht bezahlte; er, der doch immer noch ansehnliche Baarschaften aus Spanien erhielt; der von Geldbussen, Güterreinziehungen, und so mancherley Erpressungen, womit er die Niederländer auf eine mehr als barbarische Art ausbeutelte, unermeßliche Summen sammelte. In Spanien hörte man laute Klagen darüber; und wie heftig der Unwillen in den Niederlanden war, läßt sich aus den Wirkungen erkennen.

1573. Man ſchrieb von hieraus: Der Prinz von Oranien habe zwar die Freyheit der Niederlande theuer genug gekauft; er bezahle ſie aber nach ſeiner Bequemlichkeit mit dem zwanzigſten und zehnten Pfenning des Herzogs von Alba. In der That hatte es mit dieſer Auflage eben die Bewandtniß, wie mit der Inquiſition. So wie dieſe im Anfange der Unruhen nach ſo manchen andern Streitigkeiten die Haupttriebfeder der Empörung und die Quelle alles Unglüks geworden, ſo verurſachte auch der zehnte Pfenning, mehr als alle vorigen Räubereyen und Grauſamkeiten, den Abfall aller dieſer Städte und Provinzen, die ſich ſonſt von der ſpaniſchen Herrſchaft ſo bald nicht würden losgeriſſen haben.

Durch die übertriebene Strenge des Herzogs wurde die Sache des Königes in den Niederlanden im Grunde verdorben; und dieſer, den man vor dieſen Folgen noch zur rechten Zeit nachdrüklich, aber auch vergeblich genug gewarnet hatte, erſchöpfte ſich nun umſonſt, um ein unheilbar gewordenes Uebel mit Feuer und Schwerdt aus zu rotten, und einen ewigen Krieg fortzuführen, woran endlich alle Mächte Europens aus bloßer Eiferſucht über Spaniens furchtbare Größe Theil nahmen. Auſſerdem ärgerte ſich auch jedermann an dem närriſchen und unverſchämten Stolze dieſes Statthalters; vornämlich an jener Bildſäule, die er i. J. 1569. nach der Schlacht vor Gemmingen aus etlichen erbeuteten Canonen gieſſen, und in die Citadelle vor Antwerpen zum Denkmale ſeiner Siege errichten ließ. Dieſe Gruppe, welche ſeine eigene Perſon, in der Stellung eines triumphirenden Helden, und unter ſeinen Füßen die Kezerey und Empörung vorſtellte, ruhete auf einem Fußgeſtelle, worau

eine prahlerische Aufschrift, und oben, unter des Hel- 1573.
den Füßen, die Worte zu lesen waren: Ex ære captivo, aus erbeutetem Erze. Eine possierliche Anspielung auf die kleinen Feldstücke, welche der Feind zurückließ! Des Königes ward in dieser ganzen Aufschrift nur aus Gelegenheit des Titels gedacht. Die majestätische Mine eines Triumphirenden, die er sich in dieser Figur geben ließ, setzte ihn überall zum Gelächter aus, und erregte am spanischen Hof einen allgemeinen Unwillen. Auch hatte er noch im Umgange die anstössige Gewohnheit, alle seine einsylbigen Antworten mit dem Ton eines gebieterischen Ernstes und einer Verachtung zu begleiten, die ihm sehr übel ließ. Er brachte es hierin durch lange Uebung zu einer solchen Fertigkeit, daß er auch, wenn man ihm die schlimmste Botschaft brachte, aus bloßer Gewohnheit antwortete: *No es nada*, es ist nichts. Dieser Wahlspruch, den er nach Eroberung der Stadt Briel, bey so häufigen Nachrichten vom Abfalle der Städte, fast täglich im Munde führte, wurde endlich bey der Nation zum Sprichwort. Einige Geusen trugen sogar den zehnten Pfenning, nebst einer Brille (flamändisch Briel, ein Wortspiel des Namens der überrumpelten Festung!) mit der Unterschrift: *No es nada*, auf ihren Fahnen.

Nach so häufigen Beyspielen seiner Grausamkeiten, seines Stolzes, und Geizes, worüber sich schon ein so lautes Geschrey erhoben hatte, that die Zurükhaltung des Soldes eine so heftige Wirkung, daß sich die sämtlichen Truppen, sogar die Spanier nicht ausgenommen, mit Ungestümm auflehnten, und ihrem obersten Feldherrn allen schuldigen Gehorsam versagten. So geschah es, daß diese Statthalterschaft,

1573. innern Widerspruch. Gewiß aber ist es, daß er Großcomthur des Ordens von St. Johann zu Jerusalem, oder, welches einerley ist, von Maltha war. Dafür leistet mir Goussencourt, ein Pater der Coelestiner Gewähr, welcher uns in seiner Geschichte der Märtyrer dieses Ordens ausführliche Nachrichten von des Requesens Schikſalen liefert. Unter andern redet er von einem schrecklichen Glücke, das derselbe i. J. 1569. auf dem Meere gehabt habe, doch ohne sich weiter hierüber zu erklären. Ferner meldet er, daß dieser Bruder auch i. J. 1571. in der Schlacht von Lepanto Proben seiner Tapferkeit abgelegt habe.

Der Herzog von Alba, der sich nun mit allem Ernste zur Abreise rüstete, hatte unterdessen die nöthige Vorsicht gebraucht, seine Beute, so heimlich es sich nur immer thun ließ, voraus zu schicken. Der 18. Christmonath 1573. war endlich der erwünschte Tag, da er, um nach dem Sprachgebrauche der damaligen Zeiten zu reden, mit den Schäzen und Flüchen der ganzen Nation schwer beladen, von Brüssel abreisete. Der Greuel seiner Thaten drükte seinem Angedenken in diesen Landen ein Brandmal auf, welches zwey völlige Jahrhunderte so wenig auszulöschen vermochten, daß noch jezt der gemeine Mann ohne zu wissen, warum? blos aus altem Herkommen, den Namen des Herzogs von Alba nur mit Entsezen ausspricht.

Don Juan von Vargas, Albernot sein Secretar, und die übrigen Trabanten seiner Tyranney, folgten ihm in etlichen Tagen nach. Er begab sich nach Italien, und kehrte, nach einigem Aufenthalte daselbst, endlich wieder nach Spanien zurük. Hier

wurde er zwar von seinem Könige gnädig empfan- 1573.
gen; allein bald nachher nahm man von einer Ver-
mählung seines Sohnes, worinn der Hof, der ihm
eine andere Braut zugedacht hatte, nicht willigen
wollte, Anlaß, dem Urtheile des Publikums, das
ihn der Gnade des Königes längst unwürdig schätz-
te, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Er wurde
nach Uzeda verwiesen. Doch diese Ungnade dauerte
nicht sonderlich lange. Im J. 1580. da der König
seine Ansprüche auf Portugal durch das Recht sei-
ner Waffen geltend machen wollte, wachte in ihm
die alte Gunst für den Vertriebenen mit aller Stär-
ke wider auf. Vielleicht fand er auch zur Erreichung
seines Zweckes an dem fürchterlichen Ruhme eines
Herzogs von Alba das tüchtigste Werkzeug. Oder
geschah es etwa blos aus einer Neigung zum Son-
derbaren, die so oft auf das Seltsamste fällt? Kurz,
Philipp stellte ihn wieder an die Spize seiner Armee.

Aber auch der Stolz des Herzogs erwachte mit al-
ler seiner Dreistigkeit wieder, als man ihm den Auf-
trag des Königes überbrachte. „So muß denn end-
„lich der König", fragte er die Ueberbringer, „um
„Portugal zu erobern, seine Zuflucht zu einem ge-
„fesselten Feldherrn nehmen"? Nichtsdestoweniger
nahm er den Auftrag begierig an, und hatte die Ehre
ganz Portugal innerhalb 58. Tagen, gleichsam im
Spazierengehen zu erobern. Denn, da zur Besitz-
nehmung dieses Reiches, durch vorläufige Unterhand-
lungen schon alles gebahnt war, so durfte er mit sei-
ner Armee nur von einer Stadt zur andern fortmar-
schieren. So leicht indessen diese Eroberung war,
wobey seine ganze Armee keinen Schuß Pulver ver-
lor, so sehr blies sie doch seine ohnehin schwülstigen

1573. Einbildungen wieder auf. Sein Mund ertönte mehr als jemals von Großsprechereyen, und alle Anstalten, die er zum feyerlichen Einzug in die eroberten Städte machte, zeugten von seinem ausschweifenden Ehrgeiz. Alle diese Einzüge hatten die vollkommene Gestalt eines römischen Triumphes. So zog er selbst in Lissabon ein, wo der König ein unerkannter Augenzeuge seiner unverschämten Eitelkeit war. Ein Schauspiel, das der Eigenliebe seiner Majestät empfindlich wehe that! Hier fand auch bald darauf der Herzog seinen Tod. Strada sagt zwar, daß er sich in seiner Krankheit nach Tomar, zur Versammlung der Staaten von Portugal, tragen ließ. Andere Denkschriften aber, an deren Glaubwürdigkeit wir nicht zweifeln dürfen, versichern, daß er den 12. Jenner 1582. in dem Paco, welches der königliche Pallast zu Lissabon ist, im 74. Jahre seines Alters starb. Er hatte die D. Maria Henriquez de Guſmann zur Gemahlin. Seine Kinder führten die herzoglichen Titel von Alba, Huesca und Galistejo.

Viertes Buch.

Erſter Abſchnitt.

Statthalterſchaft des Comthuren von Requeſens.

Die Niederlande waren, wie wir eben geſehen ha- 1574.
ben, in den hejammernswürdigſten Umſtänden, als der Comthur das Ruder der Staaten in die Hand nahm. An gutem Willen fehlte es ihm nicht. Auch Kenntniſſe und Erfahrung hatte er genug. Er ſah die Mühe und den manchfaltigen Verdruß vorher, den er überhaupt in ſo verworrenen Regierungsgeſchäften finden würde. Allein, als er die Hand wirklich an das Ruder legte, dann erſt ſtieß er in den beſondern Theilen ſeiner Amtsverrichtung auf Schwierigkeiten, die auch die ſchlimmſten Vorſtellungen, die er ſich davon hatte machen können, weit übertrafen.

Zwar, als Nachfolger eines Mannes, der jedermanns Abſcheu war, konnte er ſich leicht wenigſtens ſo viel Anſehn und Hochachtung erwerben, als ſeine perſönlichen Eigenſchaften verdienten. Die Flamänder verehrten ihn als einen rechtſchaffenen braven Mann, wenn es erlaubt iſt, bürgerliche Begriffe auch bürgerlich auszudrücken. Allein ſeine Rechtſchaffenheit, und alle ſeine Talente, reichten lange nicht hin, das verſcherzte Vertrauen des Volks zur ſpaniſchen Statthalterſchaft wieder zu gewinnen, noch den gewaltigen Riß zu heilen, welcher der Staatsverfaſſung täglich mit dem völligen Umſturze drohete. Die Erbfeindſchaft war zu ſehr in Wallung. Das alte Geſchwür eiterte heftiger als jemals, und die

1574. frische Wunde blutete noch. Seine Verhaltungsbefehle waren zwar den Gedanken des Friedens noch so ziemlich gemäß, zu welchen der spanische Hof allmählich zurükkehrte. Allein diese Oelzweige, die, sechs Jahre vorher gepflanzet, hätten wurzeln und grünen können, kamen nun gerade zur unschiklichsten Zeit; theils zu spät, theils zu frühe. Hiezu kömmt noch, daß man, aus Bedenklichkeiten einer übelverstandenen Ehre, nun auch den friedfertigen Maaßregeln die Larve anlegte, und die alte Strenge, um sie nicht zu laut zu tadeln, noch eine Zeitlang vorwalten ließ. Zur Vermeidung eines an sich selbst so rühmlichen Verdachtes mußte also der neue Statthalter den Fußstapfen seines Vorgängers nachwandeln, nach spanischem Lehrbegriffe wider die Ketzer wüthen, und den unversöhnlichen Bürgerkrieg auf gut Glück noch fortführen.

Indessen waren in den Niederlanden alle Cassen erschöpft; und unter den spanischen Truppen, deren viele, gleich den Fremden, schon seit etlichen Jahren keinen Sold mehr empfangen hatten, nahmen die Meutereyen immer mehr überhand. Dies war die Klippe, woran auch die beßtgenommenen Maaßregeln scheitern mußten; und hier kann ich der Versuchung nicht widerstehen, in die Tiefe der spanischen Projekte noch einen Blick zu werfen. Wie konnte man es in Spanien geschehen lassen, daß der Herzog von Alba, durch so tyrannische Einziehungen, durch so unerhörte Gelderpressungen, Provinzen, worinn bey seiner Ankunft der Ueberfluß herrschte, bis auf das Mark aussog, und Grundgüter samt den Einkünften verschlang. Er, der überdies noch so beträchtliche Summen aus Spanien erhielt, wie

konnte

konnte er ſich, allet der ergiebigen, ſowohl gerechten 1574.
als ungerechten Quellen ungeachtet, unterſtehen, Trup-
pen den nöthigen Sold zurükzuhalten, die ihm ſo
getreu dienten, und deren Tapferkeit allein fähig ge-
weſen wäre, den König und ihn in dem Beſize ſo
vortreflicher Provinzen zu erhalten? Wußte man es
nicht? Wer kann ſich dies bereden laſſen? Wenn
man es aber wußte, warum ließ man es zu? Warum
kehrte man auch nun noch, da man das Verdorbe-
ne wieder gut machen wollte, keine Mittel vor? Die
Quellen in Spanien, ſagt man, oder vielmehr die
Canäle, krokneten nach und nach aus. Schlimm ge-
nug! Iſt es aber glaublich, daß in den goldenen Zei-
ten, da der Zufluß der Schäze aus Peru am ſtärk-
ſten war, der einzige niederländiſche Krieg, ſeit ſo
wenig Jahren, eine ſo gewaltige Zerrüttung in den
Finanzen ſollte verurſacht haben? Indeſſen bediente
man ſich doch dieſes Vorwandes und anderer eben
ſo abgeſchmakten Entſchuldigungen mehr, um die Trup-
pen, wenn ſie ſich nicht ſelbſt helfen wollten, Hun-
gers ſterben zu laſſen. Welch eine Verlegenheit für
unſern neuen Statthalter!

Dennoch ſank ſein Muth nicht. Unter der Laſt ſo
vieler Schwierigkeiten machte er zum Kriege die nö-
thigen Zurüſtungen, und entſchloß ſich ſogar, den
Feind anzugreifen. Zugleich aber ergrif er auch jede
Gelegenheit, Beweiſe von ſeinen menſchenfreundli-
chen Geſinnungen zu geben. Er machte gleich an-
fangs drey bis vier Veränderungen, die der Nation
ſehr angenehm waren.

Die erſte betraf die Gruppe, welche der Herzog
von Alba zur äuſſerſten Beſchimpfung der Nation
und zum allgemeinen Aergerniß auf der Burg zu Ant-

1574. werpen errichten ließ. Diese wurde nun wieder niedergerissen. Man begnügte sich, sie den Augen des Publikums zu entziehen, und wies ihr ihren Plaz in dem Gewölbe des Zeughauses an. Ein oder zwey Jahre hernach aber, als diese Burg zerstöret wurde, zog man dieselbe aus ihrer unterirdischen Wohnung wieder hervor, schleifte sie durch die Straßen, zerschlug sie in tausend Stücke, und verurtheilte sie zu ihrer ersten Bestimmung.

Die zweyte noch weit verbindlichere Gefälligkeit, welche Requesens den Niederländern erwies, war die Abschaffung des so verhaßten Rathes der Unruhen. Statt der unmenschlichen Tyranney sezte er die Gerechtigkeit wieder auf ihren Thron, und verschafte den Bürgern verschiedener Städte, wo die spanischen Truppen große Ausschweifungen begiengen, eine eben so schnelle als strenge Genugthuung.

Drittens hob er durch einen förmlichen Widerruf den zehnten und zwanzigsten Pfenning auf. Diese Auflage, welche durch die Hartnäckigkeit, womit zu beyden Seiten für und wider sie gestritten worden, so heftige Bewegungen verursachet, hatte der Herzog von Alba mehr eingestellt als abgeschaft. Eben so behutsam verfuhr er auch mit der Amnistie, welche erst i. J. 1570. zu Antwerpen öffentlich abgekündigt worden. Schon über drey Jahre vorher hatte die Herzogin von Parma dies allgemeine Begnadigungsedikt, als das sicherste Besänftigungsmittel, dem spanischen Hofe vorgeschlagen. Allein erst zwey Jahre nach ihrer Abreise fand man den Vorschlag gut, und fertigte das Patent ab. Nun aber behielt es der Herzog noch ein völliges Jahr in der Tasche, zerstümmelte dasselbe durch eine Menge Ausnahmen

und Einschränkungen, als wenn er befürchtet hätte, 1574.
man mögte den König beym Worte nehmen. Endlich trat er damit in feyerlichster Förmlichkeit an das Licht. Er befahl, ein Schaugerüst, und auf demselben eine Art von Thron zu errichten. Hier erschien er in prächtiger Kleidung, und ließ in seiner majestätischen Gegenwart, unter dem Schalle der Trompeten und dem Geläute der Glocken, die so lang erwartete Amnistie, samt seinen wohlausstudierten Clauseln, allergnädigst ausposaunen. Allein die Jahres-Zeit zu dergleichen Feyerlichkeiten war vorbey. Die heitere Fraze unter einem so stürmischen Himmel diente dem Volke nur zum Gelächter, und der Herzog kampfte vor Verdruß. Im J. 1574. erhielt Requesens ein zweytes Gnadenpatent von Hofe, welches noch weit ausgedehnter war, als das erste. Zu gleicher Zeit ließ Papst Gregor XIII. ein Jubeljahr verkündigen.

Dieser doppelte Umstand gab also dem Comthur eine neue Gelegenheit, sich der Nation angenehm zu machen. Er nützte sie auch, so gut er konnte. Allein weder der geistliche noch der weltliche Ablaß fand in den abtrünnigen Provinzen Eingang; denn diese hatten schon eine vollkommnere Absolution sich selbst gesprochen. Auch die übrigen wollten dieser Gnade nicht sonderlich froh werden. So unersetzlich war der Verlust des einmal verscherzten Vertrauens.

Genug also von friedlichen Handlungen! Die Geschichte ruft uns wieder in das blutige Feld. Nach dem Plane seines Vorgängers mußte der neue Statthalter seine erste Sorge auf die Wiedereroberung der Städte und Provinzen wenden, wo die Rebellen ihre Seemacht immer weiter ausdehnten. Middel-

1574 burg, die Hauptſtadt in Seeland, die der brave Chriſtoph von Montdragon ſchon ſeit zweyen Jahren wider die Waſſergeuſen vertheidigte, welche dieſen wichtigen Plaz gleich nach der Eroberung Briels herannet, und, da ſie Tag vor Tag an Macht zu nahmen, endlich zu Waſſer und zu Land förmlich belagert hatten, war der erſte Gegenſtand ſeiner Unternehmungen. Die Spanier hatten, die Stadt zu entſezen, zu wiederholten Malen ihr Aeuſſerſtes umſonſt angewandt. Ihre Flotte wurde immer mit groſſem Verluſte zurükgeſchlagen. In dieſem Elemente wollte das Glück den Spaniern nie recht hold ſeyn. Die Waſſergeuſen waren ihnen ſowohl an Anzahl der Schiffe und Seeleuthe, als auch überhaupt an Erfahrung im Seeweſen weit überlegen. Auf die Nachricht des unverdroſſenen Muthes der Belagerer und des gänzlichen Mangels an Lebensmitteln bot der Comthur, in Hofnung dieſe Stadt noch zu retten, ſeine ganze Macht auf. Er verſammelte zu Antwerpen und Berg op zoom eine anſehnliche Flotte. Zu Gent und an andern Orten mehr warb er die Bootsknechte mit Gewalt an. Auch trieb er ein neu groſſen Vorrath von Lebensmitteln und eine Menge Laſtſchiffe auf, um denſelben der Stadt zuzuführen. Dieſe Flotte, welche aus ſechzig Schiffen beſtuhnd, lief unter der Anführung des Sancho de Avila, des von Glimes und des Julian Romero aus dem Hafen von Berg op zoom aus. Ludwig Boiſot, welcher die ſeeländiſche Flotte anführte, ſegelte der ſpaniſchen entgegen, griff ſie bey Reimerswaale an, und ſchlug ſie im Angeſichte des Comthur, welcher nebſt ſeinem ganzen Gefolg auf dem Damme von Scakerloo der Seeſchlacht zuſah, nach einem hart-

näckigen Gefecht in die Flucht. Die Niederlage war 1574.
groß. Eine Menge Schiffe wurden den Siegern zur Beute, oder den Flammen zum Raube, oder scheiterten auf Sandbänken. Der Admiral von Glimes verlor, nach einem heldenmüthigen Widerstande, durch zween Schüsse sein Leben.

Dieser den 29. Jenner 1574. erfochtene Sieg entschied das Schikſal der Stadt Middelburg. Nach einer Hungersnoth, welche die Verzweiflung selbst nicht länger ausdauern konnte, ergab sie sich endlich an den Prinzen von Oranien unter anständigen Bedingungen. Montdragon erhielt nebst seinen Truppen, der Geistlichkeit, und den Bürgern, die mit ihm ziehen wollten, einen freyen Abzug, Schiffe zur Ueberfahrt und eine Bedeckung bis nach Flandern. Hingegen versprach er auf sein Ehrenwort die Auswechselung des Herrn von St. Aldegonde, und dreyer andern, die dessen Wahl sollten überlassen werden, gegen seine Person, oder, falls er die Statthalterschaft zu Brüssel dazu nicht bewegen könnte, sich selbst innerhalb dreyen Monathen als Kriegsgefangenen wieder einzustellen. Ein so edelmüthiger Vertrag, worinn der Sieger dem Ueberwundenen seinen ganzen Vortheil auf Treu und Glauben hingab, war dem Comthur viel zu heilig, als daß er ihn nicht hätte bestätigen und pünktlich erfüllen sollen. Von Aldegonde erhielt, nebst dreyen Mitgefangenen, die man seiner Wahl überließ, die Freyheit. So theuer wurde das Ehrenwort Montdragons ausgelöst; und so groß war der Unterschied, Kriege zu führen, zwischen einem Herzog von Alba, und einem gerechten und edelmüthigen Requesens! Dieß ist der nämliche Herr von St. Al-

1574. Aldegonde, bey welchem i. J. 1566. das erste Compromiß unterschrieben worden. Er war ein Günstling des Prinzen von Oranien, welcher seine Liebe und Hochachtung für denselben in dieser Gefangenschaft auf eine feyerliche Art zu erkennen gab. Denn als im vorigen Jahre die Seeländer den Grafen von Bossu, Admiralen jener Flotte, die Middelburg entsezen sollte, nach einem hizigen Treffen auf der Süderse gefangen genommen, ein spanisches Corps hingegen auf dem Marsche nach Leiden in einem Ueberfalle zu Maaslansluis den Herrn von Aldegonde aufgehoben hatte, ließ der Prinz dem Herzoge von Alba durch einen besondern Gesandten entbieten, daß er alles, was dem von Aldegonde widerfahren würde, den Grafen von Bossu, nach dem strengsten Wiedervergeltungsrechte, wollte entgelten lassen. Indessen dauerte beyder Gefangenschaft eine ziemlich lange Zeit.

Mit der Stadt Middelburg gieng ganz Seeland verloren; denn Ramekens, der einzige haltbare Plaz an den Küsten, den die Spanier noch innen hatten, mußte sich bald darauf auch ergeben. Man hatte vorher gesehen, wie wichtig der Verlust Middelburgs, sowohl an sich selbst, als auch in seinen Folgen seyn würde. Der Herzog von Alba hatte sein Aeusserstes gethan, den Plaz zu behaupten. Gleiche Mühe und noch größern Aufwand kostete er den Comthur. Nach dem damaligen allgemeinen Gerüchte sollen in den so manchfaltigen Versuchen, die Stadt zu retten, oder mit nöthigem Vorrathe zu versehen, sieben Millionen drauf gegangen seyn.

Diese Eroberung gab den Seeländern so hohe Gedanken von ihrer Macht ein, daß sie nun alles

wagen zu können glaubten. In beständiger Thätig- 1574.
keit sezten sie den spanischen Flaggen überall nach, und erhielten einen Vortheil nach dem andern über einen Feind, dessen Muth in gleichem Grade gesunken war. Den 30. May 1574. überraschte der Admiral Boisot zwischen Lillo und Calloo etliche spanische Schiffe, eroberte ihrer drey, nahm den Admiral Adolph von Haemstede selbst gefangen, stekte viere derselben in Brand, und verfolgte die übrigen bis nach Antwerpen. Täglich sah man Wassergeusen auf leichten glatten Schiffen, von Vliessingen aus, längs den flamändischen Küsten hinsegeln. Durch ihre öftern Landungen wurde diese ganze Gegend beunruhigt. Sie drangen oft tief in das Land hinein, und verwüsteten von Brugge bis nach Gent eine Menge Dörfer und Marktflecken.

Man stelle sich nun den damaligen Zustand der Niederlande vor! Man halte ihn gegen ihren ehemaligen Flor, oder, den Begriff noch deutlicher zu machen, gegen die Wüsten Arabiens! Selbst die Beschreibungen, welche uns die Reisenden von dieser Wildniß machen, haben das Entsezliche nicht, das wir hier, wo wir nur die Augen hinwenden, erblicken. Dort finden die Caravanen noch Mittel, sich vor Hunger und Durst, vor den Anfällen wilder Thiere, oder vor den Nachstellungen der Straffenräuber zu verwahren. Hier aber, welch ein Anblick! Verheerte, mit Leichen der Erschlagenen gedüngte Felder! Im Rauch aufgehende Dörfer! Trümmer von Schlössern, Klöstern, und Kirchen! Zerstörte Städte! Einwohner, die, von aller Hilfe entblößet, ihre Güter, und sich selbst mit Weib und Kindern, der unmenschlichen Wuth bald spanischer Soldaten, bald

1574 ihrer eigenen Mitbürger, täglich ausgeſtzt ſehen! Denn unterdeſſen, daß die raubgierigen Waſſergeuſen die ſämtlichen Küſten bis an die Dünen der Nordſee verwüſteten und in Schrecken ſezten, übten ganze Rotten aufrühriſcher Spanier, im Innern des Landes, alle Arten von Grauſamkeiten und Frevel aus, welche ihnen Neid, Rache und Raubſucht eingaben. Die unerhörte Nachſicht, womit der Herzog von Alba ihre Ausſchweifungen geduldet, hatte ſie ſo dreiſt gemacht, daß ſie auch anſehnliche Städte, zum Beyſpiele Cortryk und Oudenarden, überfielen. Hier aber wurden ſie von den tapfern Bürgern zurükgejagt. Jedoch, wo dieſe nicht hinkamen, da drangen, durch ihre Beyſpiele kühn gemacht, die Wilden oder Waldgeuſen von der andern Seite herein, und raubten, mordeten und brannten mit gleicher Unmenſchlichkeit, Kirchen, Klöſter und Schlöſſer ab. Alles, was Beute verſprach, und ſich ohne Schuzwehr befand, war das Opfer ihrer Raubgier und hölliſchen Wuth.

Zu allen dieſen Landplagen kam endlich noch die lezte von allen, die Peſt. Dieſe gewöhnliche Gefährtin eines auſſerordentlichen Elendes, ließ ſich im Weinmonathe dieſes Jahres zu Gent öffentlich genug ſpüren. Sie herrſchte ſchon in dem platten Lande, und breitete ſich immer weiter aus. Die meiſten Städte der Niederlande waren etliche Jahre damit gequält, ob ſie gleich hier, unter einem gemäſſigten Himmelsſtriche, ſolche Niederlage, wie in heiſſen Ländern, nicht anrichten konnte. Indeſſen rafften auch natürliche Krankheiten eine weit gröſſere Menge Menſchen dahin, als ſonſt. Jedoch dieſe Seuche, und alle übrigen Drangſalen, ſo ſchreklich ſie auch waren,

schienen den unglüklichen Landen noch weit erträglicher als jener tolle Rottengeist, welcher unter den Truppen und vornämlich unter den Spaniern einriß, die mit der äussersten Frechheit allen Gesezen trozten, und Frevel begiengen, vor welchen sich die Natur entsetzet. 1574.

Es glükte zwar dem Statthalter zu wiederholten Malen, sie zu besänftigen. Allein, was war es? Die hundertköpfige Schlange lebte immer wieder auf, und nie konnte er mit der sauern Arbeit fertig werden. Vergeblich unterstüzten ihn die Staaten und verschiedene ansehnliche Städte, welche, aus persönlicher Hochachtung für ihn, ihr Möglichstes thaten, ihm aus dem Gedränge zu helfen. Alle Cassen waren zu sehr erschöpft, und der geringe Vorschuß, den er von ihrer Gütigkeit erhielt, reichte zu dem ungeheuern Rükstande, den die Truppen zu fodern hatten, lange nicht hin. Ihm selbst war aber auch die Dürftigkeit dieser Provinzen zu bekannt, als daß er ihre Entschuldigungen in den Verdacht eines eiteln Vorwandes hätte ziehen können. Er wandte also, was er auftreiben konnte, beßtmöglich an, und war zufrieden, daß er den Mißvergnügten, wenigstens etwas auf Abschlag zahlen, und sie durch Versprechungen wieder unter seine Fahne sammeln konnte. Man erzählt von ihm, daß er bey andern Gelegenheiten (denn dergleichen Meutereyen entstuhnden häufig, bald in diesen bald in jenen Quartieren) oft, so zu reden, den lezten Pfenning aus seinem Beutel hergab; ja, daß er sogar sein Silbergeschirr zu Geld machen ließ, um die Unruhen, es koste was es wolle, zu stillen. Welch ein Ruhm!

Alle diese Vorfälle waren dem spanischen Hofe so

1574. gut bewußt, als dem Statthalter ſelbſt; und dennoch ſteuerte man dem Uebel nicht. Sollte es nicht das Anſehn haben, als ob der nämliche Geiſt, welcher die Truppen zur Empörung, wozu ſie ſonſt ſo wenig geneigt waren, aufhezte, auch die Mittel verweigerte, ſie zu befriedigen, und zu guten Dienſten wieder brauchbar zu machen; und zwar dies alles auf die Gefahr hin, der ſämtlichen Niederlande, des Statthalters, ſo vieler wakern Anführer, und der beßten Truppen, die Spanien hatte, verluſtig zu werden?

Die Gefahr war auch wirklich ſehr groß. Denn auf der andern Seite machten ſich der Prinz von Oranien und ſeine Bundsgenoſſen, welche von allem, was dieſſeits, unter den Truppen ſowohl als in dem Cabinete, vorgieng, zuverläſſige Nachrichten erhielten, die mißliche Lage des Statthalters zu Nuze, und trieben ihre Eroberungen immer weiter. Sie eröfneten ihren Feldzug in Geldern, wo Graf Ludwig von Naſſau, nebſt ſeinem jüngern Bruder Heinrich, und dem Pfälziſchen Prinzen Chriſtoph, Kurfürſt Friedrich III. Sohne, mit einer Armee von 11—12000. Mann aus Deutſchland einfiel. Zu gleicher Zeit begab ſich auch, von Seeland her, der Prinz von Oranien auf den Marſch, um, genommener Abrede gemäß, bey Nimwegen zu ihnen zu ſtoßen, welchen Plaz ſie mit vereinigter Macht einzunehmen beſchloſſen hatten.

Requeſens, dem es eben damals gelungen war, die aufrühriſchen Spanier durch Geld und Verſprechungen zu beſänftigen, nüzte in ſo mißlichen Umſtänden den günſtigen Augenblick vortreflich. Seine vornehmſte Sorge war, die in kleine Haufen zertheil-

ten, und in groſſer Unordnung umherſchwärmenden Truppen, wieder unter Ein Haupt zu verſammeln, ſie beyſammen und in beſtändigem Athem zu erhalten, damit ſie nicht von einem auf ſeinen Vortheil ſo wachſamen Feinde mitten in ihrer Zügelloſigkeit überraſcht und in einzelnen Gefechten aufgerieben werden mögten. Der gute Willen des Statthalters, den ſie an dieſer Zahlung erkannten, hatte auch ihren Willen wieder ſo lenkſam gemacht, daß er ſeinen Zweck glüklich erreichte. Die vereinigte Armee zog unter der Anführung des Sancho de Avila nach Geldern, dem Feind entgegen. Beyde Heere marſchierten an beyden Ufern der Maas einander zur Seite, bis endlich Sancho de Avila, deſſen Hauptaugenmerk war, die Vereinigung der feindlichen Macht durch ſeine ſchleunige Zwiſchenkunft zu verhindern, ſeinen Vortheil erſah, bey Graave über den Fluß ſezte, und auf der Mookerheide, unweit Niemegen, ſeine Völker in Schlachtordnung ſtellte. Hier griff er den 14. April 1574. den Feind in ſeinen Verſchanzungen, zwiſchen der Maas und der Waal, zu wiederholten Malen mit ſolchem Ungeſtümm, und ſo gutem Glück an, daß er innerhalb zwo Stunden einen vollkommenen Sieg über denſelben erhielt. Die ſpaniſche Reuterey trug unſtreitig das meiſte dazu bey. Um die Schande ihrer Meutereyen zu tilgen, und den durch ſie erlittenen Schaden zu vergüten, ſchienen die Spanier ihren Eifer zu verdoppeln, und thaten Wunder der Tapferkeit. Auch war die weite Heide, worauf ſich ihre ganze Thätigkeit ſo bequem entwikeln konnte, ihrem eben ſo unbegrenzten Muthe beſonders günſtig. Das feindliche Heer wurde gänzlich zerſtreut. Die Unordnung und die darauf 1574.

1574. erfolgte Niederlage war so groß, daß man sogar die Körper der drey Feldherren, welche sämtlich im Getümmel der Schlacht, entweder niedergehauen, oder von den Pferden zertreten worden, alles Suchens ungeachtet, nicht finden konnte. Alles Geschüz, das ganze Lager wurde erbeutet; denn der Schrecken jagte die Flüchtlinge. Daher auch die Anzahl der Gefangenen, gegen die Menge der Erschlagenen gerechnet, sehr gering war.

Dieser Sieg hätte die erfreulichsten Folgen für Spanien haben können. Allein über der Meuterey, die von neuem unter den Truppen einriß, gieng alle Frucht desselben verloren. Die Spanier empörten sich öffentlich gegen ihren Feldherrn, verliessen ihre Fahnen, und zogen in großen Rotten nach Antwerpen, wo sie von der Besazung auf der Burg mit Freuden aufgenommen wurden. Mit diesen vereinigt, wählten sie sich einen Obersten, oder, nach ihrer Sprache, einen Elerro, schwuren ihm den Eid der Treue, und zugleich die schrecklichste Rache wider alle diejenigen, an welche sie, ihrer Meynung nach, die Zahlung ihres Rükstandes zu fodern hatten. Doch auch dieser Aufruhr wurde, nach mancherley hizigen Auftritten, endlich durch die Vermittelung der Bürger zu Antwerpen, welche mit ihrem Geld und ihren Tuchwaaren Rath schaffen mußten, wieder gestillet. Der Vergleich wurde so gut getroffen, daß der Comthur kein Bedenken trug, die meisten dieser unruhigen Köpfe nach Leyden zu schicken, um ihnen bey der Belagerung dieser Stadt, die er von neuem unternommen hatte, Arbeit zu geben.

Diesen wichtigen Plaz hielten die Spanier schon seit geraumer Zeit eingeschlossen. Die Gelegenheit

dazu müſſen wir hier noch aus der vorigen Statt- 1574.
halterſchaft nachholen. Wir haben oben geſehen, wie grauſam Don Friedrich von Toledo bey der Uebergabe der Städte Zurphen, Naarden und Harlem wider die Einwohner gewüthet, und ſelbſt der Heiligkeit ſeiner Verträge geſpottet hatte. Dieſes mehr als barbariſche Verfahren hatte zwar anfangs alle Folgen, die ſich der würdige Sohn ſeines Vaters nur wünſchen konnte. Es ſezte alles in Furcht und Schrecken. Der Graf von Berg, welcher Geldern und Oberyſſel vertheidigen ſollte, begab ſich nach Deutſchland in Sicherheit; ſeine Truppen zerſtreuten ſich; das von dem Prinzen von Oranien zur Rettung Frieslands abgeſonderte Heer wurde nach ſchwachem Widerſtande geſchlagen; und ſo fielen alle dieſe Landſchaften wieder unter die Gewalt der Spanier. Doch, die herrliche Schadenfreude wurde bald verbittert. Schon bey der Belagerung Harlems nahmen die Spanier mit Betrübniß wahr, daß der Schrecken der Waffen, wenn er bis zur Verzweiflung übergehet, den Fortgang ihrer Unternehmungen mehr verzögert, als befördert. Der hartnäckige Widerſtand der Belagerten, deſſen Grund ſie ſo leicht einſehen konnten, ließ ſie auf der Laufbahn ihrer Eroberungen ſelbſt am geringſten Städtchen Anſtöſſe und Aufhalt befürchten. Der Verſuch auf Alkmaar, Don Friedrichs lezte Unternehmung, ſchlug ihm fehl. Die Tapferkeit der Einwohner, welche zu ſiegen oder zu ſterben entſchloſſen waren; die Oefnung des Dammes, Oosterdyk, die dem Feinde den Untergang drohete, die Annäherung des Winters, und der große Geldmangel, den der Herzog von Alba am Ende ſeiner Statthalterſchaft in

1574. die äusserste Verlegenheit sezte, nöthigten ihn, die Belagerung aufzuheben. Auf seinem Rükzuge, besezte und befestigte Don Friedrich noch einige unerhebliche Plätze, um den umliegenden Städten die Gemeinschaft mit Leiden abzuschneiden, welches er kurz vor des Comthuren Ankunft durch Franz de Valdes förmlich belagern ließ.

Diese Stadt hätte sich durch die Vorbereitungen des Feindes warnen lassen, und bey Zeiten mit einem hinlänglichen Kriegs- und Mundvorrathe versehen sollen. Allein ihre Sorgfalt wachte zu spät auf. Vermuthlich verließ man sich zu sicher, theils auf das Gerücht von der nahen Ankunft des Requesens, von dessen gelinden Regierung sich jedermann so viel versprach, theils auf die anwachsende niederländische Macht, welche zu Wasser und zu Land mehr als jemals anfieng furchtbar zu werden. Allein die so günstigen Aussichten wurden durch den schmerzlichen Verlust auf der Mookerheide plözlich verändert. Valdes, welcher zu diesem Siege von der Belagerung abgerufen worden war, kam mit schnellen Schritten desto muthiger wieder zurük, schloß die Stadt enger als zuvor ein, warf rund um sie her Schanzen und Bollwerker in Menge auf, und schnitt ihr, ehe sie es vermuthete, alle Mittel zu den nöthigsten Vorkehrungen ab.

Diese Unternehmung zu unterstüzen, schikte also Requesens die Aufrührer von Antwerpen dahin ab, durch deren Verstärkung auch die Belagerung zusehends befördert wurde. Die Verzweifelung härtete zwar die Bürger, welche aus Mangel hinlänglicher Besazung selbst zu den Waffen griffen, zur Erduldung der äussersten Noth ab, und wirkte Thaten,

worüber ſie ſelbſt erſtaunten. Allein der tapferſte 1674.
Widerſtand war vergeblich. Mit den Lebensbedürfniſſen erſchöpfte ſich der Muth; der Hunger rafte täglich eine Menge unter ihnen hinweg; und endlich wurde der Jammer ſo groß, daß er, wenn dem Gerüchte zu glauben iſt, alles übertraf, was wir von den Belagerungen Samariens, Sagunts und ſelbſt Jeruſalems Entſezliches leſen. Umſonſt thaten die Nachbaren alle mögliche Verſuche, ihren bedrängten Brüdern Lebensmittel zuzuführen. Weder Liſt noch Gewalt vermochte etwas wider einen ſo wachſamen Feind, welcher die Stadt von allen Seiten her ſo feſt umſchloſſen hielt.

In dieſen lezten Zügen, da nun auch alle Hofnung auswärtiger Hilfe verloren war, faßte die Stadt einen Entſchluß, den nur die äuſſerſte Verzweiflung und der Abſcheu vor ſolchen Wüthrichen entſchuldigen kann, welche ſelbſt nach dem barbariſchen Grundſaze kriegten, den man nun wider ſie gebrauchte: Beſſer ein verheertes Land, als gar keines!

Die unzähligen Canäle, wovon wir die Niederlande durchſchnitten ſehen, die Dämme welche dieſen aus der Tiefe des Meeres ſich gleichſam herausarbeitenden Inſeln zur einzigen Bruſtwehre dienen, hatten damals den Grad der Feſtigkeit und Vollkommenheit noch nicht, den ihnen in ſpätern Zeiten die Kunſt gegeben hat. Der Fleiß, den die Alten an dieſe Werke verwendet, hatte ſich bloß auf die gegenwärtige Nothwendigkeit eingeſchränkt. Alles war bäuriſch, und glich der rohen Natur. Indeſſen waren es immer die nämlichen Canäle, wodurch auch nun noch die Waſſer des Rheins, der Maas, und der Iſſel, dieſer drey Flüſſe, welche ſich in den

1574. nordlichen Gegenden der Niederlande in das Meer ergieſſen, mit einander vereiniget werden. Ich erinnere mich bey dieſer Gelegenheit einer ziemlich ſcherzhaften Beſchreibung dieſer Staaten, eines Gedichtes in freyem Sylbenmaaße, das den Herrn von Gombreville zum Verfaſſer hat. Die erſte Strophe drükt die Lage derſelben vollkommen wohl aus:

Quand dans ce pais au niveau,
Où la terre en peril est plus basse que beau,
Je vis trente villes rustiques
Former un ſeul etat de tant de republiques,
Où chacun est maitre chez soi,
Le peuple me parut dans ces lieux aquatiques
Un reste libertin des grenouilles antiques,
Qui ne voulurent pas de Roi.

Dieſe Dämme nun wurden an verſchiedenen Orten zugleich geöfnet. Die Fluthen wälzten ſich von allen Seiten her und überſchwemmten in kurzer Zeit die umliegenden Felder. Zwar ſtieg das Gewäſſer anfangs höher nicht, als es zur Abwendung der Hungersnoth unumgänglich nöthig war. Ganze Flotten von kleinen Proviantſchiffen ſegelten von nachbarlichen Städten auf dieſer künſtlichen See zu der ausgehungerten Stadt hin, und verſahen ſie mit Getreid und ſonſtigem Mundvorrathe. Endlich aber drang das Meer mit einem heftigen Winde, der ſich um die Zeit der Fluth aus Nordweſt erhob, mit ſolcher Gewalt in das Land ein, daß in kurzer Zeit rund umher auf 10. deutſche Meilen weit alles tief unter Waſſer ſtuhnd.

Dies war nun freylich eine Verwüſtung, wovon man ſich die abſcheulichen Folgen auf lange Jahre leicht vorſtellen konnte. Allein der gegenwärtige Vortheil,

theil, den man dadurch über einen ſolchen Feind er- 1574.
hielt, überwog alles, was auch eine ganze Provinz darunter leiden mochte. Das Ungeſtümm der Fluthen riß alle Verſchanzungen mit ſich fort, überſtrömte plözlich das ganze feindliche Lager, und erſäufte über 1000. Mann. Die übrigen flohen, und hinterlieſſen dem Sieger, der auf leichten Schiffen die Flüchtlinge hizig verfolgte, alles Gepäk und Geſchüze.

Das Angedenken dieſer in der niederländiſchen Geſchichte ſo merkwürdigen Niederlage, wurde in den folgenden Zeiten alle Jahre den dritten Weinmonath, als den Tag dieſer wunderbaren Rettung, feyerlich begangen. Man prägte zum Denkmale derſelben viele Münzen. Einige ſtellen, nach Anlaß einer Jüdiſchen Geſchichte alten Teſtamentes, einen Würgengel vor, wie er durch ſeinen plözlichen Ueberfall Tod und Schrecken unter dem ganzen ſpaniſchen Heere verbreitet.

Wie übrigens die Einnahme der Stadt Middelburg die Eroberung Seelands nach ſich gezogen hatte, ſo entſchied nun auch der Entſaz dieſer Stadt das Schikſal von ganz Holland. Alle feſten Pläze dieſer Provinz ſpieen nach und nach die ſpaniſchen Beſazungen aus, und in kurzem waren es Amſterdam und Schoonhoven noch eine Zeitlang allein, welche ihren Befehlen gehorchten. Jene war die lezte, die ſich an den Prinzen von Oranien ergab. Erſt i. J. 1578. eroberte er ſie mit Liſt und Gewalt.

Tobte der aufrühriſche Geiſt der ſpaniſchen Truppen nach ihrem Sieg auf der Mookerheide ſchon ſo heftig, mit wie viel gröſſerm Ungeſtümm mußte er nun nach einer ſo unglüklichen Unternehmung losbrechen! Gleich wilden Thieren, die ſich ihren Ket-

1574. ten entrissen, fielen die Flüchtlinge ihre Befehlshaber an. Sancho de Avila insonderheit konnte sich glüklich genug schäzen, daß sie in ihrer ersten Wuth ihn nicht in Stücke zerhauten. Gleich einem Bösewichte, der stündlich sein Todesurtheil erwartet, schleppten sie ihn, an Stricken gebunden, mit sich umher, und erwählten indessen abermals einen Elettо aus ihrem Mittel. Ihr Zug gieng nach Utrecht, wo sie sich, wie sie drohten, mit dem Säbel in der Faust bezahlt machen wollten. Wo sie durchzogen, verübten sie, als privilegirte Strassenräuber, alle Arten von Ausschweifungen. Ihre Drohungen wirkten so kräftig, daß man schleunigst auf Mittel denken mußte, sie zu befriedigen. Man brachte eine erkleckliche Summe auf, die man auf Abschlag unter sie austheilte. So legte sich auch diesmal der Sturm, und sie bequemten sich wieder zum Gehorsam.

Ihre Befehlshaber betrogen sich auch in dem Vertrauen nicht, womit sie diesen Aufrührern, so bald sie zu ihrer Pflicht zurükkehrten, entgegenkamen. Die Feldzüge des folgenden Jahres zeugen von der Aufrichtigkeit ihrer Unterwerfung. In Geldern und Oberyssel, wo sie, unter andern, Buren, Montfort, Asperen, Heukelom, und Leardam einnahmen, beeiferten sie sich in die Wette, einander an Tapferkeit und Treue zu übertreffen, und die Schande ihrer Widerspänstigkeiten zu tilgen.

Eine so schnelle Rükkehr zu den wechselseitigen Pflichten des Gehorsams und Vertrauens zwischen diesen Truppen und ihren Befehlshabern sollte uns wundern, wenn wir die Ursachen nicht in den Hauptzügen fänden, welche den Charakter dieser Nation auszeichnen; in dem Stolz auf den Ruhm ihrer Waf-

ſen, und auf die Würde ihres Namens; in der Aufrichtigkeit aller ihrer Pflichtleiſtungen, und in der Heftigkeit ihrer Leidenſchaften. Ihr Muth, der keine Gefahr ſcheuete, und ſich den größten Strapazen geduldig unterzog, artete leicht in Troz und Unbändigkeit aus, ſobald ſie ihre Rechte gekränkt und ſich geringgeſchäzt glaubten. Und da es ihrem Stolz ungemein ſchmeichelhaft war, von ihren Obern abgedrungen zu haben, was ihnen die Gerechtigkeit zuſprach, ſo gab die Freude über einen ſolchen Sieg, ſo unvollkommen er auch war, ihrem Muth einen neuen Schwung, und ihrer Treue einen neuen Glanz. 1574.

Requeſens, welcher bisher ſeine Abſichten auf das verlorene Seeland durch ſeine Seemacht nicht erreichen, und doch auch nicht aufgeben konnte, nahm nun andere Maaßregeln.

Seeland beſteht aus vielen großen und kleinen, ungleich nahe bey einander liegenden Inſeln, welche die wühlende Fluth des Meeres und der Flüſſe in den Mündungen von dem feſten Lande abgeriſſen. Die Aerme und Buchten, welche ſie bilden, ſind wie an Breite, ſo auch an Tiefe verſchieden. Manche waren damals ſo niedrig, daß man zur Zeit der Ebbe durchwaden konnte. Auch hatte das Waſſer hin und wieder, inſonderheit bey Philippsland, Sandbänke aufgeworfen, welche oft trocken waren, und den Ueberſaz ſehr erleichtern konnten. Hier erſah Requeſens ſeinen Vortheil, und wagte auf die zwo Inſeln Duiveland und Schouwen eine Landung. Auf dieſer liegt, nebſt Brouwershaven, Zirikſee die Hauptſtadt und auch der einzige feſte Plaz beyder Inſeln. 1575.

Der Prinz von Oranien ſchikte nach erhaltener

1575. Nachricht von dieser kühnen Unternehmung etliche mit Truppen wohl beladene Kriegsschiffe dahin ab. Ein guter Theil derselben verstärkte die Besazung zu Zirikse. Die übrigen besezten, um den Uebergang zu verhindern, mit ihren Schiffen die Bucht. Diese aber erhielten den grösten Theil ihrer Thätigkeit von der Fluth, denn während der Ebbe saßen sie auf dem Grunde.

So augenscheinlicher Gefahren ungeachtet unternahmen die Spanier dennoch diese Landung. Mit einer bewundernswürdigen Unerschrockenheit arbeitete sich der Vortrup mit Schwimmen und Kämpfen glüklich hindurch. Das Corps aber, das ihm folgte, wurde guten Theils vom Feinde niedergemacht, oder von der Fluth, die ihrer Zeit getreu bleibt, ersäuft. Der Nachtrab sah seinen Weg abgeschnitten, und zog sich zurük. Da indessen die Unternehmung zur Hälfte schon gelungen war, so ließ Requesens, der hier das Heer in eigener Person anführte, nicht nach, seinen Leuthen Muth einzusprechen, und bewog immer mehrere zu der gefährlichen Reise, welche die erstern, die schon auf beyden Inseln Fuß gefaßt hatten, nach und nach verstärkten, und endlich zu einem so beträchtlichen Heer anwuchsen, daß sie Brouwershaven und Bammenede mit leichter Mühe einnahmen, und dann auch die Belagerung der Hauptstadt unternehmen konnten.

Dieser Uebergang, welcher, seiner ungeheuern Schwierigkeiten wegen, für ein Wunder gehalten wurde, geschah in der Nacht zwischen dem 28. und 29. Herbstmonathe 1575.

Strada verschwendet an die Beschreibung desselben seine ganze Rhetorik. Redner, Wahrsager, Zei-

chendeuter, Beyspiele verschiedener vornehmer Rö- 1575.
mer, welche etwas Aehnliches gewagt haben, alles fodert er auf, um seine Erzählung nach den ehrwürdigen Mustern Plutarchs und anderer klassischen Schriftsteller recht feyerlich zu machen.

Requesens konnte die hartnäckigste Vertheidigung voraus vermuthen; und da ihm zur See, woher der größte Widerstand zu befürchten war, die Ueberlegenheit der Seeländer wohl bekannt war, so machte er auf dieser Seite die ernstlichsten Zurüstungen zu einer langwierigen Belagerung.

Dies war auch die lezte Unternehmung dieses Statthalters. Da er das Ende derselben nicht erlebte, so brechen wir hier ab, und holen, ehe wir seinen Tod melden, noch eine Begebenheit aus dem J. 1574. nach, welche unter den Merkwürdigkeiten seiner Statthalterschaft keine der geringsten ist. Nach der Ordnung unsers Planes findet sie hier den schiklichsten Ort.

Wir haben nämlich noch von dem verunglükten Friedenscongresse zu reden, welcher auf Veranstaltung und Betrieb Kayser Maximilian II. zu Breda geöfnet wurde. Er von seiner Seite hatte die Grafen Günther von Schwarzenburg und Wolfgang von Hohenlohe, beyde Schwäger des Prinzen von Oranien, dahin abgesandt. Des Königes von Spanien Stelle vertraten der Graf de la Roche, der Herr von Rassinghem, Statthalter zu Ryssel, Arnold Sasbout, Kanzler von Geldern, Cornelius Suys, Titularpräsident von Holland, der Doctor Leoninus, und der Secretar la Torre. Die Abgeordneten des Prinzen und der Staaten von Holland, Seeland und ihrer Mitverbundenen wa-

1573. ren: Arnold van den Dorpe, Carl Boysot, Statthalter in Seeland; Philipp von Marnix, Herr von St. Aldegonde; Wilhelm von Zuylen, Schultheiß zu Dortrecht; Jacob von der Does, Johann Junius, Statthalter zu Veer, Adrian van der Mylen, und Paul Buys, Pensionär von Holland.

Allein so feyerlicher Anstalten ungeachtet, konnten die Unterhändler, da sie ohne die geringste Vorbereitung zu diesem Geschäfte gekommen waren, in der Religionssache nicht einig werden. Die Holländer foderten für die Reformirten einen freyen öffentlichen Gottesdienst. Der König aber wollte ausser der katholischen keine andere Religion in seinen Staaten dulden. So zerschlug sich der Congreß.

Auf eine so unfruchtbare Unterhandlung von dreyen Monathen folgte bald ein für den König insbesondere noch traurigerer Vorfall, welcher auf dem Schauplaze des Krieges die wichtigsten Veränderungen nach sich zog.

Requesens betrieb diesen ganzen Winter hindurch seine Eroberung in Seeland, und vornehmlich die Belagerung von Zirikse mit dem größten Eifer. Gegen das Ende des Hornungs erhielt er die Nachricht von einer abermaligen Empörung der spanischen Reuterey in Brabant. Diese zu dämpfen begab er sich ohne Verzug nach Brüssel zurük. Allein den Tag vor seiner Ankunft überfiel ihn ein bösartiges Fieber, woran er drey Tage darauf, den 5. März 1576. starb. Man fand auf seiner Schulter eine den Pestbeulen ähnliche Blatter, und darauf gründete sich das Gerücht: Er sey an der Pest gestorben.

Zweyter Abschnitt.

Der Staatsrath übernimmt die Generalstatthalterschaft der Niederlande. Der König bestätiget dieselbe *ad interim*.

Der Anfang dieses Jahres ist wegen der Einführung einer neuen Art von Zeitrechnung merkwürdig. Da dieser chronologische Umstand für die Geschichte überhaupt, und vornämlich für die niederländische, von grosser Wichtigkeit ist, so schalte ich eine Erklärung desselben hier ein. 1576.

Es war den 16. Brachmonath 1575. als der König in Spanien, nach dem Beyspiele Frankreichs, eine Verordnung ausgehen ließ, Kraft welcher die Jahre künftighin mit dem ersten Jenner ihren Anfang nehmen sollten. Der erste Jenner des J. 1576. war also der erste Neujahrstag nach dem neuen Styl; denn vorher folgte man in Berechnung der Jahre einem sehr ungewissen Plane.

Diese Veränderung aber ist mit jener bekannten Eintheilung in den alten und neuen Styl nicht zu vermengen, wodurch noch wirklich einige Nationen sich unterscheiden. Die Erklärung derselben findet man in der Gregorianischen Calenderverbesserung. Ebenso wenig ist hier von der Verschiedenheit die Rede, welche schon in den ersten Jahrhunderten über der Bestimmung des Ostertags in der Kirche entstanden ist.

Der gegenwärtige Zeitumstand betrift blos den damals fast allgemeinen Gebrauch, insonderheit in Frankreich und in den Niederlanden, das Jahr mit dem Tag anzufangen, auf welchen Ostern folgt; nämlich, nach der Weihung der Taufsteine. Da aber Ostern

1576. ein bewegliches Fest ist, welches nach der Verschiedenheit der Mondsveränderungen seine Veränderlichkeit von dem 22. Merz bis auf den 25. April, folglich auf 35. Tage ausdehnet; so entstuhnd aus einer so beträchtlichen Verschiedenheit eine große Verwirrung. Man sah sich genöthigt, zu den Datis, die in diesen Zwischenraum fielen, immer hinzu zu setzen: Vor Ostern, nach Ostern, oder Ostern wenn es der Tag selbst war. Jacob Meyer, welcher seine vortreflichen Annales Flandriæ noch vor dem neuen Style schrieb, von dem wir hier reden, wich dieser Unbequemlichkeit auf folgende Art aus. Vor jedes Jahr seiner Geschichte setzte er oben an: Z. B.

M. CCCC. X. Paſcha XXIII. Martii.

M. CCCC. XI. Paſcha XII. Aprilis.

Dergleichen Vorsicht war in öffentlichen Akten und in Familienurkunden durchaus nöthig, weil die Unterlassung derselben in den folgenden Jahren große Verwirrungen nach sich ziehen konnte. Auch stößt man über dem Lesen mancher Schriften der damaligen Zeiten, denen diese Genauigkeit fehlet, nur zu oft auf Widersprüche und Schwierigkeiten, welche nicht anders zu heben sind, als wenn man sich die Mühe giebt, den Tag auszuforschen, auf welchen, in dem Jahre, wovon die Rede ist, Ostern fiel.

Diesemnach müssen wir uns billig wundern, wie man sich so lange mit einem so fehlerhaften Gebrauche habe schleppen mögen. Carl IX. war der erste, der ihn, i. J. 1563. in seinem Reiche abstellte, und den Neujahrstag auf den ersten Jenner verlegte. Erst nach 12. Jahren folgte, wie wir hier sehen, seinem Beyspiele Philipp II. Doch genug hievon. Wir schreiten nun zu der Geschichte dieses an großen Begebenheiten sehr fruchtbaren Jahres fort.

Der unvermuthete Todesfall des Comthurn ver- 1576.
breitete unter den Spaniern und Spanischgesinnten eine allgemeine Bestürzung. Er hatte zwar auf dem Sterbebette zur einstweiligen Anordnung Gesinnungen geäussert, nach welchen die Staatsverwaltung hätte getheilt, das Kriegswesen von dem Grafen von Mansfeld, die Gerichts- und die übrigen Staatssachen hingegen von dem Grafen von Barlaimont besorgt werden können. Allein der Tod überraschte ihn, und dem Instrument, wenn auch eines verfertiget worden, mangelte seine Rechtsform. Man hatte keine Zeit mehr, dasselbe dem Sterbenden vorzulesen, und von ihm unterschreiben zu lassen. Vielleicht hatten auch die Grafen von Mansfeld und Barlaimont, denen die schlüpfrige Lage der Geschäfte nicht unbekannt seyn konnte, keine sonderliche Lust bezeigt, die Last derselben zu übernehmen. Gewiß ist es wenigstens, daß sie nachher keinen einzigen Schritt thaten, um aus des Verstorbenen Erklärung, die ihnen so günstig war, Vortheile zu ziehen.

Solchergestalt war es der Staatsrath der Niederlande, dem die erledigte Statthalterschaft, gleichsam ab intestato zufiel. Seine erste Sorge war, den König, unter dessen Namen er an das Ruder trat, durch ausserordentliche Staatsboten auf das schleunigste davon zu benachrichtigen.

Dieser Rath bestuhnd damals aus neun Gliedern, die ich hier meinen Lesern namentlich, wenigstens vorzählen will. Vielleicht wäre manchen unter ihnen aus Familienursachen auch eine persönliche Umständlichkeit angenehm.

Philipp von Croy, Herzog von Arschot war das Haupt dieser Versammlung; allein seine anderwärti-

1576. gen Geſchäfte machten ſeine Gegenwart nöthig ſollten. Ihm folgte dem Range nach, Peter Ernſt, Graf von Mansfeld. Die Häupter des Finanzraths waren der Graf von Barlaimont, und Maximilian von Genf, Baron von Raſſinghem, welcher nachher Graf von Iſenghien wurde. Von ihm ſtammen die jezigen Prinzen von Maſmines und von Iſenghien. Dies waren die Ritter unter den Staatsräthen.

Viglius ab Aytta war ſeit ungefehr zehn Jahren, auf ſein dringendes Anſuchen, der Laſt eines Oberpräſidenten bey dem Geheimen Rathe entlediget worden; jedoch unter der Bedingung, daß er ſich den Geſchäften des Staatsraths, bey welchem er ebenfalls den Vorſiz hatte, nicht entziehen ſollte. Allein ſeine Schwächlichkeiten erlaubten ihm nicht, demſelben ſo oft beyzuwohnen, als es die Wichtigkeit dieſer Stelle und ſeiner Fähigkeiten erfoderte. Indeſſen beſorgte er ſeine Amtsgeſchäfte von Haus aus. Alle Schriften giengen ihm durch die Hand. Den wirklichen Vorſiz aber hatte damals Arnold Saasbout, Herr von Spaland. Dieſer ſtammte von einem holländiſchen Geſchlecht aus Rheinland. Anfangs war er Kanzler von Geldern. Im J. 1572. gelangte er durch den Tod Carls von Liſnac, welcher etliche Jahre vorher aus Spanien, wo er dem hohen Rathe beygewohnet hatte, zurükgekommen und Viglius Nachfolger war, zur Oberpräſidentenſtelle. Die übrigen Glieder waren: Chriſtoph von Aſſonville von Arras gebürthig, der ſeit dem J. 1556. Beyſizer des Geheimen Rathes war. Ludwig del Rio, und Hieronymus von Rueda oder Roda, welche beyde dem Herzoge von Alba als Bluträthe gedienet hatten, und nach Abſchaffung dieſes Gerichts

tes von Requesens in den Staatsrath gezogen wor- 1576.
den. Man hat zwar behaupten wollen, del Rio wäre nur in den geheimen Rath aufgenommen worden; allein das Gegentheil beweisen die Briefe des Viglius; denn jener *Doctor Ludovicus*, *Doctor Hispanus*, *Ryus* und *Ryonius* ist kein anderer als eben dieser del Rio.

Hieronymus von Rueda hatte vorher unter den Truppen gedienet, und insonderheit an jenen Meutereyen zu Antwerpen so großen Antheil genommen, daß man ihn für einen Rädelsführer derselben halten konnte; denn durch seine Ränke wurden die Spanier bald aufgewiegelt, bald wieder besänftigt. Im Staatsrathe spielte er gegen das Ende eine ungemein possierliche Rolle. Unter dem Vorwande, daß derselbe sein Ansehn verloren, legte er sich den Titel eines Generalstatthalters ad interim bey, ließ Siegel verfertigen, und im Namen des Königes Befehle und Verordnungen ausgehen, wie es ihm gut dünkte. Durch Eitelkeiten dieser Art setzte er sich dem größten Gelächter aus. Alle seine Akten wurden, so wie sie an das Licht traten, von dem Staatsrathe für nichtig erkläret, und von den Spaniern selbst wurde er ausgepfiffen.

Während der diesseitigen Anstalten sehen wir nun auch schon den spanischen Hof über der Nachricht von des Statthalters Tode, und des Staatsrathes einstweiliger Uebernahme der Regierung sehr bestürzt. Der König insonderheit sucht ängstlich bey allen seinen Ministern, ja selbst bey dem Päbstlichen Gesandten Rath, und weißt am Ende doch nicht, wozu er sich entschlieſſen soll. Nun fragt er noch den Hopperus um sein Gutachten. Dieser hatte sich bisher

1576. durch ſeine Verdienſte ſtufenweiſe bis zur Würde eines Präſidenten und Siegelverwahrers bey dem hohen Rathe der Niederlande und des Herzogthums Burgund emporgeſchwungen, und bey den Spaniern durch ſeine perſönlichen Eigenſchaften viel Liebe und Hochachtung erworben. Auch hatte man an dieſem Hofe ſchon ſeit geraumer Zeit das hartnäckige Vorurtheil, daß in einen Niederländer kein Vertrauen zu ſezen wäre, guten Theils abgelegt; und der König ſelbſt, dem ſo viele traurige Erfahrungen die Augen öfneten, ſuchte begierig alle Mittel auf, um einen Vergleich zu Stande zu bringen, und den ewigen Zwiſt beyzulegen.

Eine ſo günſtige Lage der Gemüther machte ſich Hopperus bey dieſem Vorfalle zu Nuze; und hoffte durch ſeinen Vorſchlag ſeinem Herrn ſowohl als ſeinen Landsbrüdern einen wichtigen Dienſt zu leiſten. Er rieth dem Könige, den Staatsrath in der ihm gleichſam angeerbten Würde zu beſtätigen, und ſeine Gewalt in den Regierungsgeſchäften uneingeſchränkt zu laſſen. Dieſer rührende Beweis ſeines Zutrauens zu den Niederländern, ſagte er, wäre das kräftigſte Mittel, ihre verſcherzte Liebe wieder zu gewinnen, und den Frieden zwiſchen beyden Nationen vollkommen wieder herzuſtellen. Der ganze Rath beſtühnde theils aus den Vornehmſten der dortigen Ritterſchaft, theils aus Leuthen, welche ihren Fleiß von Jugend auf dem Dienſte des Königes gewidmet, und jede Würde, wozu ſie ſtufenweiſe erhoben worden, ſeiner Wahl zu danken hätten. Im ſchlimmſten Falle ſtühnde es immer bey dem Könige, dieſe Einrichtung, wann er nur wollte, wieder abzuſchaffen, und den Staaten wieder einen Statthalter zu geben. Indeſſ

sen wären doch alle diese Räthe im Lande geboren und 1576.
erzogen, kenneten des Landes Art, Sitten und Gebräuche, wären der Nation bekannt und von ihr geliebt, und würden folglich tausend Mittel ausfindig machen können, die Gemüther zu besänftigen, und alle Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen, welche bisher die Rückkehr des Friedens und der Freundschaft, wornach sich beyde Nationen sehneten, gehindert hätten.

Diese Gründe, die allerdings von grossem Gewichte sind, machten auf den König allen Eindruck, den sich Hopperus nur wünschen konnte. Er genehmigte dessen Vorschlag, und fertigte diesmal seine Entscheidung so hurtig ab, als man es von einem Philipp II. selbst im Traume kaum erwarten konnte. In seinen Antwortschreiben, welche den 24. März datirt sind, that er seine Einwilligung in die bisher getroffenen Verfügungen dem Staatsrathe, den Prälaten, Edeln und Städten sämtlicher Provinzen auf die gefälligste Art kund; doch fügte er wohlbedächtig hinzu: Bis zur Ankunft des Don Juan von Oesterreich, den er bereits zum Statthalter der Niederlande ernennet hätte.

Man kann nicht läugnen, daß der Rath des Hopperus der beßte war, den ein kluger Staatsmann geben konnte. Desto gröſſer war die Freude über eine so auſſerordentliche Genehmigung des Königes bey dem vernünftigen Theile beyder Nationen. Der Spanier wie der Niederländer versprach sich von der neuen Einrichtung die erfreulichsten Folgen. Allein zum Unglück dauerte diese Freude nicht lange. Eine fatale Kette von Vorfällen gab nun auch Mitteln, die an sich heilsam waren, eine verderbliche

1576. Wirkung. Wir werden sie bald ausbrechen sehen. Der Leser beliebe nur wieder nach den Niederlanden mit mir zurückzukehren!

Hier trat also der Staatsrath die Regierung in aller Rechtsform an. Seine nöthigste Sorge war nun, Gelder aufzutreiben. Denn nicht nur mußten die Spanischen Truppen, welche seit dem Tode des Statthalters immer unbändiger wurden, und den Städten wie dem platten Lande mit schrecklichen Ueberfällen drohten, auf das Schleunigste befriediget werden; sondern auch die Belagerung von Zirikzee, die noch immer fortdauerte, erfoderte Tag für Tag grosse Summen. Zur Bestreitung so nöthiger Kosten trat man in ernstliche Berathschlagungen. Die gewöhnlichen Einnahmen reichten lange nicht hin. Aus Spanien war kein Zuschuß zu hoffen. Zu freywilligen Beyträgen wollte sich niemand verstehen. Man ersann also neue Auflagen; und hier stossen wir schon auf die Quelle neuer Unruhen. Die Verschiedenheit der Meynungen trennte die Glieder. Der Vorschlag für das gemeine Beste fand heftige Widersprüche. Er gieng zwar endlich durch; aber nun murrete das Volk, und der Rathschluß hatte in der Vollziehung den Nachdruck bey weitem nicht, den die mißliche Lage der Umstände durchaus erfoderte. Bald wurden auch die Spaltungen, die unter den Gliedern herrschten, ruchbar. Die Nation theilte sich in zwo Partheyen. Diese hiessen Spanier, jene Patrioten. Der freyere Tadel beyderseitiger Fehler artete schnell in Frechheit aus. Was der Wahrheit fehlte, that die Verleumdung hinzu. Der stachlichte Witz selbst des niedrigsten Pöbels fuhr ohne Verschonen über die Handlungen der Staatsräthe her; und so

war es um das Ansehn dieser ehrwürdigsten Ver- 1576.
sammlung geschehen. Eine solche Verachtung der höchsten Staatsämter wekte die schlummernde Leidenschaft der übrigen Grossen, und gab zu grössern Unruhen Anlaß. Unter dem Vorwande des gemeinen Beßten, in der That aber, um eine so günstige Gelegenheit, an der Regierung Theil zu nehmen, nicht ungenützt verstreichen zu lassen, drangen nun die Stände der Provinzen eifriger als jemals auf eine allgemeine Versammlung der Staaten. Auch mangelte es an einzelnen Personen nicht, welche, um im Trüben zu fischen, herrschsüchtige Projekte schmiedeten, und ihre Räder im verborgenen einrichteten.

Doch die Haupttriebfeder, welche die ganze Maschine bewegte, war so verborgen nicht mehr. Der Prinz von Oranien, welcher aus der Nachbarschaft auf alle diese Veränderungen ein wachsames Aug warf, war von allem zu genau unterrichtet, und in der Staatskunst zu wohl erfahren, um nicht allen möglichen Vortheil aus Umständen zu ziehen, die größten Theils sein eigenes Werk waren. Seit den zehn Jahren, als er seinen Plan entworfen, sah er im Ganzen mit Vergnügen, wie er unvermerkt seinem Zwecke immer näher kam. Aller Widerwärtigkeiten ungeachtet, welche jeden andern würden abgeschrekt haben, verlor er sein Ziel nie aus den Augen; und endlich mußten auch so manche zufällige Umstände das ihrige beytragen, seinen Entwurf zur Reife zu bringen.

Seine Kriegszüge wider den Herzog von Alba, so sehr sie ihm auch mißlangen, waren so fruchtlos nicht, als sich der Tyrann schmeichelte. Sie wekten die Nation aus ihrem Schlummer, und hefteten ihre

1576. Augen auf den Retter, der ihr gleichſam aus der Ferne die Arme bot. Anfangs erſtreckten ſich ſeine Abſichten bloß auf einen oder zween feſte Plätze, um im Lande Fuß zu faſſen. Bald aber bemächtigte er ſich mehrerer Feſtungen. Endlich unterwarfen ſich ihm ganze Provinzen; und nun war er zur See dem Feinde ſchon überlegen. Die ungeheuern Reichthümer Spaniens, dieſe Schreckbilder, welche ſeinen ganzen Muth hätten niederſchlagen ſollen, verſchwanden in wenig Jahren, oder lebten nur noch in Hirngeſpinſten. Die alten ſpaniſchen Truppen, dieſes ſo furchtbare und in der Geſchichte ſo berühmte Heer, ſchmolz in kurzer Zeit zuſammen; mit ihren Empörungen wütheten ſie wider ihr eigenes Eingeweide, und wo ſie ſchaarenweiſe das Land verheerten, da wurden ſie einzeln von den Einwohnern niedergemacht. Endlich folgte, nach dem Tode des Requeſens, noch dieſe für ihn ſo vortheilhafte Veränderung: Eine ſo ſchwache, furchtſame und von jedermann verachtete Regierung, welche, mit ſich uneins, dem Spotte des Volkes ſelbſt von denjenigen preißgegeben, die ihr Anſehn aus Pflicht hätten unterſtützen ſollen, ſich ſelbſt nicht erhalten, geſchweige der überlegenen Macht des Prinzen von Oranien Ehrfurcht gebieten konnte.

So glücklich wirkten unerwartete Umſtände, bloſſe Zufälle mit, um das Meiſterſtück, woran der Prinz unermüdet arbeitete, deſto ſchleuniger zu vollenden; und nun ſchien ihm nur noch ein Schritt übrig zu ſeyn, um der ſpaniſchen Monarchie alle ſiebzehn Provinzen auf einmal zu entreiſſen. Ueberall hatte er Freunde, Bewunderer und Kundſchafter in Menge; überall folgte man ſeinem Rath oder ſeinen Befehlen,

und

und zu jeder seiner Rollen, die er klug genug aus- 1576.
theilte, fand er Personen genug, die sie wohl zu spielen wußten.

Die rasende Unbändigkeit der spanischen Truppen brachte endlich auch den spanisch-gesinnten Theil der Nation wider sie auf. Fast einmüthig war man nun entschlossen, sie aus dem Lande zu jagen, oder der Rache des Pöbels preißzugeben. Der Staatsrath, der sie nicht bezahlen, und noch weniger im Zügel halten konnte, zog sich von beyden Theilen Erbitterungen zu. Unter dem Volke erhob sich ein Geschrey: Etliche Räthe versühnden sich mit den Aufrührern, und alle Räubereyen geschähen auf ihr Anstiften. Von Seiten der Truppen, welche immer nur Geld foderten, nannte man Betrug und Tyranney, was Unvermögen war, und tobte mit immer grösserm Ungestüm.

Bey der Belagerung von Zirikfee blieben zwar diese Truppen ihrer Pflicht getreu, so viel Leuthe sie auch dabey einbüßten. Unermüdet in den Strapatzen, unerschrocken im Angriffe, hielten sie den neun monathlichen Widerstand der Belagerten tapfer aus, und zwangen sie endlich durch Hunger und das äusserste Elend, sich zu ergeben. Dies geschah den 1. Heumonath. Kaum aber waren die Sieger in die Stadt eingezogen, als ihr Empörungsgeist wieder entbrannte. Vergebens versprach ihnen Mondragon, welchem der Befehl über diese Stadt anvertrauet worden, 100000. Franken, eine Summe, die er in größter Eile bey den Bürgern eintrieb. Die unruhigen Spanier wollten nicht warten. Sie zogen trotzig zur Stadt hinaus, und die geschossene Summe wurde den zurückgebliebenen Wallonen zu Theil.

1576. Dies brachte nun erst die Aufrührer, als sie davon Nachricht bekamen, in Wuth. Sie sagten ihren Anführern allen Gehorsam auf, beschimpften und mißhandelten sie ohne Unterscheid; stürzten sich gleich einem Schwarm hungeriger Wölfe in das Brabantische, plünderten Dörfer und Marktflecken und drohten selbst den Städten Brüssel und Antwerpen mit der schrecklichsten Rache. Alle die sich von den grossen Haufen absonderten, wurden von den Bauern todtgeschlagen. Nach langen Umwegen vereinigten sie sich endlich mit den übrigen Mißvergnügten, welche, zwischen Brüssel und Alost, zu Asch lagen. Durch eine so tolle Aufführung gieng Zirikse nach dreyen Monathen wieder verloren. Mondragon, der sich mit seiner wallonischen Besatzung zu schwach befand, seine Eroberung zu behaupten, zog beschämt wieder ab, und überließ den Seeländern Stadt, Insel, und selbst das Werkzeug seiner Eroberung, sein ganzes Geschütz.

Dies war nun für den Prinzen von Oranien ein ungemein günstiger Augenblick, seine Macht in dieser Gegend durch die Vereinigung beyder Provinzen, Holland und Seeland, fester als jemals zu gründen. Er hatte zwar in dem vorigen Jahre das Wichtigste zu diesem Endzwecke schon vorbereitet. Die Stände hatten den entworfenen Plan bereits unterschrieben, worin der Prinz für das Oberhaupt beyder Provinzen erkannt, und mit vollkommener Macht versehen, während dem Kriege alles zu unternehmen, was er zur Vertheidigung derselben für dienlich erachten würde, hingegen aber auch verpflichtet worden, die Rechte und Privilegien jedes Landes, und insonderheit die reformirte Religion im Lande

zu handhaben, wider alle Kränkungen zu schützen, 1576.
die Römischkatholische aber, so viel sich ohne Gewaltthätigkeiten thun ließ, abzuschaffen. Den Ausdruck Römisch-Katholisch fand der Prinz anstößig. Auf sein Begehren wurde statt desselben gesetzet: Die Religionen, welche wider das Evangelium streiten. Jedoch dieser Vereinigungstraktat kam erst den 25. April dieses Jahres durch den Beytritt der noch zurükgebliebenen Städte völlig zu Stand; und nach Mondragons freywilligem Abzuge war nun der Prinz von Oranien ein so unumschränkter Herr dieser Provinzen, als es der König selbst, unter dessen wenigbedeutenden Namen er regierte, immer seyn konnte.

Zu Brüssel veranlaßten inzwischen die Ausschweifungen der spanischen Truppen eine Veränderung, welche, ihrer Seltsamkeit wegen, in der Geschichte dieses Jahres eine vorzügliche Aufmerksamkeit verdient. Gegen das Ende des Heumonaths, also zu einer Zeit, da die Raserey derselben noch im Zunehmen war, konnte schon der Staatsrath die Klagen und Drohungen, womit er täglich von allen Orten her, dieser Truppen wegen, bestürmt wurde, nicht mehr ertragen. In allen Städten griffen die Bürger zu den Waffen. Man begehrte von der Regierung Erlaubniß, Soldaten zu werben. Ueberall rottete sich der Pöbel zu Haufen. Zu Brüssel war der Aufstand allgemein, und der Tumult schreklich. Hier flossen die Klagen aus allen Städten zusammen. Die Stände von Brabant selbst nährten den Lärm. Dies betäubende Geschrey von Männern und Weibern, von Hohen und Niedern, drang dem Staatsrathe so sehr zu Herzen, daß er in der Angst die spanischen

1576. Truppen überhaupt in dem Namen ihres Königes, mit allen erfoderlichen Förmlichkeiten, für Rebellen, für Feinde des Monarchen und des Vaterlandes erklärte.

Dies seltsame Placat wurde ohne Verzug in alle Provinzen ausgesandt, und überall öffentlich ausgekündigt. In Flandern erwartete man dasselbe mit solcher Sehnsucht, daß die Kundmachung zu Gent schon den 29. Heumonath, an einem Sonntage, den nämlichen Morgen geschah, da es einlief.

In der That, nichts ließ possierlicher, als der Name des Königes von Spanien in einem Ausschreiben, worinn er seine Spanier für Meuter, Verräther, Meineidige und Rebellen erkläret; den Einwohnern der sämtlichen Niederlande ernstlich befiehlt, alle Gewalt wider sie zu gebrauchen; sie, wo sie sich nur zur Wehre setzen wollten, ohne weitere Umstände niederzumachen; ihnen ausdrüklich verbietet, denselben Zuflucht zu gestatten, Lebensmittel zu reichen, oder sonst, unter welcherley Vorwand es auch sey, einigen Beystand zu leisten; zu diesem Ende alle Ortschaften berechtiget, sich zu bewafnen und zu Haufen zu sammeln, so oft die Sturmglocke gezogen und die Trommel gerühret würde; und dies alles zur Ehre des Königes und zur Wohlfahrt seiner Staaten.

Einen oder zween Tage vor dieser schrecklichen Achtserklärung überrumpelten die Rebellen Alost in Flandern. Sie hatten damals, wie bereits gemeldet worden, ihr Hauptquartier zu Asch, wo sie die ganze Gegend umher durchstreiften und ausplünderten. Der Graf von Mansfeld und alle hohe Staabsofficiere verschwendeten ihre Beredsamkeit an den Unsinnigen. Man that ihnen die rührendsten Vorstel-

lungen und die annehmlichſten Vorſchläge. Hieronymus von Rueda ſelbſt gieng zu ihnen hin, und hoffte, ſie durch ſeine Gegenwart, von welcher er ſo hohe Gedanken hatte, wieder zu beſänftigen. Allein auch ſein Zureden rührte ſie ſo wenig, 1576.

Quam ſi dura ſilex, aut ſtet Marpeſia Cautes.

Den 25. Heumonath zogen ſie in aller Frühe auf Aloſt los, und griffen dieſe Stadt, die damals noch ziemlich befeſtiget war, mit einer Wuth an, die ihrer Abſicht würdig war. Allein die Bürger, welche mit wilden Thieren zu kämpfen glaubten, hielten mit Hilfe der Bauern, welche aus der Nachbarſchaft herzueilten, den wiederholten Sturm bey der Brücke über den Denre tapfer aus. Das Gefecht dauerte bis gegen Abend. Endlich wurde die Stadt durch einen Bauer verrathen, der dem Feind ein Haus wies, aus welchem man über eine Wieſe ganz bequem hinein kommen konnte. So bemächtigten ſich die Spanier dieſes Plazes; und die Hilfstruppen, welche man, auf das erſte Gerücht dieſes Ueberfalles, aus Brüſſel und Gent dahin abſchikte, kamen zu ſpäthe.

Gleich nach ihrem Einzuge warfen die Rebellen, zum Beweis ihrer Sendung, die Obrigkeit und die vornehmſten Bürger ins Gefängniß, hängten einen königlichen Beamten auf, beſezten alle Häuſer der Stadt; und nun erwartete man ſtündlich das Zeichen zur Plünderung. Allein dieſen Raub, den ſie ſchon in den Klauen hatten, verſparten ſie bis auf ihren Abzug, plünderten unterdeſſen auſſerhalb der Stadt, und verwüſteten bis nahe vor Brüſſel und Gent die ganze umherliegende Gegend.

Auf dieſen Vorfall erfolgte die Achtserklärung,

1576. worinn selbst Hieronymus von Rueda und die übrigen Generale ihre Einwilligung gaben. Dadurch aber wurde die Empörung nur mehr geschüret. Die Stadt Alost ward bald ein Sammelplaz aller übrigen, welche diese Achtserklärung und die häufigen Werbungen der Stände nöthigten, auf ihre Sicherheit zu denken. Zu gleicher Zeit aber sah sich auch der Staatsrath genöthigt, die Generalstaaten zusammenzuberufen, die sich zwar ohne diesen Beruf, wie die Folge zeigen wird, versammelt hätten.

Nun ist also wieder alles in voller Bewegung. Man befestiget Städte, der Bürger verläßt sein Gewerbe, der Landmann den Feldbau, alles greift zu den Waffen, und die ganze Nation ist auf den Ausgang begierig.

Unterdessen aber zog zu Brüssel ein neuer Auftritt die Aufmerksamkeit der ganzen Nation auf sich. Eine der kühnsten Unternehmungen, die man für Unsinn halten sollte, wenn sie nicht so deutliche Kennzeichen einer Ueberlegung und langen Vorbereitung hätte! Da, wie schon erinnert worden, einige unter den Staatsräthen eines geheimen Verständnisses mit den Spaniern beschuldiget worden, so wagte man jezt einen Hauptstreich, welcher dem wankenden Ansehn dieses Rathes auf einmal ein Ende machen sollte.

Es war den 4. Herbstmonath dieses Jahres, an einem Versammlungstage beyder des Staats- und Geheimen Raths, als des Herr von Glimes, Oberamtmann des wallonischen Brabantes, auf Befehl des Baron von Hese, eines geschwornen Feindes der Spanier, den man kurz zuvor zum Statthalter von Brüssel ernannt hatte, mit Genehmigung der Stände, wie es hieß, in Begleitung einer Wa-

che von 400. Mann, beyde Rathsstuben überfiel, 1576.
und alle Glieder, die zugegen waren, aus ihrem Heiligthume gefangen mit sich fortführte. Indessen beobachtete man einen so persönlichen Unterschied unter ihnen, daß sich die vorläufigen Anstalten, und die Behutsamkeit in dem Handel deutlich genug erkennen liessen. So wollte zum Beyspiel das Glück, daß der Herzog von Arschot, einer Unpäßlichkeit halben, diesen Tag dem Rathe nicht beywohnte. In der That aber kann man versichern, daß er höflich ersucht wurde, dießmal nicht dabey zu erscheinen. Ja die Stände vertrauten ihm sogar während dieser Verwirrung, insonderheit in Kriegssachen, die höchste Gewalt an. Viglius, der wirklich krank war, besorgte schon seit langer Zeit die Geschäfte von Haus aus; daß er aber hier Gewaltthätigkeiten erlitten habe, wie einige vorgaben, ist falsch. Er starb nicht lange nach dieser Begebenheit, den 8. May 1577.

In den Denkschriften des Herrn von Tassis, betitelt: Commentaria de Tumultibus Belgicis sui temporis, welche Hoynk von Papendrecht in seine Analecta Belgica eingerücket hat, wird erzählt, daß der Herr von Glimes, ein junger Mann, und ein geschworner Feind der Spanier, die Thüre des Staatsrathes, welche er bey seinem kriegerschen Besuche verschlossen gefunden, mit eisernen Stangen aufgestossen habe. Allein die übrigen zeitverwandten Schriftsteller melden nichts von diesem Umstand.

Carl von Croy, Marggraf von Havre, Halbbruder des Herzogs von Arschot vom Vater her, war auch ein Freund von dieser Parthey. Er war eben aus Spanien zurükgekommen, wohin ihn der Staatsrath nebst einem seiner Mitglieder abgesandt hatte,

1576. um dem König von der schrecklichen Verlegenheit, worin sich die Regierung befände, Nachricht zu geben, und Verhaltungsbefehle einzuholen. Mit gleichem Auftrage waren auch aufs neue, zween Tage vor diesem possierlichen Ueberfalle, der Baron von Rassinghem und der Herr le Vasseur de Moriensart dahin abgereiset. Hier scheint der spanische Hof in sein gewöhnliches Gleis wieder zurükgetreten zu seyn. Denn auf alle diese so dringenden Anfragen antwortete man mit leeren Versprechungen: Don Juan werde nächstens in die Niederlande kommen, und die Ordnung daselbst wieder herstellen.

Dieser Marggraf von Havre (um noch etwas von dem Unterschied anzumerken, den man bey diesem Unternehmen beobachtete) gieng, nebst dem Oberpräsidenten Sasbout und noch einigen andern, frey aus. Die Grafen von Mansfeld und Barlaimont hingegen wurden zu Fuße, von Spießträgern umringt, auf den Plaz in das Brodhaus (Broot huys) geführt. Ein gleiches Schikſal widerfuhr den Räthen von Assonville und del Rio, die man in eine Weinschenke einquartierte, nebst zween oder dreyen des Geheimen Raths, und den zweyen Secretaren Berti und Scarenberg. Die übrigen ließ man nach Hause gehn. Nach einigen Tagen wurde auch den meisten der Gefangenen erlaubt in ihre Wohnungen zurükzukehren; nur gab man ihnen Wachen mit. Del Rio aber wurde aus seiner Herberge nach Treurenberg in Verwahrung gebracht.

Diese verwegene That geschah unter einem großen Zulaufe des Volkes, doch ohne Tumult. Alles sah mit stillem Beyfalle zu. Niemand durfte es wagen, einen Abscheu davor zu bezeugen, so abscheulich sie

auch war. Sie diente den folgenden Auftritten zu einem Merkzeichen; denn, wie gesagt, alles scheinet ein von fernher wohl vorbereitetes Werk zu seyn. Jeder Vorfall, jeder Schritt scheint zu dem großen Zwecke zu führen, die ganze Regierungsform über einen Haufen zu werfen, und einen neuen Staat zu bilden. 1576.

Nun schikten die Stände von Brabant zween Abgeordnete nach Gent. Zu gleicher Zeit erschien hier auch, im Namen derer von Hennegau, ein Edelmann Namens Mesnage. Man bat diejenigen von Flandern, denen dieses zukam, ohne Verzug die Staaten zusammenzuberufen. Die Sache hatte nicht die geringste Schwierigkeit. Die Berufung geschah den 9. Herbstmonath, und den 14. nahm die Versammlung schon ihren Anfang. Abermals ein merkwürdiger Umstand! Man urtheile selbst, ob dies eine Sache sey, die sich in so wenig Tagen bewerkstelligen läßt.

Die Versammlung öfnete sich mit einer heftigen Rede wider die Spanier; wider ihre Räubereyen und Grausamkeiten, und überhaupt wider die alte und unversöhnliche Feindschaft dieser Nation, wider ihren festen und sich immer deutlicher offenbarenden Vorsaz, die Niederländer unter ihr Joch zu bringen. Hierauf folgte der Vortrag: Ob es bey so bewandten Umständen nicht rathsam wäre, diese Störer der allgemeinen Ruhe mit vereinigten Kräften aus dem Lande zu jagen, und zu diesem Ende mit Brabant, Hennegau und allen übrigen Provinzen, welche diesem heilsamen Vorhaben beyzupflichten gedächten, in einen gemeinschaftlichen Bund zu treten? Wenn der Vorschlag genehmiget würde, sagt der Redner zum Beschlusse, so könnten von Stund an, weil kein

1576. ne Zeit zu verlieren wäre, einige von der Versammlung nach Brüssel abgeordnet werden.

Die Versammlung war ausserordentlich zahlreich. Die Bischöfe und Prälaten hatten wider die Achtserklärung einer ganzen Nation vieles einzuwenden. Ihre Meynung schränkte sich bloß auf die zu Alost sich eingenisteten Räuber ein. Allein man stellte ihnen die Ruchlosigkeit und den Frevel vor, den sie kurz vorher an der Abtey Affligbem begangen; das Morden und Brennen der andern auf der Seite von Antwerpen, im Waasland, und bis zu den Thoren von Gent. Endlich stimmten die Edeln und Abgeordneten der Städte, die in großer Menge zugegen waren, diesen Gründen bey, und die Meynung für die allgemeine Achtserklärung gieng ohne fernere Widersprüche durch.

Während der Sitzung hatte man die List gebraucht, durch einen blinden Lerm die Abgeordneten zu ängstigen. Man streute das Gerücht aus, die Spanier zu Alost wären bereits im Anmarsche; man sehe sie schon in den Vorstädten. Die Sturmglocken und Trommeln liessen sich wacker hören; die Bürger griffen zu den Waffen, und die ganze Stadt war voll Tumultes. Diese Spiegelfechterey wurde den folgenden Tag fortgesezt.

In der That waren aber auch die Flamänder in Ansehung des Schlosses vor Gent, welches die Spanier innen hatten, in wohlgegründeter Furcht. Man hatte stündlich zu besorgen, diese mögten die Truppen zu Alost zu sich ziehen, und dann mit vereinigter Wuth auf die Stadt losstürmen. Hierzu kam noch das allgemeine Mißtrauen, das in diesen unglüklichen Zeiten unter den Patrioten selbst herrschte,

und vielen unnöthige Sorgen machte. Selbſt an 1576.
den untadelhafteſten Schritten des Einen glaubten die andern ſpaniſche Geſinnungen oder Privatabſichten zu entdecken, und dieſe Seuche der Gemüther griff unter der bald darauf erfolgten Anarchie immer mehr um ſich.

Aus dieſer zweifachen Furcht geſchah es, daß man, als der Graf von Roeux, auf die erſte Nachricht des Aufbruchs der Rebellen nach Aloſt, einige Truppen in Gent und Brüſſel geworfen hatte, auch die Nationaltruppen zu Gent verſtärkte. So unternahm man dann gemeinſchaftlich die Belagerung der Burg. Die Truppen ſchlugen ihr Lager auf der Feldſeite auf, die Bürger aber ſchloſſen den Feind von der Stadt her ein. Unterdeſſen aber zog ſich dieſe Belagerung in eine verdrießliche Länge. Man hatte Mangel an Geſchüz und andern Kriegsgeräthſchaften; und das öftere Abſondern zu anderwärtigen Unternehmungen ſchwächte die Regimenter Roeux und Noyelles, welche von dem Feld her der Burg beykommen ſollten.

Zwiſchen dieſen Vorfällen wurde im Verborgenen ein neues Projekt geſchmiedet, mit deſſen Ausführung man nicht ſäumte. Man ſah auf der einen Seite die Nothwendigkeit, ſich der Burg zu bemächtigen; auf der andern konnte oder wollte man ſich dem Grafen von Roeux und den übrigen Befehlshabern, auf welche man immer viel Verdacht warf, nicht vertrauen. Man mußte alſo auswärts Hilfe ſuchen.

Traurige Ausſichten für Spanien! Mit der Zuneigung, die es unter den vorigen Regierungen noch genoſſen hatte, gieng nun auch der Gehorſam und die Ehrfurcht in den Niederlanden verloren, die es

1576. mit ſolcher Gewalt erzwingen wollte. Auf die unbeſonnene Strenge des Herzogs von Alba folgte unter dem Requeſens eine ſo unzeitige Nachſicht, und eine Sorgloſigkeit, die für die Ehre Spaniens ein ſehr ungünſtiges Vorurtheil erwekte. Die ſchändlichen Ausſchweifungen der ſpaniſchen Soldaten, welche, in Vergleichung der an ihnen ſo ſehr gerühmten Treue und Kriegszucht, das Anſehn einer befohlenen Raſerey hatten, gaben endlich zu noch ſchlimmern Urtheilen Anlaß. Kurz, man ſchloß aus allen Umſtänden, entweder auf die Ohnmacht der Krone, oder auf einen längſt gefaßten Vorſaz die niederländiſchen Staaten unter ihrem Schutte zu vergraben.

Die jezige Lage gab zu dergleichen Betrachtungen reichen Stoff. Sie wekte jene alten Weiſſagungen wieder aus der Vergeſſenheit auf, die man nun alle ſeit den zehn Jahren, theils wirklich erfüllt, theils immer noch in Erfüllung gehen ſah; und der Prinz von Oranien wurde nun auch von den Ungläubigen für einen Propheten gehalten.

So eiferſüchtig die Großen auf das Anſehn und die Macht dieſes Prinzen waren, ſo überdrüſſig wurden ſie nun auch der ſpaniſchen Herrſchaft. Von den Vornehmſten bis zu den Geringſten ſehnte ſich alles einmüthig nach einer Veränderung. Nur in der Art war man verſchieden. Der eine wollte Freyheit, der andere einen neuen Herrn. Dieſe Verſchiedenheit zeugte Zurükhaltung, vervielfältigte den Argwohn, und gab täglich zu neuen Auftritten Anlaß, die zwar alle nach dem gemeinſchaftlichen Zwekke abzielten, deren beſondere Abſichten aber hinter mannichfaltigen Maſken ſorgfältig verſtekt wurden.

Der wichtigste Schritt zu der Staatsveränderung war gethan. Wir haben gesehen, durch welche Mittel man den Staatsrath, wenigstens die spanische Parthey desselben, unter das Joch brachte. Mit den weitern Unternehmungen säumte man nicht. Wir wollen ihnen Schritt vor Schritt folgen. 1576.

Wann Flandern durch andere Provinzen bewogen wurde, die Staaten zu versammeln, und also von dem Strome schien hingerissen zu seyn, da es den Spaniern ein so strenges Urtheil sprach; so schritt es indessen aus eigenem Antriebe zu einer andern Unternehmung, die in ihrem Entwurfe planmässiger war, als die vorigen Staatsstreiche, welche auch hätten mißlingen können. Die Veranlassung dazu gab jener Graf von Bossu, welcher, seit seinem unglüklichen Versuche, Middelburg zu entsetzen, immer noch in Seeland gefangen saß. Seine Loslassung bey dem Prinzen auszuwirken, hatte um diese Zeit der Baron von Auxi, sein Bruder, eine Reise nach Seeland unternommen. Da er seinen Weg über Brüssel nahm, so ergriffen einige der Vornehmsten von den Ständen, welche nun ihre ganze Hofnung auf die Verbindung mit dem Prinzen sezten, diese Gelegenheit, oder besser, sie veranstalteten sie. Wenigstens ließ sich der Baron zu dem Auftrage bereitwilliger, und in dem ganzen Geschäfte dienstfertiger finden, als es sich von einem Bruder des Grafen von Bossu, der nur im Vorbeygehn darum ersucht wird, erwarten läßt. Dem sey nun wie ihm wolle — genug man gab ihm einen Brief an den Prinzen mit, worinn derselbe zu einem Bündniß eingeladen, und zur Bestürmung der Burg von Gent um Hilfstruppen ersucht wird. Der Brief ist vom 21. Herstmo-

1576. nath datiert, und von dem Grafen von Roeux, und den Herren von Ognies, von Moucron, von Herpe und von Lecke als Kriegsräthen, auf Anhalten der vier Glieder von Flandern, unterschrieben, welche im Erfoderungsfalle auch ihre Namen zuzugeben bereit waren. Es scheint aber nicht, daß man derselben nöthig gehabt hätte. Alles gieng nach Wunsch und in der größten Geschwindigkeit von statten. Der Baron von Auxi reisete in Begleitung eines Sachwalters, Namens Michael von Backer, noch den 21. oder den folgenden Morgen nach Seeland ab.

Den 23. schrieb der Prinz schon zurück, bezeigte sich zu dem Bündnisse sehr geneigt, bestimmte die vornehmsten Artikel, und versprach auf den folgenden Tag die begehrten Hilfsvölker. Den 24. begaben sich auch wirklich acht Fahnen Fußvolkes mit siebenzehn Feldstücken unter der Anführung des Obersten Temple, eines Engländers, auf den Marsch, und den 26. des Morgens langten sie schon zu Gent an. So kam dieser Vertrag, wenigstens seinem summarischen Inhalte nach, innerhalb vier Tagen völlig zu Stande. Wem leuchtet aus einer solchen Beschleunigung das Angestellte in dem ganzen Handel nicht deutlich in die Augen?

Indessen kam doch noch bey dem Schlusse des Geschäftes ein Umstand in die Quere, welcher dasselbe leicht hätte rükgängig machen können. Es war schon alles in Richtigkeit gebracht, als der Baron von Auxi ein Schreiben erhielt, woraus er dem Prinzen zu berichten hatte, daß die Glieder ihre Gesinnungen geändert hätten; daß sie den Auftrag wieder zurüknähmen, wenn anders die Truppen nicht schon

unterwegs wären. Allein weder der Unterhändler noch der Prinz liessen sich dadurch in ihrem Geschäfte stören. Vermuthlich kannten sie den Gehalt dieser Münze, und sahen die Maske, die man vielleicht zum Troste der Schwachglaubigen anlegen mußte, für einen Wink an, nur desto rascher zu Werke zu gehn. In der That brachte auch der Baron von Auri selbst die Truppen über Vliessingen durch den Sas in größter Eile nach Gent. An dem Thore kam man ihnen mit einer neuen Fraze entgegen. Man wollte sie nicht einlassen. Jedoch Wilhelm von Rehulle, Herr von Asche und ehemaliger Oberbefehlshaber von Gent, welcher nicht wußte, oder eigentlich, nicht wissen wollte, daß die vier Glieder ihr Wort zurükgenommen, fragte dreist: Warum man die Thore Freunden verschliessen wollte, die man doch berufen hätte? Und nun zogen diese Truppen ohne weitern Anstand in die Stadt ein, und wurden sehr wohl empfangen. Man wies ihnen gute Quartiere an; bestimmte ihren Unterhalt, und kam mit ihnen überein, wie sie sich in Religionssachen zu verhalten hätten. Ihre Aufführung gab auch Niemanden zu Klagen Anlaß.

Mit dieser Verstärkung sezte man nun die Belagerung desto nachdrüklicher fort. Man schoß Bresche, man lief Sturm. Allein erst den 11. Wintermonath ergab sich die Burg, nach dem hartnäckigsten Widerstande, welchen die Spanier, in Abwesenheit Mondragons, unter der Anführung seiner Gemahlin, eines heroischen Weibes, thaten.

Diese ersten Hilfsvölker des Prinzen bestuhnden aus 2—3000. Mann. Die übrigen drey und zwanzig Fahnen, die er noch versprochen hatte, folgten in kur-

1576. zer Zeit nach; und solchergestalt breitete der Prinz von Oranien nach und nach, und gleichsam Schritt vor Schritt, seine Kriegsmacht in den Provinzen immer weiter aus.

Dritter Abschnitt.

Die Staaten der Provinzen übernehmen die Regierung der Niederlande im Namen des Königes. Verbindung mit dem Prinzen von Oranien. Friedens-Vertrag von Gent.

Nach solchen Riesenschritten, womit wir in dem vorhergehnden Abschnitte die Parthey der Patrioten ihren Zwek haben verfolgen sehen, war es nicht mehr möglich, stillezustehn. Der Knotten eilte seiner völligen Entwickelung zu. Das Geheimniß der Triebfeder hat die Zeit aufgeklärt. Denn ich wiederhole hier nochmals, was ich schon oft angemerkt habe: Ohne ein geheimes Verständniß, ohne ferne Anstalten ist es unbegreiflich, wie so große Veränderungen so plözlich entstehen konnten. Wir dürfen nur einen Blick auf die aneinanderhangende Folge der Begebenheiten werfen, um das Werk eines Verstandes daran zu erkennen, der sich größtentheils ordnete und knüpfte.

Das allgemeine Mißvergnügen hatte die Gemüther zu jedem Eindrucke geschikt, und der gewaltsamsten Unternehmungen fähig gemacht. Und welche Reizungen dazu hatten sie nicht in der abscheulichen Aufführung der Spanier? Es ward also beschlossen, sie sämtlich aus dem Lande zu jagen. Jedoch hiezu wurden kräftige Mittel, und eine weit größere Macht erfodert, als man damals auf den

Bei-

Beinen hatte, um sich der Plätze, die sie noch inne 1576.
hatten, zu bemächtigen, und sie auf freyem Felde mit Vortheil anzugreifen. Wie wäre es aber möglich gewesen zu dieser Macht zu gelangen, wenn man nicht vorher die Regierung verändert, fremder Hilfe, die in der Nähe auf den Wink wartete, sich versichert, und im Lande selbst die nöthigen Summen gleichsam unter dem Schutte hervorgesucht hätte? War aber dies alles ein Werk von etlichen Tagen? Die Anordnung aller dieser Mittel, das schleunige Glück selbst, zeugt von reifem Vorbedachte. Alle Wege wurden vorher gebahnet. Man that behutsame Schritte, und so gelang jeder derselben.

Der Anfang wurde mit der allgemeinen Achtserklärung gemacht, wozu man den Staatsrath zwang. Aber dieser Zwang selbst zeugt von spanischen Gesinnungen, wovon dieser Rath angesteckt war. Man gieng also einen Schritt weiter. Die verwegene Unternehmung zweyer oder dreyer Privatpersonen reinigte ihn von den spanisch-gesinnten, und entschied also das Schicksal der Regierung. Hierauf berief man in allen Provinzen die Staaten zusammen; und diese allgemeine Versammlung, die in Spanien ein so grosses Aergerniß war, der sich Philipp II. seit seiner Abreise aus den Niederlanden so eifrig widersetzt hatte, kam zu Stande. Nun belagert man die Festungen; nun schlägt eine der vornehmsten Provinzen eine Verbindung mit demjenigen vor, den sie für einen Rebellen hätte halten, und in Verbindung mit den übrigen aus der Provinz, worin er sich bereits festgesetzt, mit aller Macht vertreiben sollen. Sie bittet ihn um Hilfsvölker; und erhält sie. Sie erscheinen gleichsam auf den Wink. Bald soll

1574 gen mehrere nach, und endlich breiten ſich dieſe Truppen in alle übrigen Provinzen aus.

Dies iſt in kurzen Worten gleichſam der Schattenriß der Begebenheiten, die wir in dem vorigen Abſchnitt ihrer Reihe nach abgehandelt haben. Damals ſchrieb man vieles auf die Rechnung des Zufalles, und darüber dürfen wir uns nicht wundern. Man ſah die Verbindung der Urſachen und Wirkungen noch nicht ſo deutlich ein. Die Triebfedern waren dem größten Theile verborgen. Selbſt die meiſten von denjenigen, welche zu Werkzeugen dienten, glichen den Theilen eines Uhrwerkes, die ſich in verſchiedener Richtung nach einem gemeinſchaftlichen Zwecke bewegen, ohne die Hand zu kennen, die ihnen dieſe Richtung gab. Die Sehnſucht nach einer Veränderung war zwar allgemein. Doch war ſie bey dem einen heftiger, als bey dem andern. Bey dieſem konnte ſie ſich auch wirkſam zeigen; jener hatte nichts, als ſeinen guten Willen. Vielen war nicht zu trauen; manche waren nicht verſchwiegen genug, und die meiſten zu veränderlich, zu verzagt, um einen ſo groſſen Zweck, trotz allen Schwierigkeiten, ſtandhaft zu verfolgen. Bey ſolchen Umſtänden war alſo viel Vorſicht und Behutſamkeit nöthig. Auf der einen Seite hatte man Abſichten, auf der andern Vorurtheile und Schwachheiten zu ſchonen; und hier finden wir den Schlüſſel zu jenen kleinen Vorfällen, die man zuweilen, zum Behufe der Wahrſcheinlichkeit, gleich Epiſoden, in die Haupthandlung einſchob; zu den Mummereyen, womit man ſich gewiſſen Perſonen gefällig erzeigen mußte, die nur im Dunkeln unter entlehntem Namen mitſpielen, und, im Fall eines ſchlimmen Ausganges, einen offenen Rückweg

sich vorbehalten wollten. Kurz, man mußte sich nach 1576.
jedermanns Sinn, so gut man immer konnte, bequemen; und hierzu war die Dunkelheit, worin das grosse Projekt eingehüllet lag, sehr geschickt.

Eine gleiche Bewandtniß hatte es mit dem Staatsstreich des von Glimes. Damals wimmelte Brüssel von Fremden und Abgeordneten aus allen Provinzen. Aber nur sehr wenige wußten, warum sie da waren. Dieß zeigte sich erst in der Aufklärung. Ferner, als die Generalstaaten die Regierung übernahmen, thaten sie dieses im Namen des Königes; und kraft eines Briefes vom 24. März, worin er ihnen seine Entschliessung, den Staatsrath einstweilen in der übernommenen Regierung zu bestätigen, kund that. Denn dies Schreiben legten sie so aus, als wenn der König ihren Gliedern dadurch ein Vorzugsrecht vor diesem Rathe anerkennete. Sie schaften aber auch diesen Rath nicht ab, sondern schränkten blos sein Ansehen ein. Ja sie schienen nachher mit der andern Hand wieder zu geben, was sie ihm mit der einen genommen hatten. Sie besetzten die erledigten Stellen und befestigten sein Ansehen wieder.

Solchergestalt bekam die Staatsverwaltung allmählich die Gestalt einer Republick; und wenn wir den Namen des Königes ausnehmen, den man damals noch beybehielt, so war es im Ganzen die nämliche Verfassung, die noch wirklich in den Vereinigten Provinzen bestehet. Jede Provinz schicket zu der Versammlung der Generalstaaten ihre Abgeordneten. Die Anzahl derselben sowohl, als die Zeit, wie lange sie beywohnen können, ist willkührlich. Aber jede Provinz, so viel sie derselben auch senden mag, hat nur Eine Stimme; keine hat vor

1576. der andern den geringsten Vorzug. Der Vorsitz wechselt von Woche zu Woche unter ihnen ab, und durch die Mehrheit der Provinzen wird alles entschieden. Im Staatsrathe hingegen, wobey auch einige hohe Staabsoffiziere Zutritt und Siz haben, entscheidet die Mehrheit der Stimmen, nach der Anzahl der Beysitzer, welche für jede Provinz bestimmet wird. Diesem Rathe liegt die Vollziehung der Befehle und Verordnungen der Generalstaaten ob, welche aber denselben auch in den Staatsangelegenheiten zu Rathe ziehen.

Dies ist überhaupt die Regierungsform, welcher die Unruhen dieses Jahres den Ursprung gaben. Ihre ganze Einrichtung scheinet keineswegs die unzeitige Frucht einer Nothhilfe, und noch weniger die Geburth des blinden Zufalles zu seyn.

Die Stände hatten sich indessen der obersten Gewalt so bald nicht bemächtigt, als sie, diesen Schritt zu rechtfertigen, Manifeste ausgehen liessen, worin die tolle Aufführung der Spanier, als der Hauptbewegungsgrund, mit lebhaften Farben geschildert wird. Diese Manifeste wurden durch aufferordentliche Gesandten allen denjenigen auswärtigen Mächten zugeschikt, von welchen man sich Hilfe versprach. Der Kayser und verschiedene andere Fürsten boten in freundschaftlichen Ausdrücken ihre Dienste zu einem Vergleiche zwischen Spanien und den Niederlanden an. Heinrich III. ließ sein Herz reden. Er zeigte zwar allen guten Willen, entschuldigte sich aber mit den verdrüßlichen Händeln, die ihm die Ligue ohne Unterlaß erregte, so daß es ihm unmöglich wäre, seinen Freunden zu helfen. In der That hatte er auch alle seine Macht nöthig, um sich der Gefah-

ren zu erwehren, womit ihn diese Ligue von allen 1576.
Seiten bedrohete. Ihr Ansehn wuchs endlich, wie wir in der Folge sehen werden, zu der fürchterlichen Grösse hinan, welche so vieles Blutvergiessen in Frankreich verursachet hat. Sie wurde vom Pabst und vom König in Spanien unterstützet; und hieraus konnten die Flamänder schon schliessen, was sie sich von ihr zu versprechen hätten.

Der Englische Hof allein erwies sich den Ständen hilfreich. In einem Verhöre, welches Elisabeth dem Gesandten derselben, dem Herrn von Swevegghem, den 13. Christmonath dieses Jahres gab, bewilligte sie den Provinzen 100000. Pfund Sterling; 40000. empfieng auch der Gesandte auf der Stelle, in ungemünztem Silber. Die übrigen 60000. Pfund wurden durch den Herrn Wilsem, der Königin Sekretar und Residenten, zu Brüssel geschossen. Die Bedingungen dieses Darlehns waren: Erstlich, daß die Städte Gent, Brügge, Dünkirchen, Nieumpoort, und Middelburg für die ganze Summe sich verbürgen; zweytens, die Staaten, ohne Zuziehung und Theilnehmung der Königin keinen Waffenstillstand schliessen, noch weniger einen Vergleich treffen; drittens, die Engländer ihre Rechte und Freyheiten in den Niederlanden, wie sie solche vor den Unruhen genossen, noch ferner geniessen, und endlich die Niederländer alle Verbannten aus England, die sich in ihre Provinzen geflüchtet, fortjagen sollten.

Während solcher auswärtigen Unterhandlungen, wandte man zur Wiedereroberung der festen Plätze alle Macht an, welche seit dem mit dem Prinzen geschlossenen Vertrage zusehens anwuchs. Tag vor

1576. Tag wurden mehrere Hilfsvölker an den Küsten von Flandern ausgeschiffet. Oudenarde hatte sich den 16. Weinmonath ergeben, und Dendermonde folgte ihm bald nach. Das daselbst in Besatzung liegende deutsche Regiment von Polweiler vertheidigte sich zwar tapfer; da es ihm aber hauptsächlich um die Zahlung eines ansehnlichen Rückstandes zu thun war, so schafte Kerhult von Ryhove mit baarem Gelde Rath; und ob er ihnen gleich bey weitem so viel nicht zahlen konnte, als sie zu fodern hatten, so liessen sie sich doch mit Wenigem begnügen, und zogen aus. So wurde diese Stadt mehr erkauft als erobert, und Ryhove zum Befehlshaber derselben bestellt.

Mit diesen Vortheilen, die man aus des Prinzen von Oranien Freundschaft zog, wuchs die Begierde, sich noch genauer mit ihm zu verbinden; und nun schritt man zu jenen wichtigen Unterhandlungen, wodurch der berühmte Gentische Frieden zu Stande gebracht wurde. Unter dem Vorwande, das zu Breda unterbrochene Friedensgeschäfte fortzusetzen, schrieben die Stände der Provinzen den 10. Weinmonath eine neue Zusammenkunft nach Gent aus, wo sich auch die Bevollmächtigten ohne Verzug einfanden. Mitten unter dem Geräusche der Waffen, und gleichsam vor den Augen des Kriegsgottes (denn die Burg vor Gent litt damals die heftigsten Stürme) hielten die Bevollmächtigten des Prinzen, den 18. dieses Monaths zu Gent ihren feyerlichen Einzug. Ausser einem Rathsherrn von Seeland, Namens Anton von der Zickelen, und Peter von Rycke, dem Amtmanne von Vlißingen, waren es die nämlichen, welche anderthalb Jahre vorher den

Versammlung zu Breda beygewohnet hatten. Sie 1576.
wurden mit grossen Freudenbezeugungen empfangen. Dieselben ankommen zu sehn, flog aus der ganzen Gegend ein grosser Schwarm von Neugierigen nach Gent. In der That war auch ihre Ankunft merkwürdig und rührend. Mit ihrem zahlreichen Gefolge, welches durch die Menge derer, die seit den Verfolgungen des Herzogs von Alba nun zum ersten Male wieder den vaterländischen Boden betraten, noch ansehnlicher wurde, füllten sie eine ganze Flotte von Jachten und Barken.

Den Tag darauf fiengen sie schon ihre Unterhandlungen an. Hier hatte man keine fremde Vermittelung vonnöthen. Die Sachen waren so wohl vorbereitet, und die Verhaltungsbefehle der Gesandten so gemessen, daß man zu Anfange des Wintermonathes mit dem ganzen Geschäfte schon zum Schlusse kam. Aus blosser Förmlichkeit wurde nun noch der Vertrag dem Staatsrathe zur Einwilligung zugesandt, der ihn auch den 5. bestätigte, und den andern Morgen wieder zurück schickte. Den 8. folgte die Unterzeichnung. Sie geschah mit grosser Feyerlichkeit bey offenen Thüren. Alle die sich unterzeichnet hatten, erschienen sodann gegen Mittag auf dem grossen Erker des Stadthauses, von welchem alle 25. Artikel des Vertrages bey brennenden Fakeln, dem Schalle der Trompeten, dem Geläute der Glocken, und unter Abfeurung des groben Geschützes, womit man die Burg beschoß, öffentlich abgelesen wurden. Denn diesen und den vorhergehnden Tag hatten die Belagerer, um das Friedensfest zu verherrlichen, das kriegerische Feuer verdoppelt. Man hatte sogar den Tag, und in der Stunde der Aus-

1576. kündigung, einen allgemeinen Sturm gewagt. — Allein, aus Mangel nöthiger Vorbereitungen mißlang der Versuch, und die Burg ergab sich erst nach dreyen Tagen.

In so kurzer Zeit wurde also dieser Vertrag vollendet. Ein Meisterstück der Staatskunst, welches allen folgenden Verträgen zur Richtschnur gedient, und den Grund zu der jetzigen Regierungsform in den Niederlanden geleget hat.

Im Eingange wird der Friedensunterhandlungen zu Breda Erwähnung gethan, welche man nun desto eifriger und einmüthiger fortzusetzen sich genöthiget sahe, je mehr die Provinzen bisher durch traurige Erfahrungen überzeugt worden, daß die Spanier mit ihren tollen Ausschweifungen (welche hier nach der Reihe angeführt werden) keinen andern Zweck hätten, als die Niederlande zu einer Wüsteney und die Einwohner zu Sclaven zu machen; daher auch der Staatsrath dieselben mit allem Rechte für Feinde des Königes und des Vaterlandes erklärt, und den Ständen der Provinzen erlaubet hätte, sie als Störer der allgemeinen Ruhe mit aller Gewalt zu verfolgen, und aus dem Lande zu jagen. Zur Beförderung dieses Endzwecks und zur Behauptung der alten Rechte und Freyheiten der Nation hätte die Regierung ferner für nöthig gehalten, eine nähere Verbindung der sämmtlichen Provinzen zu stiften. Diesemnach wäre zur Ehre Gottes, zum Dienste des Königes, und zur Wohlfarth der Staaten ein allgemeiner Frieden unter folgenden Bedingungen geschlossen worden.

Den wesentlichen Inhalt dieses Vertrages, will ich, seiner Wichtigkeit wegen, dem Leser in einem

Auszuge mittheilen. Alle 25. Artikel können füglich 1576.
unter fünf Hauptpunkte gebracht werden.

Der erste betrift die Art der Verbindung selbst. Man gelobet einander wegen allen seit den zehn Jahren wechselseitig erlittenen Beleidungen, eine ewige Vergessenheit, und eine unverbrüchliche Freundschaft an, Kraft welcher jede Provinz verpflichtet seyn soll, den andern zur Behauptung der allgemeinen Ruhe, und zur Ausrottung der Spanier und ihrer Hilfsvölker, mit Gut und Blut beyzustehn, das Andenken der Grausamkeiten des Herzoges von Alba in den Bildsäulen und übrigen Denkmälern, die er zum Schimpfe der Nation hin und wieder errichtet, zu zerstören; die beyderseitigen Kriegsgefangenen, und namentlich den Grafen von Bossu, gegen Vergütung der Gefängnißkösten, ohne weiteres Lösegeld loszulassen; es sey denn, daß dieses schon bezahlt, oder zu zahlen verwilliget worden wäre.

Zweytens sollen alle, welche während dieser Unruhen, an ihren Ehren, Würden, Privilegien und Gütern Schaden erlitten, in dieselben völlig wieder eingesezt werden. Insonderheit wird der Prinz von Oranien, als Statthalter und Admiral von Holland und Seeland, in dieser Würde, wie auch in aller übrigen Gewalt, die er dermalen in Händen hat, einstweilen, und bis zu weiterer Verordnung der Generalstaaten, bestäthigt. Jedoch werden diejenigen Städte und Oerter seiner Statthalterschaft, welche sich, verschiedener streitigen Punkten halben, seinen Befehlen noch entziehen, so lange davon ausgenommen, bis sie sich mit dem Prinzen vergleichen, und dem Vertrage beytreten. Alle Ausschreiben, unter welcherley Namen sie auch in seinen Landen er-

1576. scheinen mögen, sollen ihre Gültigkeit blos von des Prinzen und seiner Räthe und Obrigkeiten gerichtlichen Genehmigung erhalten. Jedoch wolle man hiemit dem Ansehn des königlichen Staatsrathes für künftige Zeiten keine Schranken sezen. Alle Befehle und Verordnungen hingegen, welche der Herzog von Alba wider die sogenannten Rebellen ausgehen lassen, sollen von nun an überall aufgehoben und zernichtet, den Vertriebenen eine freye Rükkehr gestattet, und Handel und Gewerb alles Schuzes und aller vorigen Freyheiten wieder versichert seyn. Daher denn auch

Drittens alle peinlichen Verordnungen wider die Irrglaubigen bis auf weitere Verfügung eingestellt, beyde Religionen in dem Zustande, worin sie sich in jeder Provinz dermalen befinden, gelassen, insonderheit aber die Holländer und Seeländer, nebst allen, die der gegenseitigen Religion zugethan sind, auf das ernstlichste dahin angehalten werden sollen, daß sie ausserhalb ihren Provinzen niemanden des Gottesdienstes wegen anstössig seyen, und der Römisch-katholischen nicht spotten, noch weniger sie zum Abfalle reizen. Doch könne indessen der Prinz mit den Ständen und Städten seiner Provinzen in Religionssachen verordnen, was ihn gut dünke.

Zum vierten Hauptartikel gehören die Verfügungen über das Eigenthum und die Nuzungen der Güter insbesondere. Da die Einziehung derselben der vornehmste Gegenstand der Strafgeseze war, diese aber nicht nur aufgehoben, sondern auch, von dem J. 1566. an, alle für widerrechtlich und nichtig erklärt werden, so wird als eine natürliche Folge dieses Artikels noch ferner beschlossen: Daß jedermann,

welches Standes und Würde er auch seyn möge, 1576.
sein Eigenthumsrecht auf die eingezogenen Güter von diesem Termin an, in folgender Ordnung geltend machen könne. Der Verlust der fahrenden Habe wird zu beyden Seiten in Vergessenheit gestellt; die bereits verfallenen, der Staatskasse aber (oder wem sie sonst zugeschrieben worden) noch nicht eingelieferten Nutzungen der Grundgüter sollen dem wahren Eigenthümer eingehändigt; die seit dem Johannistag 1576. bereits empfangenen Gelder von den königlichen Einnehmern wieder zurükgegeben; diejenigen Einkünfte aber, welche vor dieser Zeit den Besitzern entgangen, denselben in den folgenden Jahren durch völlige Freyheit von allen Auflagen und Beschwerden, die auf den Gütern haften, bestmöglich vergütet werden. Auch sollen alle verwüsteten Güter, von der Zeit ihrer Verwüstung an, von allen Zinsen, Pachten, Gilden u. s. w. so lange frey und ledig seyn, bis sie wieder nutzbar gemacht worden.

Den nach solchem Plane wieder zu erstattenden Gütern der Kurfürstin von der Pfalz, als Wittwe des Herrn von Brederode, und dem Stammgute Buren, für den Grafen von Buren, werden zween besondere Artikel bestimmt.

Alle Vermächtnisse und Schenkungen, sowohl unter Lebenden als von Todes wegen, wodurch der rechtmässige Erb, aus Religions- oder Staatshaß während dieser Unruhen an seiner Erbschaft verkürzet oder ganz davon ausgeschlossen worden, werden verworfen und für nichtig erklärt. Das Einkommen derjenigen Güter und Stiftungen in Holland und Seeland, welche den auswärtigen Abteyen, Klöstern, Stiftern u. s. w. zugehören, sollen diese wieder, wie

1576. zuvor, genieſſen; jedoch mit Zuthun der Weltlichen. Diejenigen Mönchen und Geiſtlichen hingegen, welche in jenen Provinzen eingepfründet, aber wegen der Einbuße ihrer Güter, die gröſtentheils zum weltlichen Gebrauche verwendet worden, auſſer Land gezogen ſind, ſollen, wenn ſie ſich wieder einfinden, mit den Zurükgebliebenen, auf eine anſtändige Art, welche dem künftigen Gutachten der Generalſtaaten überlaſſen wird, verſorgt, ſonſt aber aller ihrer Anſprüche verluſtig werden.

Endlich und fünftens verpflichtet man ſich, ſo bald die Niederlande von den Spaniern und übrigen fremden Truppen gereinigt ſeyn, zu einer ſchleunigen Verſammlung der Staaten, nach dem Muſter derjenigen, welche Carl V. im J. 1555. bey Niederlegung ſeines Scepters zuſammenberufen hatte. Zu dieſer Verſammlung wird, nebſt den allgemeinen Angelegenheiten des Staates und der Religion, alles verwieſen, was einer nähern Verfügung bedarf. Die Krongüter, welche die Holländer während des Krieges in Beſiz genommen; der Koſtenaufwand des Prinzen von Oranien in ſeinen zween Feldzügen, wofür ſich Holland und Seeland auf Treu und Glauben der übrigen Provinzen wollen verbürget haben; die Beſtellung der Commiſſaren zu den Streitigkeiten zwiſchen Käufern eingezogener und bereits veräuſſerter Güter, und den alten Eigenthümern derſelben, wie auch zur Berichtigung jeder andern Schuldforderung, welche ſich auf die gegenwärtigen Unruhen gründet; die Einrichtung eines allgemeinen Münzfuſſes, wodurch inſonderheit der Werth der holländiſchen Geldſorten, den man aus Kriegsbedürfniſſen zu hoch getrieben hatte, nach einem gemeinſchaft-

lichen Plan verhältnißmässiger bestimmt werden soll; 1576.
diese und verschiedene andere Punkten mehr, wer-
den den künftigen Verordnungen der Generalstaaten
heimgestellt.

Von den Vortheilen dieses Vertrages werden schließ-
lich alle Länder, Städte und Herrschaften, welche
sich noch zur feindlichen Parthey bekennen, so lang
ausgeschlossen, bis sie dem Bunde, wozu ihnen im-
mer ein freyer Zutritt gestattet wird, gleichfalls bey-
treten.

Als Abgeordnete der Staaten von Brabant, Flan-
dern, Artois, Hennegau, Valenciennes, Ryß-
sel, Douai, Orchies, Namur, Tournay, Utrecht
und Mecheln, unterschrieben sich, für den geistli-
chen Stand: Johann von der Linden Abt von
St. Gertruden zu Löwen, Gißlain Zimmermann
Abt von St. Peter zu Gent, und Matthäus
Moullart Abt von St. Gißlain. Für die Ritter-
schaft: Johann von Moll Herr zu Etingen,
Franz Halewyn Herr zu Schwevighem, und Carl
von Gavre Herr zu Fresin. Für die Städte: Al-
bert Leoninus Doctor und Professor der Rechten
zu Löwen, M. Peter von Bevere, und Quin-
tin du Prat. Die Abgeordneten des Prinzen und
der Staaten von Holland, Seeland und ihrer Bundes-
genossen sind schon oben genannt worden. Am Ende
de unterzeichnete sich noch J. Pennants, Rath und
Rentmeister als Actuar.

Zu mehrerer Förmlichkeit sezte nun noch der Staats-
rath, nachdem er in den sämtlichen Artikeln nichts
gefunden, das der Ehre der Majestät, und dem schul-
digen Gehorsam der Unterthanen zuwider wäre, den-
selben den Namen des Königes mit allen seinen Ti-

1576. seln und bey dergleichen Ausschreiben üblichen Clausseln vor; und so bekam dieser Friedens-Vertrag in der Auskündigung die vollkommene Gestalt eines königlichen Ediktes. Auch die hohe Schule erwies sich in der Sache geschäftig; und ihr besonderes Zeugniß, daß der Vertrag nicht nur nichts der römisch-katholischen Religion nachtheiliges enthalte, sondern vielmehr zur Handhabung und Beförderung derselben diente, trug nicht wenig bey, die Gemüther dafür einzunehmen.

Aus dem vorbehaltenen Beytritt aller derer, die sich nun noch nicht dazu entschliessen konnten, zog man in der Folge, so wie man immer freyere Hände bekam, große Vortheile. Zum Beyspiele dienet Dendermonde, wovon oben schon Meldung geschehen. Auf gleiche Weise begegnete man verschiedenen andern Städten. Valenciennes ergab sich an den Grafen von Renneburg, welcher jedem Soldaten der daselbst liegenden deutschen Besazung einen Thaler gab. Cambray und Arras wurden ohne Schwerdtstreich eingenommen. Man zahlte den Besazungen ihren Rükstand, oder auch nur einen Theil desselben. So wurden sie entwafnet, und ihre Befehlshaber, entweder durch den wirklichen Abfall ihrer Leuthe, oder durch Staatsklugheit, um dem Schein eines Verständnisses mit ihnen auszuweichen, genöthigt, die Stadt und ihre Truppen zugleich zu verlassen.

Doch in Friesland, Oberyssel und Gröningen gab es hizigere Auftritte. Caspar Robles, Herr von Billy, ein Portugiese von geringem Herkommen, war Statthalter daselbst. Nach einigen Schriftstellern sollen ihn die Spanier für einen Bruder des Königes von der Mutter her gehalten haben, weil

dieſe Philipp II. Säugamme geweſen. Er iſt von Robles, einem Dorfe in Portugall gebürthig, von welchem er auch den Namen führt. Aus ſeiner Familie ſtammen die Grafen von Anapes her. 1576.

Dieſer Billy war indeſſen ein tapferer Kriegsmann, und einer von den getreuſten Dienern des Königes ſowohl, als des römiſchkatholiſchen Glaubens, für welchen er in dieſen Landen, wo die Ketzerey mehr als in allen übrigen Provinzen einriß, als ein vollkommener ſpaniſcher Inquiſitor eiferte. Durch ſeinen kriegeriſchen Ernſt hielt er die Friesländer länger, als man vermuthen konnte, wiewohl mit vieler Mühe und Gefahr unter ſpaniſchem Gehorſam. Um das Land ſelbſt machte er ſich durch die vortreflichen Teiche verdient, deren Nuzen ſich bis auf die jezigen Zeiten erſtrekt. Da er aber mit ſeiner Herrſchſucht, die er von Natur beſaß, den Geiz verband, den ihm ſeine Gemahlin mit ihren anſehnlichen Gütern zugebracht hatte, ſo machte er ſich dadurch bey ſeinen Truppen, die ohnehin ſchon über ſeine ſtrenge Mannszucht mißvergnügt waren, noch verhaßter. So geſchah es, daß endlich, nach mancherley Gefechten, auch dieſe wichtigen Provinzen den Spaniern entriſſen wurden.

Franz Martini Stella, welchen die Staaten mit geheimen Aufträgen nach Gröningen geſandt hatten, fand ſelbſt im Gefängniſſe, worinn ihn Robles, um ſeine Geheimniſſe auszupreſſen, vergeblich martern ließ, noch Gelegenheit, den größten Theil ſeiner Truppen wider ihn aufzuwiegeln. Zu Leuwaarden, in der Hauptſtadt Friesland, brach endlich die Empörung los. Robles wurde, nebſt Weib und Kindern, von ſeinen eigenen Soldaten gegrif-

1576. sen, er selbst in Ketten und Bande geschlossen, Stella hingegen mit großen Ehren aus seinem Gefängniß auf den Markt geführt, wo er als Bevollmächtigter der Staaten, von dem Volk und selbst von den Truppen, unter einem Freudengeschrey: Es lebe der Prinz! es leben die Staaten! die Huldigung empfieng.

Unterdessen, daß die Aufrührer unter ihrem Eleto mit Gefangennehmung ihrer übrigen Befehlshaber, deren einige sich in Klöster verkrochen hatten, beschäftiget waren, schikten die Staaten, auf die Nachricht eines so glüklichen Fortganges, ungesäumt den Obristen von Lalaing, Freyherrn von Ville, nachmaligen Grafen von Rennenberg, mit Truppen und Baarschaft dahin ab. Diesem wurden Nobles und der ganze Haufen der Gefangenen, worunter sich auch einige Freywillige befanden, die unter dieser Larve aller Verantwortung entgiengen, ungesäumt in die Hände geliefert. Lalaing wußte auch von seinen Baarschaften bey den geldbegierigen Spaniern einen guten Gebrauch zu machen. Mittels sieben Tonnen Goldes, womit er ihren Rükstand bezahlte, nahm er in kurzer Zeit von Leuwarden, Harlingen, und manchen andern festen Plätzen, welche die Friesländer Blockhäuser (Blochhuys) nennen, ohne Blutvergiessen Besiz. Zu Gröningen, welches ihm den 15. März des folgenden Jahres huldigte, schleiften die Bürger die von dem Herzoge von Alba daselbst angelegte Citadelle mit solcher Eilfertigkeit, daß sie auch die Fremden und Reisende zwangen, Hand anzulegen. Solchergestalt nahmen alle diese Städte und Provinzen, bey der ersten günstigen Gelegenheit, den Gentischen Frieden begierig an, und traten in den gemeinschaftlichen Bund.

In

In Flandern und Brabant sezten inzwischen die 1576.
spanischen Truppen ihre Raserenen hartnäckig fort. Der Schrecken ihres Zuges jagte, gleich einem kommenden Ungewitter, den Landmann aus seinen Feldern. Wo sie hinkamen, fanden sie Einöden, und hinter sich liessen sie schrekliche Wüsteneyen zurük.

Sie waren in zwey Heere getheilt. Das eine, das von Zirikfee kam, durchstreifte das holländische Brabant, drang durch das Kempenland, und überrumpelte Mastricht, wo kurz vorher die Bürger mit Hilfe deutscher Truppen die spanische Besazung ausgetrieben hatten. Mit dieser vereinigt, nahmen die Rebellen den 20. Weinmonath die Stadt mit Sturm ein, und übten darin ihre viehische Wuth mit Rauben, Morden, Brennen und Schänden der Frauenzimmer ohne Widerstand aus. Der andere Theil, welcher sein Hauptquartier zu Alost hatte, durchzog das Land Waes und das Gebiet Dendermonde, und wüthete zulezt in der Stadt Geersberg mit gleicher Ruchlosigkeit.

Zu diesen und andern Ausschweifungen mehr, die wir der Kürze halben übergehen, und welche ursprünglich Staatsursachen und Nationalhaß zum Grunde hatten, wurden sie endlich selbst durch die dringende Noth angetrieben. Ihr Mangel an Geld und übrigen Lebensbedürfnissen, die allgemeine Erbitterung der Nation wider sie, und die fürchterlichen Folgen der Achtserklärung, kraft welcher jeder Einwohner sie, gleich Strassenräubern, verfolgte, und, wo er sie einzeln antraf, aus Pflicht todt schlug; diese Gefahren, denen sie sich Tag vor Tag ausgesezt sahen, brachten beyde Haufen natürlich auf den Entschluß, sich vor Antwerpen zusammenzuziehen;

1576. um mit vereinigter Macht ihre gemeinschaftliche Absicht auf diese Goldgrube desto gewisser auszuführen.

In der Citadelle dieser Stadt, wo noch spanische Besazung lag, hielt sich, seit der Gefangennehmung des Staatsrathes, Hieronymus von Roda auf. Die erstbeschriebenen Umstände waren es, die er zum Vorwande nahm, um sich, wie schon oben erinnert worden, die Gewalt eines obersten Statthalters anzumaaßen. Da er allein freye Hände hatte, die übrigen Glieder aber, wie er vorgab, unter dem Joche waren, so erträumte er sich das ungetheilte Ansehn des ganzen Staatsrathes. Er ließ Siegel und Pettschafte verfertigen, und Umlaufschreiben in alle Provinzen ausgehn, worin er die Spanier sowohl, als die Niederländer, im Namen des Königes zur Treue gegen Seine Majestät ermahnte. J. B. von Tassis, dieser für Spanien so partheyische Schriftsteller, kann sich doch nicht enthalten, im dritten Buche de Tumultis Belgicis, wo er dieser Ermahnungsbriefe gedenket, hinzuzusezen: Hoc nihil nisi risum reperit. In der That, war auch dies alles, was er dadurch erhielt. Indessen mögte wohl diese Verspottung, die seine Rachbegierde empfindlich reizte, zu dem traurigen Schikſale der Stadt Antwerpen das ihrige beygetragen haben; denn er war es, welcher nun mit den Rebellen, die er selbst etliche Monathe vorher dafür hatte erklären helfen, den verrätherschen Anschlag schmiedete, sich dieser Stadt zu bemächtigen, und zu diesem Ende die von Maſtricht und Geersberg zusammenberufene Rotten in die Citadelle aufnahm.

In der Stadt war der Herr von Champigni Oberbefehlshaber. Diesem braven Offiziere hätte viel-

leicht die Stadt ihre Rettung danken können, wenn 1576.
man seinen Rath nicht verworfen hätte. Man schickte zwar von Brüssel, wo man seit den Begebenheiten zu Mastricht für Antwerpen sehr bekümmert war, unter der Anführung des Marggrafen von Havre noch zeitig genug eine ansehnliche Verstärkung. Allein der verderbliche Argwohn, der sowohl zwischen den Befehlshabern selbst, als auch den verschiedenen Truppen und den Bürgern herrschte, vereitelte die besten Vertheidigungsanstalten.

Der 4. Wintermonath war der merkwürdige Tag, da alle diese Spanier, die getreuen sowohl als die Rebellen, nebst denen von Alost, welche, aus Heißhunger nach einer so reichen Beute, auf ihrem erzwungenen Marsche weder essen noch ruhen wollten, aus der Citadelle aufbrachen, die Brustwehren und Schanzen, welche die Bürger aufgeworfen, nach tapferm Widerstand erstiegen, mit rasendem Grimme sich in die Stadt stürzten, und alle Gassen mit Zetergeschrey und Leichen anfüllten. Während eines hitzigen Gefechtes, welches auf dem Hauptplaze vorfiel, trugen Troßjungen und liederliches Weibsvolk Stroh zusammen, wodurch das prächtige Rathhaus nebst 4. bis 500. Häuser in Brand gesteckt wurden. Endlich machten sie sich von der ganzen Stadt, die damals für die reichste in Europa gehalten wurde, Meister; und nun fieng das Plündern an, und dauerte drey Tage fort. Die abscheulichen Verbrechen, welche hier begangen wurden, übergehen wir mit Stillschweigen; die Menschlichkeit wendet die Augen von dergleichen Auftritten weg. Der Raub, der sowohl fremde als einheimische betraf, wurde, an baarem Gelde allein, auf 40. Tonnen Goldes und dar-

1576. über geschätzt. Man schliesse hievon auf den Belauf der Waaren und Kostbarkeiten, und auf den Schaden des Brandes. Dies war endlich der Herzstoß, den die niederländische Handlung von ihren Erbfeinden den Spaniern bekam.

Vierter Abschnitt.

Don Juan von Oestreich kömmt zu Luxenburg an. Wird nach mancherley Schwierigkeiten für den Oberstatthalter erkannt. Man greift von neuem zu den Waffen. Sein Tod.

Den nämlichen für die Stadt Antwerpen so fatalen Tag, kam Don Juan von Oesterreich zu Luxenburg an. Zur Abwechselung will ich hier den Leser mit einigen persönlichen Umständen dieses Helden unterhalten. Sie können der Geschichte seiner Statthalterschaft, wovon ich in diesem Abschnitte zu reden habe, zur Einleitung dienen.

Es ist bekannt, daß er ein natürlicher Sohn Kayser Carl V. war. Nach des Strada Bericht ward er den 24. Hornung 1545 zu Regensburg gebohren. Sein Vater war während seiner ganzen Regierung so wenig geneigt, ihn für sein Kind zu erklären, daß er vielmehr seine Geburth dem Hofe sorgfältig geheim hielt, und ihn von der Wiege an, Ludwigen Quiada Herrn von Villagarcia, seinem Haushofmeister anvertraute, welcher diesen vornehmen Säugling nach Spanien brachte, um ihn von Margaretha von Ulloa, seiner Gemahlin, mit seinen übrigen Kindern gemeinschaftlich erziehen zu lassen. Da er auch ihr das Geheimniß nicht offenbaren durfte, den Knaben aber doch ihrer Sorg-

falt beßtens empfehlen sollte, so gab er einen vom 1576?
seinen Freunden zum Vater an, dem er sich, wegen vieler wichtigen Dienste nie erkenntlich genug bezeigen könnte. Der Prinz, der sehr ländlich erzogen wurde, hielt sich in der Folge für einen Sohn des Hauses, und die Donna Magdalena von Ulloa für seine wahre Mutter.

Was diese aber selbst anlangt, so hat sich ihr Geheimniß nie recht aufklären wollen. Vielleicht hat die ausserordentliche Vorsicht, womit man die Decke darüber gezogen, und die Art der Erziehung mehr Bedenklichkeiten veranlasset, als die Wahrheit verträgt. Strada nennet sie Barbara Blombergin, ein schönes adeliches Frauenzimmer von Regensburg, welche der Kayser in schwermüthigen Stunden, die der Liebe oft so günstig sind, kennen lernte. Sie wurde vor ihn gebracht, um ihn mit ihrem vortreflichen Gesang aufzumuntern. Andere geben unserm Don Juan eine so vornehme Mutter, daß sie dann in der Hoheit ihres Standes allein den Grund finden, warum ihr Namen der Nachwelt verschwiegen geblieben. Amelot de la Houssaie insonderheit, welcher so vieles von diesem Prinzen zu erzählen weißt, führt hierüber eine so geheimnißreiche Sprache, daß es das Ansehn hat, er wolle uns weit mehr zu errathen geben, als was er uns zu errathen erlaubt. Er sezet hinzu, die Barbara Blombergin habe vieles zur Verhehlung der Mutter beygetragen; da sie dem forschenden Vorwiz ihren Namen vorschob, und überhaupt die Rolle der Mutter so gut spielte. Gegen ein geringes Gnadengehalt habe sie sich bequemt, ihr Leben in Spanien unter den Titeln einer Beyschläferin des verstorbenen Kayſers, und einer Muh

1576. ter das Prinzen hinzubringen. Erst zwey Jahre nach Don Juans Tode sey sie auf einem vier Stunden von Madrid gelegenen Landgute Namens Arroyo de Molinos gestorben.

Carl V. entdekte nach seiner Abdankung das Geheimniß seinem Sohne Philipp II. Er ließ es aber bey bloßen Empfehlungen bewenden. Philipp sollte dem Prinzen in der Sorgfalt für seine fernere Erziehung sein Vater, und im Umgange sein leiblicher Bruder seyn. Dem Pflegvater aber hatte er schon vorher befohlen, den Knaben zu dem geistlichen Stande, wozu er denselben bestimmt hätte, zuzubereiten. Nach Carls Tode ließ indessen Philipp noch zwey Jahre verstreichen, ehe er diesen väterlichen Willen erfüllte. Dann aber that er es auf eine so edelmüthige Art, daß er in der Feyerlichkeit, womit er den Don Juan für seinen Bruder erklärte, eine besondere Ehre zu suchen schien.

Er stellte zu dieser Absicht eine große Jagd an, wobey sich der ganze Hof einfand. Dem Pflegvater wurde insgeheim die Zeit und der Ort bestimmt, wo er mit seinem Zögling vor dem König erscheinen sollte. Um das Schauspiel noch rührender zu machen, bestieg Quiada einen prächtig geschmükten Hengst, und ließ Don Juan, seinen Landjunker, der, gleich dem Cyrus unter den Hirten, unter den Bauerknaben groß geworden war, im Gefolge seiner Jäger auf einer gemeinen Stute hinter sich hereiten. Als er sich dem Orte genähert hatte, wo die Verwandlung geschehen sollte, stieg er ab, und hieß den Junker ein gleiches thun. Bis hieher war diesem das Geheimniß seiner Geburth noch ganz verborgen. Nun aber wurde er in seinem Traume durch einen

Auftritt gestört, der ihn äusserst befremden mußte. 1576.
Mit einer Kniebeugung tritt Quiada zu ihm hin, nennet ihn seine Hoheit, giebt ihm einen Handkuß, heißt ihn den Hengst besteigen, und das weitere von dem Könige selbst vernehmen, der ihn berufen habe. Kaum waren sie auch in dem neuen Aufzuge dem bestimmten Orte zugeritten, als ihnen der Monarch mit seinem Gefolge entgegen kam. Don Juan, welcher in den Pflichten der Ehrerbietung gegen ihn wohl unterrichtet war, sprang schnell vom Pferde, und warf sich nach dem Beyspiele seines Führers auf die Kniee. Philipp, der in gleicher Eil abs steigt, läuft ihm entgegen, hebt ihn liebreich auf, und fragt ihn in einem vertraulichen Tone: Ob er auch wisse, wer sein Vater sey? Voll Bestürzung über allem, was mit ihm vorgeht, kann der Prinz nichts antworten. „Sey getrost, edler Jüngling! „Wir beyde haben einen Vater, den unüberwindli„chen Kayser und Monarchen von Spanien!" Mit diesen Worten, die Philipp mit erhabener Stimme, und mit allem Ernste seiner Majestät aus sprach, erklärte er ihn öffentlich, zum frohen Erstaunen des ganzen Hofes für seinen Bruder, umarmte ihn zärtlich, hieß ihn wieder auf sein Pferd sitzen, und gab ihm auf der Stelle ein seinem neuen Stande gemässes Gefolg zu.

Don Juan war schön, wohl gebildet, von der edelsten Gemüthsart, und in seinem ganzen Betragen liebenswürdig. Dem Könige insonderheit gefiel sein aufgeweckter Geist und seine erhabene Denkungsart so wohl, daß er für gut fand, den väterlichen Gedanken in Ansehung seiner Bestimmung zu ändern, und ihn, da er die Kriegsübungen liebte,

1576. seiner Neigung zu überlassen. Unterdessen ließ er ihn mit Don Carlos seinem Kronprinzen, und Alexan der Farnesen, dem Prinzen von Parma, gemeinschaftlich erziehen. Allein Don Juan, in Gesellschaft des Don Carlos, verdunkelte dessen persönliche Eigenschaften so sehr, daß man bald hizige Auftritte der Eifersucht sah. Da dieser damals schon bey dem Vater übel angeschrieben, jener aber allgemein beliebt war, so schien der Verdacht natürlich: Daß Don Juan ihm nur zugegeben wäre, um seine Schritte zu beobachten. In einem Zanke, der nichts seltenes zwischen ihnen war, nannte er ihn einst hideputa, ein Hurenkind. Yo soy hijo de mejor padre, ich bin eines bessern Vaters Sohn; versezte Don Juan. „Wahre Worte", fährt Amelot, der uns diesen Umstand erzählet, fort; „die ihm aber nie hätten „entfahren sollen"! Indessen schreibt er sie einer kindischen Unbesonnenheit zu.

Allein der Unverstand hätte den guten Prinzen vor dem Zorne des Königes, falls ihm diese Rede hinterbracht worden wäre, nicht geschüzet. In dessen Ungnade zu fallen, brauchte es so viel nicht. Don Juans immer zunehmende Verdienste hatten in dem argwöhnischen Gemüthe des Königes selbst schon Unruhe erwekt; und man legte wenig Ehre bey Philipp ein, wann man vor seinen Ohren rühmlich von diesem Prinzen speach. In solchen Umständen war unserm Don Juan nichts erwünschter, als die Erlaubniß, die er endlich erhielt, von einem Hofe, wo er mit so vielem Zwange leben mußte, sich zu entfernen. Er hatte sich zwar vorher schon, um dem Kriege, der auf der Insel Malta wider die Türken geführt wurde, von Madrid weggeschlichen,

und war in dieser Absicht, mit einer Menge Mitter 1576
schon zu Barcelona. Hier aber erhielt er strenge
Befehle, zurückzukommen. Sein schleuniger Gehor-
sam besänftigte den König wieder, und durch die
Entdeckung der geheimen Anschläge des Don Carlos
setzte er sich auch wieder in die vorige Gunst. Kurz
darauf schickte ihn Philipp in das Königreich Gra-
nada wider die Mauren. Hier erndtete er die
Erstlinge seines militärischen Ruhmes, indem er die-
sen beschwerlichen und langwierigen Krieg in kurzer
Zeit glücklich endigte.

Die schönsten Lorbeeren aber erhielt er den 7
Weinmonath 1571. in jener berühmten Seeschlacht
von Lepanto bey den Echinadischen Inseln. Dort
hatte er den Oberbefehl über die ganze vereinigte
Armee der Christenheit wider die Türken. Sein
Sieg war einer der vollkommensten, die je über die
Ungläubigen erfochten worden. Ihre ganze See-
macht würde zu Grunde gerichtet, und vielleicht
wäre es damals um Constantinopel selbst geschehen
gewesen, wenn Don Juan seinen Sieg hätte ver-
folgen dürfen. Ganz Europa hielt Freudenfeste über
diese Großthat, und Philipp II. wurde mit
Glückwünschungen und Lobeserhebungen des Don
Juan überhäuft. Er antwortete aber auf alle diese
Höflichkeiten mit vielem Kaltsinn: Don Juan hätte
dem Glücke das meiste zu danken. Als hierauf die
siegreiche Flotte die Küsten der Barbarey überfallen,
Tunis erobert, und den König selbst gefangen weg-
geführt hatte, so sprach man viel von Don Juans
Erhebung zu diesem Throne, welche Pabst Pius V.
mit grossem Eifer bey dem Könige von Spanien
betrieb. Als er endlich die Statthaltersstelle in den

1576. Niederlanden antrat, trug man sich noch mit einem andern Gerüchte. Nach wiederhergestelltem Frieden in diesen Provinzen, hieß es, hätte Don Juan den Auftrag, nach England überzuschiffen, die Königin Elisabeth vom Throne zu stossen, sich mit der Königin von Schottland zu vermählen, und dann mit ihr den Thron wieder zu besetzen. Allein es scheint nicht, daß diese Träume in Spanien ihren Mann gefunden haben: Philipp II. wenigstens gewiß nicht.

Von der Ursache, warum dieser Monarch, welcher doch schon seit dem Tode des Requesens den Don Juan zum Nachfolger ernannt hatte, mit der Sendung so lange zauderte, läßt sich, ausser dem Schneckengang, den er nach seiner tiefen Staatsklugheit selbst in den dringendsten Angelegenheiten zu gehen gewohnt war, nichts Zuverlässiges sagen. Der Prinz war in Mayland, als er den gemessenen Befehl empfieng die Statthalterschaft anzutreten. Sonderlich dringend scheint aber dieser Befehl nicht gewesen zu seyn; denn der neue Statthalter sezte sich nun noch auf eine Galeere, und nahm seinen Weg über Spanien, welcher der nächste nach den Niederlanden eben nicht ist. Indessen haben wir doch umständlich gesehen, wie nothwendig seine Gegenwart in den Niederlanden war. In Spanien empfieng er noch in verschiedenen sehr ernsthaften Unterredungen mit dem Könige die lezten Verhaltungsbefehle. Das Geheimniß derselben blieb nicht lange verborgen.

Diesen Zeitverlust zu ersezen reisete nun Don Juan desto schleuniger fort. In Begleitung des Don Octavio Gonzaga und zweyer andern, nahm er mit der Post, den Weg über Frankreich. Um nicht

erkannt zu werden, malte er sein Gesicht schwarz, 1576.
und verkleidete sich in einen Bedienten des Don Os-
mario. Dies mag nun wohl der Eile wegen gesche-
hen seyn; denn incognito reiset man freylich viel
geschwinder. Indessen meldet uns doch die Ge-
schichte der Ligue, daß Don Juan, seiner Verklei-
dung und seiner Eilfertigkeit ungeachtet, in Jain-
ville zu einer Zeit, da die Unterhandlungen des
spanischen Hofes mit den Häuptern der Ligue in
vollem Betriebe waren, mit dem Herzoge von Guise
eine geheime Unterredung gehalten. Von hier aus
begab er sich gerade nach Luxemburg, wo er den
4. Wintermonath anlangte.

Don Juans Schleunigkeit war zu loben, er selbst
aber zu bedauern; denn er kam zu spähte. Kaum
hatte er seine Reisestiefel ausgezogen, und die Masse
abgeleget, als er von dem erschrecklichen Schicksale
der Stadt Antwerpen Nachricht erhielt; ein Vor-
fall, welcher das ganze Gebäude seiner Entwürfe
zerstöhrte. Acht oder zehn Tage früher hätte er sich
noch eine gefällige Aufnahme versprechen dürfen.

Von dem Unglücke dieser Stadt, insonderheit von
dem unersetzlichen Verlust, den sie, über dem Mor-
den, Brennen und Rauben, an baarem Gelde,
Waaren, Papieren und andern Kostbarkeiten erlit-
ten, haben wir schon oben überhaupt geredet. Um-
ständlichere Nachrichten findet der Leser bey den
sämtlichen niederländischen Geschichtschreibern. Die
ansehnlichsten Handelshäuser vieler Nationen, welche
seit der ersten Wanderung bey der Ankunft des Her-
zogs von Alba sich noch aufrecht erhalten hatten,
wurden hier in wenig Stunden zu Grunde gerichtet.
Mit ihnen fiel der Credit. Die berühmte nieder-

1576. ländische Handlung flüchtete in ruhigere Gegenden. Nur aus etlichen Trümmern blühte sie einige Jahre hernach zu Amsterdam und in den Vereinigten Provinzen wieder auf. Unterdessen kamen alle diese Reichthümer den Räubern selbst nicht zu gute. Der gröbste Schatz, den sie weder zu gebrauchen, noch aufzuheben wußten, schmolz und zerfloß gleichsam unter ihren Händen; und nach wenigen Tagen einer zügellosen Schwelgerey sanken die meisten in ihre vorige Dürftigkeit wieder zurück.

Der Schmerz dieses Verlustes hingegen, der durch die sämtlichen Provinzen drang, und den Grimm der Nation wider die Spanier auf das Aeusserste brachte, nur dieser hatte noch gefehlt, um alle Achtung für die spanischen Statthalter, deren wankendes Ansehn wenigstens bey einigen Ständen und Gliedern sich bisher noch erhalten hatte, aus allen Gemüthern zu verbannen, und Don Juans Lage in jeder Rücksicht erbärmlich zu machen.

Von allen Siebzehn Provinzen war es Luxemburg allein, das er noch als ein Eigenthum der spanischen Krone betrachten konnte. Wie diese Provinz nie einigen Antheil an den Unruhen genommen; so war sie auch nicht in die Gemeinschaft des neulichen Bundes getreten. Die übrigen alle, und mit ihnen, wie manche Schätze aus Peru! hatte die zehnjährige Wuth der Empörung verschlungen. Denn bereits war die Lage dieser Provinzen für Spanien so kritisch, daß man sie für so gut als verloren schätzen konnte. Bloß den Namen des Königes behielt man noch aus Förmlichkeit bey; und bald werden wir auch dies Schattenbild seines monarchischen Ansehens verschwinden sehen.

Wie nöthig war es also bey so fürchterlichen Aus- 1576.
sichten den Weg der Gelindigkeit zu wählen! Auch wählte ihn Don Juan. Er that den Ständen und Rathscollegien der Provinzen seine Ankunft in der Eigenschaft eines Generalstatthalters und unumschränkten Bevollmächtigten des Königes durch Umlaufschreiben kund, worin er sie zugleich zur gemeinschaftlichen Berathschlagung über die Mittel einen dauerhaften Frieden zu stiften ungemein höflich einlud. Den Befehlshabern der spanischen Truppen gab er zu gleicher Zeit in besondern Schreiben den strengsten Befehl, die Waffen augenblicklich niederzulegen. Die Spanier, es sey nun aus persönlicher Ehrfurcht für den Prinzen, oder weil sie nach ausgetobter Wuth Reue fühlten, und nun um ihr künftiges Schicksal bekümmert waren, gehorchten ihm pünktlich. Diese Unterwerfung war für das Ansehn des neuen Statthalters überaus wichtig.

Indessen waren die Staaten über der Wahl der Gesandten, und den vorzuschlagenden Bedingungen äusserst verlegen. Es kam sie sehr sauer an, die Regierung, die sie eben so ganz nach ihrem Geschmack errichtet hatten, so bald wieder niederzulegen. Nach vielen Zusammenkünften beschlossen sie endlich, ohne Zuziehung des Prinzen von Oranien nichts zu beschliessen. Dieser befand sich damals in Holland, und sah hier aus dem Schooße seiner getreuen Provinzen den Stürmen, welche die übrigen verheerten, ruhig zu. In einem umständlichen Schrei- 1577.
ben fragten ihn die Staaten über viele Punkten um Rath. Seine eben so umständliche Antwort war durchaus verneinend. Er ermahnte seine Freunde, und alle, die nun das Ruder führten, ganz freymü-

1577. thig: Keinen Vorschlägen, von welcher Art sie auch seyn möchten, Gehör zu geben. Auch so theuer erkaufter Freyheit hoffte er, sie würden sich von den betrügerischen Lockungen eines Feindes, dessen Argliſt sie schon aus trauriger Erfahrung kenneten, so sehr nicht blenden lassen, um sich und ihre Nachkommen in einen Frieden zu stürzen, der, so vortheilhaft er auch scheinen möchte, ihre Sclaverey unfehlbar nach sich ziehen würde. Zum Beschlusse schlägt er ihnen zwo Bedingungen vor, die sie vor allen Unterhandlungen mit Don Juan, wozu sie aus persönlicher Achtung für ihn sich entschliessen möchten, festsetzen sollten: Erstlich die sämtlichen Spanier bis auf den lezten Mann nach Hause zu schicken; und dann den Gentischen Frieden, nach seinem völligen Umfange zu unterschreiben.

Der Prinz wußte wohl, wie unannehmlich diese Bedingungen waren, und wie sehr sich Don Juan dadurch beleidiget finden würde. Aber nur desto mehr lag er den Staaten an, fest darauf zu halten; weil er überzeugt war, daß das Unterhandlungsgeschäft, wobey ihm in die Länge von Ueberliſtungen ahndete, desto geschwinder sich wieder zerschlagen würde, wenn man gleich anfangs durch einen so festen Damm alle Hoffnungen zum Vergleich geradezu abschnitt.

Die Staaten folgten dem Rathe des Prinzen, und wählten den Herrn von Isch, und dann noch den Herrn von Marboix zu Gesandten. Der erste hatte viel zu wagen. Er fühlte auch das Schlüpfrige eines so unangenehmen Auftrages so gut, als einige andere, die sich denselben verbeten hatten. Dennoch faßte er endlich den patriotischen Entschluß,

gieng, bewillkommte im Namen der Staaten den 1577.
neuen Statthalter, und wußte ihm auch die Bedingungen auf eine so gute Art vorzutragen, daß derselbe nicht nur keinen Unwillen äusserte, sondern auch alles zu genehmigen schien. Ein so wohl gelungener Schritt brach den übrigen Abgeordneten die Bahn, die sich nun nebst vielen Grossen häufig bey Don Juan einfanden und täglich ab und zu giengen. Jeder wollte jezt an dem Ruhme der Vermittelung Theil nehmen. Indessen führten alle einerley Sprache. Alle bestuhnden auf der Verweisung der Spanier, auf dem Gentischen Frieden, und auf der Zurückgabe aller Rechte und Freyheiten. Je geneigter der Prinz alle diese Leute anhörte, desto dreister wurden sie. Einer von den Abgeordneten, (seinen Namen nennet man nicht) soll ihm sogar im Vertrauen gerathen haben, den Scepter der Niederlande, der in den Händen des Königes seines Bruders zu verhaßt wäre, als daß er etwas Gutes stiften könnte, sich selbst zuzueignen; eine so unverschämte Zumuthung hätte aber den Prinzen in grossen Zorn gebracht. Ferner erzählt man von einem Grossen vom ersten Range: Er habe dem Don Juan, so lang er von den Staaten nicht für den allgemeinen Statthalter erkannt wäre, den Rang streitig gemacht.

Diese und dergleichen Anekdötchen mehr, wobey vielleicht der Wiz der Geschichschreiber auch seine Rolle gespielt, mögen nun guten oder schlechten Grund haben, so ist indessen überhaupt gewiß, daß dieser durch seine persönlichen Eigenschaften so wohl als durch den Ruhm seiner Heldenthaten so verehrungswürdige Prinz in den Niederlanden häufige

1577. Gelegenheit fand, sich in der Geduld und Verläugnung zu üben; denn die Erbitterung wider die spanische Nation hatte bereits keine Schranken mehr, und alle persönliche Achtung war vergessen. Beständig wurde Don Juan von Mittlern und Unterhändlern umlagert. Die Liebe zum Frieden bewog auch fremde Herren, sich in diese Angelegenheiten zu mengen. Kayser Rudolph II. trug das Vermittelungsgeschäft dem Cardinal von Groesbeke, Bischoffe zu Lüttich, und noch etlichen ausserordentlichen Gesandten auf. Gleichen Eifer bezeigte der Herzog Wilhelm von Jülich. Man kam zu Luxenburg, zu March in Famine, zu Hui zusammen, und gieng am Ende, ohne einig zu werden, wieder von einander. Don Juan stieß sich an einer irreligiosen Art von Religionsfreyheit, die er in dem Gentischen Friedensvertrag zu finden glaubte. An der Tilgung dieses Scrupels arbeiteten Bischöfe, Doctoren, und berühmte Gottesgelehrten, in Briefen und andern öffentlichen Schriften.

Während dieser Unterhandlungen langte Escovedo, Don Juans Secretar, in den Niederlanden an. Er wurde ihm von dem Könige selbst zugegeben. Vorher hatte er in gleicher Eigenschaft dem Prinzen von Eboli gedient. Ein feiner und in den Staats- und Liebesränken des Hofes gleich geübter Kopf! Vor seiner Ankunft glaubte man zwar schon, Don Juan wäre mit einem Blanquet versehen, und es läge nur an ihm, die Scrupel, die er sich machte, fahren zu lassen, und den Vertrag zu unterschreiben. Diesen Secretar aber hielt man erst für den wahren Friedensboten, welcher die ernstlichsten Befehle mitbrächte, den Frieden, es

koste

koste auch was es wolle, mit den Staaten zu schlies- 1577.
sen; und man zweifelte nicht, Don Juan werde nun ohne fernern Anstand zum Schlusse schreiten. Allein viele, die jedes Gerücht, das durch die Gassen läuft, so leicht nicht aufnahmen, urtheilten ganz anders von den Aufträgen des Secretars. Einen solchen Schritt von Seiten des spanischen Hofes, den sie besser zu kennen glaubten, sahen sie entweder für einen Beweis seiner äussersten Ohnmacht, oder für eine neue Falle an, worin man die Niederländer desto sicherer zu fangen hofte.

Indessen fieng man doch gleich darauf zu Marche in Famine die Unterhandlungen, und zwar mit so gutem Fortgange wieder an, daß der Vergleich in Kurzem in Richtigkeit gebracht, den 12. Hornung 1577. von Don Juan, und den folgenden 17. zu Brüssel von den Bevollmächtigten der Staaten, dem Staatsrathe und den kayserlichen Mittlern unterschrieben, und ohne Verzug unter dem prächtigen Titel eines Ewigen Edictes in den sämmtlichen Provinzen feyerlichst ausgekündiget wurde.

Dieses Edict, das aus neunzehn Artickeln besteht, eigentlich aber eine blosse Umschreibung der drey Bedingungen ist, die man anfangs für so unannehmlich gehalten hatte, ist, seinem Inhalte und seiner ganzen Einrichtung nach, eine der seltsamsten und merkwürdigsten Erscheinungen in den Niederlanden.

Der König, mit dem Pfauenschwanze aller seiner Titel beschweifet, bezeigt im Eingang abermals sein schmerzliches Misvergnügen über alle seit dem Heumonathe verübten Frevelthaten seiner Truppen und schreibt alles Unglück, das bisher seine niederländischen Provinzen betroffen, auf ihre Rechnung.

1577. Diesen Abscheulichkeiten zu steuern, und eine vollkommene Aussöhnung in diesen Landen zu stiften, heißt es nun ferner, habe sein vielgeliebter Bruder durch Vermittelung des Kayſers, des Herzogs von Jülich und ihrer Abgeordneten, mit den Bevollmächtigten der Staaten (welche sämtlich nebst den erstern namentlich angeführt werden) folgenden Vertrag geschlossen, welcher, unwiderruflich und in allen Provinzen, von beständiger Kraft und Dauer seyn sollte.

Erstlich genehmigt und bestäthigt der König nochmals den Gentischen Frieden nach seinem völligen Umfange. Diesem zu Folge sollen:

Zweytens alle ausländischen Truppen, und namentlich die Spanier, die Deutschen, die Italiener, und die Burgunder, innerhalb vierzig Tagen (die verschiedenen Terminen werden näher bestimmt,) mit Hinterlaſſung des schweren Geschützes und alles Kriegsvorrathes das Land räumen, so daß weder ihnen selbst die Rückkehr, noch andern der Eintritt, auſſer in dringender und landkündiger Noth, und auch dann nur mit der Staaten Bewilligung, je verstattet werden soll. Den Schaden, den die Einwohner von den Räubereyen und Gelderpreſſungen dieser Truppen erlitten haben, verspricht der König allen und jeden zu ersetzen, und die übrigen an ihnen verübten Grauſamkeiten nach Verdienst zu strafen.

Drittens will der König allen und jeden Einwohnern ihre Rechte und Freyheiten, so wie sie dieselben ehemals beſeſſen, wieder zurückgeben; Kraft derselben, keine Fremden zu Staatsämtern ziehen; alles, was die sämmtlichen Staaten verordnen und beſchlieſ-

sen, insonderheit alle Käufe, Anlehne, und dergleichen Verträge mehr, welche aus Veranlassung dieser Unruhen geschlossen worden, genehmhalten und bekräftigen. Vornehmlich, heißt es in einem dieser Artikel, was die Hochgebohrne und großmächtigste Fürstin unsere sehr liebe Schwester, die Königin von England betrift. 1577.

Fünftens sollen alle beyderseitigen Gefangenen ohne Lösegeld einander ausgeliefert werden; jedoch mit dem ausdrücklichen Vorbehalt, daß Philipp der Graf von Buren, die Freyheit und seine Güter dann erst erhalten soll, wann der Prinz von Oranien sein Vater die ihn verpflichtenden Punkten des Gentischen Vertrages, und alles, was noch die Staaten in ihrer zu haltenden Versammlung seinetwegen zu verordnen für gut finden werden, würde erfüllt haben. Die Staaten hingegen verpflichten sich auf ihrer Seite alle Truppen abzudanken; allen Bündnissen mit andern Mächten zu entsagen; zur Befriedigung der Truppen in zweyen Terminen 600000. Gulden zu schiessen, nach dem Abzuge der Spanier und übrigen fremden Soldaten den Don Juan in der Würde eines königlichen Statthalters zu erkennen, dem König allen schuldigen Gehorsam und Treue zu beweisen, und endlich für die Erhaltung des Römischkatholischen Glaubens nach bestem Vermögen zu eifern.

Dies ist der wesentliche Inhalt jenes Vertrages, der im Hornung zu Marche in Famine unter dem Namen des ewigen Ediktes geschlossen, und im folgenden Heumonathe zu Namur auf ewig wieder zerrissen worden.

1577. Den 7. April folgte die förmliche Bekräftigung des Königes. Aus der Schreibart und dem ganzen Aufsatze erhellet deutlich genug, daß dieses Instrument nicht in der Spanischen Hofkanzley erkünstelt worden.

So bald der Vertrag von beyden Theilen unterschrieben war, begab sich Don Juan mit seinem ganzen Hofstaate, der nun von Tag zu Tage zahlreicher wurde, nach Loewen, um daselbst die Zeit auszuwarten, welche den Spaniern zu ihrem völligen Abzug angesezt worden. Denn eher erlaubte ihm das Edickt nicht, als Statthalter zu Brüssel einzuziehen. Die Spanier säumten sich aber auch nicht. Schon im Anfange des Märzen verliessen sie fast zu gleicher Zeit Antwerpen, die Citadelle daselbst, und alle übrigen Plätze die sie inne hatten, und versammelten sich zu Mastricht, wo die wechselseitige Auslösung der Kriegsgefangenen geschah. Von hier zogen sie in guter Ordnung nach Luxemburg, und dann weiter nach Italien, als den Ort ihrer Bestimmung. Um der Eifersucht zwischen ihren Feldherren zu steuern, gab man den Oberbefehl dem Grafen von Mansfeld. Unterwegs schieden die deutschen und burgundischen Heere von ihnen, und kehrten, jedes seine Strasse nach Hause zurück. In Italien vertheilte sich die Hauptarmee in das Gebiet Pavese, längs den genuesischen Grenzen bis gegen Novi hin. Allein, von Verdruß und Kummer abgezehrt, ungewohnt und überdrüssig der trägen Ruhe und des Himmelsstriches, wo sie sich aus Verachtung hingeworfen glaubten, fanden hier die meisten ihr Grab. Mit ihnen starb auch ihre Art, jener bejahrte Ruhm der schwarzen Ban-

den, wie man sie nannte, und des spanischen 1577.
Fußvolkes, der sich in alle Welttheile verbreitet hatte, guten Theils aus.

Nachdem dieser Hauptpunkt des Edicktes erfüllet war, hielt Don Juan den 1. May 1577. zu Brüssel seinen feyerlichen Einzug. Den 4. darauf wurde er von dem Rath und den Ständen, unter prächtigen Feyerlichkeiten, für den allgemeinen Statthalter der Provinzen erkläret.

Auf der andern Seite hatte sich inzwischen der Prinz von Oranien nach Bergen op Zoom in die Nähe begeben, um von hier aus, als von einer Warte, alle Bewegungen der neuen Regierung desto genauer zu beobachten. Während der Unterhandlungen gaben ihm die Stände von dem guten Fortgange derselben fleissige Nachrichten. So bald der Vertrag geschlossen war, sandten sie den Herrn von Willerval, mit der Abschrift desselben und einem besondern Schreiben an ihn ab, worinn sie ihre Freude über den glücklichen Ausgang dieses so langwierigen und verderblichen Krieges ungemein lebhaft ausdrückten, und den Prinzen inständig baten, zur Beförderung der allgemeinen Ruhe, einem Frieden beyzutretten, durch welchen sie alles, was sie sich wünschten, und was er selbst sie mehr fodern als hoffen hieß, erhalten hätten. Gleiche Aufträge gaben sie Paul Buys dem Pensionar von Holland, für die Stände von Holland und Seeland.

In seinen Antwortschreiben wünschte zwar der Prinz den Staaten zu dem Frieden Glück, den sie so glücklich geschlossen zu haben glaubten, und zeigte an dem aufrichtigen Antheile, den er an der allgemeinen Wohlfahrt der Niederlande nähme, wie

1577. sehr auch er an diesem Glücke wünschte Theil nehmen zu können; zugleich aber gestuhnd er, daß ihm, nach reifer Erwägung der Artikel und ihrer ganzen Einrichtung, eben diese Wohlfahrt, die sie durch ihren Vertrag so fest gegründet zu haben glaubten, noch vieler Gefahr ausgesetzet scheine. Hier erklärte er ihnen Punkt vor Punkt alles, was er in diesem Vertrage mit einem eben so arglistigen als mächtigen Monarchen, worinn man sich nie vollständig und genau genug ausdrücken könnte, so wohl überhaupt an dem Inhalte vermißte, als an so manchen unbestimmten und schlüpfrigen Ausdrücken tadelte, und verwies ihnen zum Beschluß ihren voreiligen Schritt, wodurch sie sich seines Beystandes, in Ergänzung und genauer Berichtigung aller dieser Artikel, so unvorsichtig beraubt hätten.

Auch Don Juan schickte eine ansehnliche Gesandschaft nach Bergen op Zoom, mit einem Schreiben an den Prinzen, worinn er alle seine Beredtsamkeit anwandte, ihn zu gewinnen. Der Herzog von Arschot, der Baron von Hierges, die Herren von Fresin und von Willerval, Leoninus, der Kanzler von Geldern, und Andreas Gail, kayserlicher Hofrath; diese alle bestürmten, ihrem Auftrage gemäß, sein Gemüth mit Gründen und Schmeicheleyen. Doch alle ihre Mühe war vergebens. Er blieb immer bey Einer Sprache. Immer unter den verbindlichsten Versicherungen seiner Neigung zum Frieden, antwortete er freymüthig, daß die Provinzen, denen er mehr als allen übrigen verpflichtet wäre, noch weit mehr Sicherheit verlangten, als ihnen das Edickt gewährete; daß man zuvor die halbzerstörten Schlösser und Festungen, ihre einzige

Schutzmauer, wieder in guten Stand stellen müßte; 1577.
daß man der zu Grunde gerichteten Handlung, ihrer vornehmsten Nahrungsquelle, wieder aufhelfen müßte; daß man seine und seines Sohnes Schadloshaltung und Freyheit vorher in Richtigkeit bringen müßte; kurz er machte so mancherley Wendungen, daß man seinen unveränderlichen Entschluß handgreiflich fühlen konnte. In der That nach der damaligen Lage hatte er nicht die geringste Lust, sich in dergleichen Unterhandlungen einzulassen. Nach seiner Scharfsichtigkeit, nach der so genauen Kundschaft, die er von den Staatsgeheimnissen und selbst von jeder Kleinigkeit hatte, welche täglich in der Regierung vorfiel, sah er deutlich genug vorher, wie kurz die Dauer des ewigen Friedens seyn; wie bald der Krieg, vielleicht mit größerer Wuth, wieder ausbrechen, und mit wie weit größerer Sehnsucht die Staaten nach seiner Hilfe, der sie nun den Rücken zukehrten, sich endlich wieder umsehen würden.

Wirklich eilte auch die Ewigkeit des Ediktes geschwinder zu ihrem Ende, als der Prinz selbst vermuthet hatte. Das Mißvergnügen regte sich schon, als Don Juan sein Hoflager noch zu Löwen hatte. Die erste Veranlassung dazu gab der Glanz seines Hofes. Eine Menge einheimischer Edelleuthe bewarb sich um die ersten Stellen. Dieser bat für sich selbst, jener für seinen Sohn, ein dritter für seinen Freund. Don Juan nahm, um sich gefällig zu erweisen, einige derselben an. Die Flamänder aber wollten die Ehre, ihn zu bedienen, allein haben; er hingegen wollte sich in seinem Hause die Hände nicht binden lassen. So geschah es, daß der beleidigte Ehrgeiz eines Einzigen viele wider ihn aufbrachte, die

1577. dann in dem Vorzuge, den er einem einzigen Freunde den gab, Gründe genug fanden, einen häuslichen Umstand zur Staatsangelegenheit zu machen. Er besaß zwar in großen Summen, die er aus Spanien an Wechselbriefen nach Frankreich und Deutschland mitbrachte, kräftige Mittel, sich Freunde zu machen. Auch hatte er Klugheit genug, sich derselben geschikt zu bedienen. Jedoch die Folge wird zeigen, wie wenig er sich auf erkaufte Treue verlassen durfte. Selbst den Staaten leistete er einen wichtigen Dienst mit seinen Baarschaften. Sie hatten sich in dem Edikte verpflichtet, die Foderungen der fremden Truppen zu befriedigen; da sie aber die Gelder zur angesezten Zeit nicht völlig auftreiben konnten, so schoß ihnen Don Juan beträchtliche Summen vor. Man schäzte den Betauf bis auf 200000. Gulden. Wieder ein Beweis von der verkehrten Staatswirthschaft Philipp II. Ueberhaupt scheinen alle Schritte und Anschläge seiner Regierung von einem fatalen Schikfale gelenkt worden zu seyn. Ueber seiner methodischen Unschlüssigkeit ließ er die bequeme Zeit verstreichen, welche allein seinen so behutsam gewählten Mitteln diejenige Wirksamkeit geben konnte, die sie nach seiner Berechnung haben sollten. Nach der Herzogin von Parma, die er durch seine zweydeutige Verhaltungsbefehle so sehr auf das Schlüpfrige gesezet, pflanzte er einen Wütherich an das Ruder, welcher der Rache den Zügel ließ, durch Morden und Gelderpressen die ganze Nation, und am Ende durch Verweigern des Soldes seine eigenen Truppen wider sich aufbrachte. Nach diesem erschien Requesens, der zwar Anweisung zur Gelindigkeit, aber kein Geld mitbrachte; da doch durch

Geld allein, wäre es auch nur ein Theil von den 1577.
großen Summen gewesen, die hier Don Juan in vollen Strömen ausgoß, Requesens der bald erfolgten großen Empörung der Spanier, gewiß würde vorgebeugt haben, und dann im Stande gewesen seyn, auf dem angewiesenen Wege die sämtlichen Unruhen zu stillen. Nach diesen Betrachtungen werden wir nun den Verdacht sehr natürlich finden, welcher unter der Statthalterschaft des Don Juan, der gefälligen Gestalt ungeachtet, die sie durch die Reinigung des Landes von fremden Truppen bekommen hatte, in so manchen Gemüthern zurükblieb. Zwar den Zug der Hauptarmee nach Italien, wovon oben Meldung geschehen, konnte man nicht in Zweifel ziehen. Allein ansehnliche Mannschaften hieß es, hätten sich von ihr abgesondert; eine Menge hielt sich in den Wäldern von Luxenburg und Lothringen verborgen; die Burgunder hätten sich nach Frankreich in die Dienste der Ligue begeben, um auf den ersten Wink wieder bey der Hand zu seyn; endlich wären auch noch viele, unter dem Vorwand, ihre völlige Zahlung abzuwarten, im Lande geblieben. Dergleichen Gerüchte wurden unter einem Volke, das sich verrathen glaubte, begierig aufgefangen und schnell ausgebreitet. An einem prächtigen Feste, das man zur Ehre Don Juans anstellte, entstuhnd plözlich ein blinder Lerm. Jedermann griff zu den Waffen, und niemand wußte warum? Aber auch eben so bald, und vermuthlich durch eben diejenigen, die ihn erregt hatten, wurde der Tumult wieder gestillet. Man trieb dergleichen Spiele noch mehr. Keine dieser Bewegungen hatte zwar Folgen; doch alle waren Zeichen und Vorboten eines nahen Bruches.

1577. Mit aller seiner Anstrengung konnte Don Juan seinen Verdruß über so sehr verfehlte Absichten nicht zurükhalten. Alle Gerüchte, sie mochten nun wahr oder falsch seyn, kränkten ihn gleich empfindlich. Sie hatten die Unterhandlungen schon gestört, und erschütterten noch immer die Grundfeste des Friedens, der ihn so manche Gefälligkeiten und so viel Selbstverläugnung gekostet. Statt der gehofften Vergeltung sah er sich in Brüssel selbst, durch trotziges Betragen der einen, und durch unverschämte Vorschläge und Zumuthungen der andern noch täglich beleidigt und beschimpft; noch täglichen Gefahren mitten unter Leuthen ausgesezt, welche, mit den Staaten des Königes, seines Bruders, auch seine eigene Person beherrschen wollten; und über dies alles in seinem eigenen Hause von angestellten Ohrenbläsern umgeben, die ihn noch mit eingebildeten Gefahren, und mit falschen Nachrichten von gewaltsamen Anschlägen schrekten. Voll Ueberdruß einer solchen Statthalterschaft, wovon ihm, nach dem gänzlichen Verlust ihrer Macht kaum noch der Titel blieb, faßte er endlich den kühnen Entschluß, sich irgend eines festen Platzes zu bemächtigen, worin er wenigstens für seine Person sicher seyn könnte. Das Geheimniß desselben vertraute er nur sehr wenigen Personen von bewährter Treue an. Nach reiflich genommenen Maaßregeln, trat er unter dem scheinbaren Vorwande, den deutschen Besazungen zur Beschleunigung ihres Abzuges den Rest ihres Soldes zu bezahlen, mit einem geringen Gefolg eine kleine Lustreise nach Mecheln an. Jedoch das klügere Publikum ließ sich durch den Anstrich, so fein er auch war, nicht blenden. Viele dachten schon damals gerade das Gegen-

theil von dieſer Spazierfahrt; und der Erfolg beſtä- 1577.
thigte den Grund ihrer Muthmaaſſungen.

Es war den 5. Brachmonath, alſo einen Monath nach ſeiner Ankunft, als er von Brüſſel wieder abzog. Von Mecheln ſezte er ſeine Reiſe auf der Seite des Wallonischen Brabantes fort, und erſchien den folgenden Monath in der Nähe von Namur. Hieher beſchied er ſeinen ganzen Hofſtaat; und zu dieſer Beſcheidung, die mehr Aufſehens machte, als die Reiſe ſelbſt, lieh Margaretha, die Königin von Navarra, den Deckmantel. Denn da ſie eben damals durch dieſe Gegenden nach Spa reiſete, ſo konnte es allerdings den Pflichten des Statthalters gemäß ſeyn, ſie, als eine Königin, als eine Schweſter des Königes von Frankreich, an den Grenzen recht feyerlich zu empfangen. Aber unter dieſer Maske des Wohlſtandes lieſſen ſich auch jene geheimen Abſichten deſto geſchikter verbergen. Margaretha genoß von ihm alle nur erſinnlichen Ehrenbezeugungen. Nach einer prächtigen Bewirthung begleitete er ſie bis an die jenſeitigen Grenzen. Den folgenden Morgen als den 24. Heumonath kam er zu den Mauern der Stadt Namur wieder zurük, gieng auf dem Glacis des Schloſſes ſpazieren, rühmte die ſchöne Lage deſſelben, und äuſſerte ein ſehnliches Verlangen, hineinzugehn.

Die Befehlshaberſtelle der Stadt und des Schloſſes beſaß ſchon ſeit vielen Jahren, als eine Appanage, der Graf von Barlaimont. In deſſen Abweſenheit hatten die Staaten dieſelbe ſeinen Söhnen überlaſſen. Dieſe nahmen den Prinzen und ſein ganzes Gefolg mit vieler Höflichkeit in das Schloß auf, und führten ihn auf allen Werkern herum. Nach

1577. eingenommenem Augenſchein erklärte er ſich endlich: Daß er, als allgemeiner Statthalter der Niederlande, dieſes Schloß im Namen des Königes in Beſitz nehmen, und ſein Hoflager dahin verlegen wolle. Von Stund an rückten auch einige ſeiner Truppen, welche in der Nähe auf ſeinen Wink warteten, in das Schloß ein, und löſeten die Beſatzung ab. Anfangs konnte man ſich in eine ſo ſeltſame Veränderung des Schauplazes nicht finden. Doch das Geheimniß klärte ſich bald auf. Denn noch in mehrern Orten erſchienen zu gleicher Zeit die verabſchiedeten Truppen wieder, und im Ganzen nahm man deutliche Merkmale eines angeſtellten Handels wahr. Man hat ſogar die Königin von Navarra beſchuldigen wollen: Sie ſey mit Don Juan im Verſtändniſſe geweſen; ſie habe ihm durch geheime Ränke verſchiedene Plätze an den Grenzen Frankreichs, in Hennegau und Artois, in die Hände geliefert. Man entdekte immer mehrere Spuren von dieſen Schleichhändeln, und endlich ſagte das Gerücht öffentlich aus: Don Juan habe ſich durch ſeine Mäkler und Unterhändler bey allen feſten Plätzen anmelden laſſen, und erſtaunliche Summen auf ſeine Ränke verwandt. Zum Glück aber erfuhr man auch bald, daß er für ſein gutes Geld nicht überall gleich wohl bedient worden.

Kaum war der Schritt geſchehen, ſo erſchien von beyden Seiten ein Heer von Schriften. Don Juan ſchrieb von Namur aus an die Staaten. Die Staaten antworteten mit Klagen und Verweiſen; der Statthalter erwiederte in gleichem Tone. Staatsboten, die von beyden Theilen häufig nach Spanien lieſen, Sendſchreiben, Schuzſchriften, Manifeſte, al-

les kündigte das Ende des ewigen Friedens an. Im 1577.
Herbstmonath erhielten die Staaten die zuverläßige Nachricht, daß ein Corps Spanier auf dem Rükmarsch, und bereits zu Maisieres wäre. Auch hatte man in Erfahrung gebracht, daß Don Juan die Befehlshaber verschiedener Plätze wirklich bestochen hätte; daß insonderheit die Stadt Dendermonde, und die Citadelle von Antwerpen im Begriffe stühnden, sich für ihn zu erklären. Man kam zwar ihrer Verrätherey zuvor; allein eben dadurch wurde der Lerm allgemein. Ueberall schrie man über Verrätherey und Meineid; warb Truppen, erhob Gelder, hielt die Thore verschlossen, wekte alle Klagen und Schmähungen aus dem Grabe der Vergessenheit, worin sie seit dem Abzuge der spanischen Truppen verscharret zu seyn schienen, auf einmal wieder auf, und schritt endlich zu feyerlichen Berathschlagungen, worin, nach nochmaliger Erwägung aller Gründe der Achtserklärung, Don Juan selbst als der Stifter dieser neuen Unruhen samt seinen Truppen für einen Feind des Königes und des Vaterlandes erkläret, und der Krieg wider ihn beschlossen wurde. Nun war es Zeit, seine Zuflucht wieder zum Prinzen von Oranien zu nehmen. Man lud ihn nach Brüssel zu persönlichen Berathschlagungen ein. Er begab sich auch ohne Verzug auf den Weg. Die Generalstaaten schikten ihm die Äebte von Villers und von Marolles, die Herren von Fresin, von Capres, und andere mehr, bis nach Antwerpen entgegen, wo er den 18. Herbstmonath zu Schiff anlangte. Zu Begleitung einer so ansehnlichen Gesandtschaft zog er dann unter den feyerlichsten Ehrenbezeugungen, und dem jauchzenden Zuruf einer unzähligen Menge Volkes, den 23. Herbstmonath zu Brüssel gleichsam in Triumph ein.

1577. Dies war unstreitig der schönste Tag seines Lebens. Wie rührend mußten für ihn alle Umstände seiner Wiedererscheinung und ein so seltsamer Wechsel der Schikſale seyn! Zehn Jahre lang verbannet, verfolget, aller Güter, Würden und Zuflucht beraubt, vergeblich bemühet, sich mit bewafneter Hand irgendwo eine Freystätte zu verschaffen, sieht er sich endlich an seinen geschworenen Feinden durch ihre eigene Wuth gerächet. Die Reihe der Verbannung und Schmach trift nun sie. Durch wiederholte Achtserklärungen von ihnen gereinigt, flehen ihn nun die Niederlande einmüthig um Schuz an; Brüssel selbst, diese Hauptstadt der sämtlichen Provinzen, wo er ehemals in so großem Ansehen gestanden, wo jene Wüteriche das Blut seiner beßten Freunde vergossen, wider ihn selbst das schmählichste Urtheil gesprochen, und unmenschliche Anschläge wider jeden Patrioten geschmiedet hatten, ruft ihn nun als einen Retter des Vaterlandes zurück, und feyert seine Ankunft mit Jubelgeschrey.

Den 22. Weinmonath wurde er von den Ständen von Brabant zum Ruwaard erwählet. Diese auſserordentliche Würde, wovon man in den Zeitbüchern von Flandern sowohl, als von Brabant, Beyspiele findet, ob sie gleich sehr selten sind, ist eine Art von Regentschaft und Schuzherrlichkeit, womit man in dringenden Gefahren, vornehmlich in den Zwischenregierungen, oder in heftigen Staatserschütterungen, den angesehenſten unter den Patrioten zu bekleiden pflegt. Sie hat viel Aehnlichkeit mit der Römischen Dictatur.

Ungeblendet von dem Glanz einer so seltenen Ehre, trat nun der Prinz von Oranien mit den Staaten

in Berathschlagungen, und arbeitete gemeinschaftlich 1577.
mit ihnen an einem Plane, welcher die Ruhe wieder herstellen, und die Wohlfahrt der sämtlichen Niederlande auf einen festen Grund sezen sollte. Jedoch auch bey aller Freude, womit er sich diesen patriotischen Geschäften unterzog, blieb er immer auf seiner Huth. Er kannte den gefährlichen Neid vieler Großen, und wußte wohl, wie wenig er manchen, so heftig sie auch wider die Spanier erbittert waren, trauen durfte. Wirklich hatten auch eben damals einige derselben geheime Anschläge wider ihn geschmiedet. Die Erscheinung des Erzherzogs Mathias in den Niederlanden war blos die Wirkung ihrer Eifersucht. Ich führe diesen Umstand hier nur im Vorbeygehen an, um den Zeitpunkt zu bemerken. Im folgenden Abschnitte, wo ich die Geschichte der Statthalterschaft Don Juans vollende, werde ich von diesem Nebenstatthalter, und von den Merkwürdigkeiten seiner Erscheinung insbesondere handeln.

Unterdessen hatten die Staaten schon im August beschlossen, die Citadelle von Antwerpen und das Schloß vor Gent schleifen zu lassen. Man fieng diese Arbeit mit einer Feyerlichkeit an, die beinahe in das Possierliche fällt. Mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel erschienen wechselseitig eine gewisse Anzahl Bürger von Gent zu Antwerpen, und Bürger von Antwerpen zu Gent, und zerstörten beyde Festungen mit großem Gepränge. Die Citadelle insonderheit, dies den Antwerpern so fürchterliche Raubnest, wurde mit dem größten Eifer niedergerissen. Weiber und Kinder, alles was Hände hatte, griff das Werk an. Selbst die vornehmsten Damen legten andern zur Aufmunterung ihre zarten Fin-

1577. ger an die zerstörenden Werkzeuge, und gruben, hakten und schaufelten zum Zeitvertreibe. Die Bürger vergassen über der Arbeit das öffentliche Elend, stellten wechselsweise häusliche Feste an, und luden einander zu frohen Schmäusen. Die Freude wurde noch feyerlicher durch einen Fund, den man zu keiner schiklichern Zeit hätte thun können. Man stieß im graben auf die Bildsäule des Herzogs von Alba, welche bisher in ihrem verborgenen Gewölbe vor aller Verfolgung sicher gewesen war. Dies ist der Tag, den ihr die Rache bestimmet hatte. Der metallene Herzog wurde aus seinem unterirdischen Kerker hervorgezogen, durch die Gassen geschleift, mit Koth geschmissen, einen ganzen Tag aller Verhöhnung des Pöbels und der Gassenjungen ausgesezt, dann in Stücke zerschlagen, und wieder zu Canonen umgegossen, woraus er gebildet war.

Dem Beyspiele der Genter und Antwerper folgten, ohne erst besondere Befehle abzuwarten, alle Städte, denen dergleichen Schlösser und Festungen auf dem Nacken saßen. Die Citadelle vor Gröningen war schon einige Zeit vorher niedergerissen worden; und nun traf noch die Reihe, die von Utrecht, Ryssel und Valenciennes.

Don Juan, welcher unterdessen keinen Fuß aus seinem Schlosse gesezt hatte, fuhr, dieser Vorfälle ungeachtet, in seinen Unterhandlungen mit den Staaten fort; und man hofte noch immer, den Ausbruch des Krieges zu hintertreiben, und einen Vergleich zu Stande zu bringen. Man bediente sich hiezu Caspar Schetzens, Herrn von Grabbendonk, des damaligen Oberaufsehers über das Finanzwesen, eines Mannes der sich durch eine Menge Reisen und

übers

überhaupt durch seinen unverdrossenen Eifer in die- 1577.
sem Geschäft einen besondern Ruhm erwarb.

Ich habe ein Manuscript von ihm, das mir von guter Hand zugeschikt worden, aufmerksam durchgelesen. Es führt den Titel: Memoire & Recueil, und enthält eine sehr genaue und umständliche Nachricht von allem, was sich während dieser Unterhandlungen zwischen Don Juan und den Staaten zugetragen. Da seine Erzählung als eines Skribenten, welcher selbst in der Sache als das vornehmste Werkzeug, gebraucht worden, von großem Gewicht ist, so lohnte es sich der Mühe wohl, zur Beleuchtung des innern Ganges, den dies Unterhandlungsgeschäft nahm, dem Leser einen Auszug daraus mitzutheilen. Jedoch, die Begebenheiten selbst zeugen genug von ihren geheimen Triebfedern. Wir begnügen uns mit einem Grundrisse, der das Ganze aufkläret.

So bald Don Juan, die Königin von Navarra zu empfangen, zu Namur angelangt wäre, hätte Grobbendonk, (so erzählt er) seiner Amtspflichten wegen, Befehl erhalten, auch dahin zu kommen. Bey seinem Abschiede hätten ihm einige von den Staaten ein unruhiges Verlangen geäussert, den Prinzen auf das baldeste wieder zu Brüssel zu sehen. Zu Namur hingegen wäre der Prinz in bittere Klagen über die Verachtung ausgebrochen, womit ihm die Staaten begegnet wären. Er hätte alle Mühe anwenden müssen, ihn zu besänftigen, und auf seinen Vortrag aufmerksam zu machen. Nach seiner Erklärung hätte ihm der Prinz seine Gegenerklärung in fünf bis sechs Punkten schriftlich eingehändigt, und befohlen, mit derselben ohne Verzug nach Brüssel zu reisen, und auf einen bestimmten Tag mit einer

1577. kathegorischen Antwort wieder zurükzukommen. Dieſen Tag aber, an welchem er pünktlich wieder erſchienen, hätte er, zu ſeiner nicht geringen Verwunderung, den Prinzen nicht mehr in der Stadt, ſondern auf dem Schloſſe gefunden.

Nach freymüthiger Vorſtellung eines ſo widerſinnigen Betragens, das ſeinem Zwecke, den er dadurch zu erlangen hofte, eben ſo wenig, als ſeinen eidlichen Verpflichtungen gemäß wäre, hätte der Prinz ſich, heftiger als zuvor, über den Meineid der Staaten beklagt, welche durch eigenmächtige Zerſtörung der Schlöſſer und Feſtungen den Frieden zuerſt gebrochen hätten. Hierauf zeigt er, wie der Faden der Unterhandlungen wieder geknüpft worden; wie man ihm auf ſeiner dritten Reiſe nach Namur die Biſchöfe von Brügge und Ypren zugegeben; wie zu gleicher Abſicht der Herr von Aſſonville, nebſt einem kayſerlichen Geſandten, und endlich noch der päbſtliche Geſandte, Herr Sega, nachgeſchikt worden; über welche Punkten man zu wiederholten Malen übereingekommen; wie man aber immer neue untergeſchoben, wobey ſtets wieder andere Schwierigkeiten wären zu heben geweſen. Auf die Nachricht, daß der Prinz von Oranien zu Brüſſel umgekommen, hätte Don Juan plözlich brechen wollen, weil er es für höchſt unanſtändig gehalten, mit einem ſolchen Feinde der Religion und des Königes in Verträge ſich einzulaſſen. Doch hätte er ſich durch triftige Vorſtellungen auch dazu bereden laſſen, und die Unterhandlungen wären gemeinſchaftlich mit dieſem Prinzen aufs neue fortgeſezt worden. Endlich aber, da man noch einen beſondern Artikel für die Königin von England hätte einſchalten, zur Los-

lassung des Grafen von Büren (welcher in dem Manuscript, vermuthlich durch einen Fehler des Abschreibers, Graf von Gurz genennet wird) eine gewisse Zeit bestimmen, und dergleichen Zusäze mehr in Vorschlag bringen wollen, hätte sich das Geschäft gänzlich zerschlagen. Hier zieht Grobbendonk seinen Vortrag plözlich in das Kurze. Ohne die Ursachen insbesondere anzuzeigen, sagt er schlechtweg: Er wäre endlich, da er alle Hofnung zu einem Vergleiche verschwinden sah, des Hin- und Herreisens überdrüssig geworden, und hätte sich alle weitern Aufträge verbeten. 1577.

Indessen läßt sich aus der ganzen Schrift der zureichende Grund deutlich genug erkennen, warum die Unterhandlungen diesen Ausgang nehmen mußten. Der Leuthe, die sich in die Sache mengten, wurden zu viel. Wie sich die Unterhändler vermehrten, so häuften sich die Schwierigkeiten; und endlich ward es unmöglich, so viele Köpfe zu einer Meynung, oder so viele Meynungen in ein richtiges Verhältniß zu beingen.

Zu beyden Seiten nimmt man auch einen gleichen Mangel der Aufrichtigkeit wahr, die zu Geschäften dieser Art unumgänglich erfodert wird.

Zu Brüssel hatte, seit der Ankunft des Prinzen von Oranien, dessen Ansehn in allen Berathschlagungen das Uebergewicht. Seine Gesinnungen waren zu bekannt, als daß man sich, so lange dieser unversöhnliche Feind Spaniens durch seine Gegenwart alle Meynugen regierte, Hofnung zum Frieden machen konnte. Und was ließ sich von Don Juan, einem jungen heldenmüthigen Prinzen erwarten, welchen auf der einen Seite ein schimpfliches Begegnen,

1577. und auf der andern die Schmeicheleyen ſeines Bruders, der ihm in öftern Briefen Geld und Soldaten in Ueberfluß verſprach, ſo heftig zum Kriege reizten, den er ſchon aus Neigung wünſchte?

Nach ſo fruchtlos abgelaufenen Bemühungen öfnete alſo der Krieg ſeine Schaubühne wieder. Die Truppen zogen ſich zuſammen; die Armeen erſchienen im Felde, und nun erwartete man täglich blutige Auftritte.

Die Armee des Don Juan war anfangs ſehr ſchwach. In kurzer Zeit aber wuchs ſie zu einer ſo anſehnlichen Macht an, daß die geheimen Anſtalten, die ſchon vor dem Bruche dazu gemacht worden, jedermann in die Augen fielen. Die Unterhandlungen dauerten noch, als die Spanier ſchon im Anmarſche waren; die Deutſchen, die ſich unter mancherley Vorwand hatten aufhalten laſſen, waren bey der Hand Die übrigen, welche die Ligue mehr in Verwahrung als in Dienſte genommen, warteten auf den Wink, und konnten die Maske ablegen, wann ſie wollten. So läßt ſich die ſchnelle Wiedererſcheinung aller dieſer Truppen leicht begreifen.

Zu gleicher Zeit langte auch Don Alexander Farneſe Prinz von Parma mit der Poſt in den Niederlanden an. Unter ſeiner Anführung eilte die ſpaniſche Hauptarmee aus dem Gennegiſchen Gebirge herbey. Dieſe war zwar unterdeſſen, wie ſchon oben erinnert worden, ſehr zuſammengeſchmolzen. Allein man hatte bey Zeiten für ihre Ergänzung geſorgt. Man warb ſtark in Italien; aus den ſpaniſchen Beſazungen in Mailand zog man ein beträchtliches Corps; die erledigten Befehlshaberſtellen wurden wieder mit tüchtigen Männern beſezt, und ſo ward allem

Schaden abgeholfen. Alles geschah mit der größten Eilfertigkeit, und in weniger als dreyen Monathen konnte Don Juan, der anfangs kaum eine Handvoll Leuthe hatte, eine Armee von 20000. Mann in das Feld stellen; eine Macht, welche in den damaligen Zeiten die größte Ehrfurcht verdiente. 1577.

Die Armee der Staaten war indessen nicht weniger furchtbar. An Reuterey insbesondere war sie vielleicht dem Feinde noch überlegen. Sie wurde von Anton von Goignies, Herrn von Vendegies, einem Edelmann aus Hennegau angeführt, welcher sich noch in der Schule Kayser Carl V. gebildet, und in der Schlacht vor St. Quentin hervorgethan hatte. Unter seinen Truppen befanden sich indessen viele Neugeworbene. Ein Umstand, der in Berechnung einer Kriegsmacht zu manchem Verstoße Anlaß giebt!

Mit so fürchterlichen Zurüstungen endigte sich das Jahr. Im Jenner 1578. geriethen beyde Armeen in der Provinz Namur aneinander. Den ersten Schritt in das Schlachtfeld that Don Juan den 25. dieses Monathes, durch eine förmliche Kriegserklärung, welche ihm die Staaten mit gleichen Förmlichkeiten ungesäumt zurükgaben. Da er indessen den Anwachs seiner Macht vor dem Feinde sorgfältig verborgen hatte, so hielten sich die Staaten ihm stets noch weit überlegen. Ihr erster Vorsaz war, ihn vor den Mauern der Stadt Namur, oder auch die Stadt selbst geradezu anzugreifen. Vielleicht wäre ihnen auch dieser Vorschlag gelungen, wenn sie dem Rathe des Prinzen von Oranien gefolgt, und durch ihre Unterhandlungen die günstige Zeit nicht verzaudert hätten. Nun erst da Don Juan selbst zum An- 1578.

1578. griffe gerüstet war, zog Goignies mit seiner ganzen Armee auf Namur los. Bey Gembloues aber kam ihm der Feind in völliger Schlachtordnung entgegen. Hier fiel den 31. Jenner 1578. das hitzige Treffen vor, worin Don Juan den lezten Zweig seiner Lorbeeren brach. Nach einem hartnäckigen Gefechte ersah er den Vortheil eines engen Passes, den die zahlreichere Reuterey der Staaten besezt hatte, und überfiel und zerstreuete sie durch die seinige so sehr, daß sie zur Bedeckung des Fußvolkes sich nicht mehr sammeln konnte. So wurde dann die Niederlage bald allgemein, und Don Juans lezter Sieg einer der vollständigsten, die er je erhalten hatte. Alles Geschüz und Gepäck gieng verloren. Die zeitige Flucht rettete den Verzagten; der Kern der Armee blieb unter den Todten, oder in den Händen des Siegers, und unter diesen selbst Goignies.

Der Schrecken dieser Niederlage verbreitete sich bald durch die sämtlichen Provinzen. Zu Brüssel selbst glaubten sich die Großen nicht sicher. Der Prinz von Oranien, der Staatsrath und die sämtlichen Staaten, zogen sich nach Antwerpen zurük und überliessen die Vertheidigung der Stadt dem Grafen von Bossu. Allein Don Juans Gedanken waren nicht die ihrigen. Er wandte sich auf jene Seite, vertheilte sein Heer in verschiedene abgesonderte Corps, und nahm nach der Reihe Gembloues, Löwen, Tirlemont, Judoigne, Sichem, Diest, Bovines, Nivelle und andere Plätze, theils mit Sturm, theils nach förmlichen Belagerungen, theils auch mit Accord ein. Während dieser Unternehmungen, worüber der Sommer hingieng, hatte er sein Hauptlager immer in der Nähe von Namur. Auf die Nach-

richt, daß der Graf von Bossu Nivelle zu überfallen drohete, zog er nach Bougy. Auf dem Wege nach Nivelle aber überfiel ihn plözlich ein hizziges und so heftiges Fieber, daß er eine Stunde davon auf einem Dorfe liegen blieb. Alle Hilfe der Aerzte war fruchtlos. Am sechsten Tage trugen ihn etliche von seiner Leibwache auf einer Sänfte nach Bougy in das Lager zurück, wo er sein Testament machte. Vorläufig und unter Genehmigung seines Bruders ernannte er Don Alexander Farneſe, Prinzen von Parma und Piacenza, seinen Neffen, zu seinem Nachfolger. Dem König empfahl er alle seine Dienerschaft, und bat ihn sehr angelegentlich, seinen Körper nach Spanien bringen, und im Pantheon des Escurials beysezen zu lassen; welches auch in der Folge geschah. Acht Tage darauf, den 1. Weinmonath, starb er im drey und dreyßigsten Jahre seines Alters. Seinen Tod beweinten seine Truppen, und alle, die seine großen Tugenden und seine erhabenen Gesinnungen kannten, mit vieler Wehmuth. 1578.

Von der Art seiner Krankheit waren die Meynungen, wie gewöhnlich, verschieden. Die gleichzeitigen Schriften unserer Flamänder nennen sie ohne Bedenklichkeit die Pest; die Spanier und andere das Flekfieber. Einen Sterblichen zur Gruft zu bringen, war auch wirklich eines von beyden Uebeln an sich schon hinreichend. Allein für den Tod eines Don Juan waren dergleichen natürliche Ursachen nach den Modebegriffen der damaligen Zeiten viel zu schwach. Das wirksamere Gift mußte das Beßte zur Sache thun. Man hätte, hieß es, sein Eingeweide kohlschwarz, und seine Lunge so ausgedörrt gefunden, daß sie bey dem Anrühren schon in Staub zerfallen

1578. wäre. Was für Folgen lassen sich nicht aus solchen Beobachtungen ziehen, wenn man sie einmal für wahr angenommen hat? In Spanien selbst scheinen indessen diese Umstände ebenfalls Bedenklichkeiten erregt zu haben. Herrera sagt zwar sehr bescheiden: Acabo su vida con gran sospecha de veneno; und Cabrera erzählt blos den Umstand der verbrannten Gedärme, ohne jemanden seinen Tod Schuld zu geben. Allein die gemeine Sage wußte desto mehr zu erzählen. Nichts war gewisser, als daß Don Juan von den Flamändern mit Gift aus dem Wege geräumt worden.

In Flandern hingegen hielt man für gut, das Gift, das nun einmal seine Wirkung gethan haben sollte, aus Spanien herzuschreiben; und zwar von dem Könige selbst, welcher durch die Entdeckung geheimer Ränke, die der Prinz am Hofe zu London angesponnen hätte, in eine Art von Wuth wider denselben gerathen wäre. Man nannte sogar einen von den niederländischen Gesandten daselbst, dessen sich Don Juan zu seiner schlüpfrigen Unterhandlung mit der Königin Elisabeth sollte bedient haben.

Daß man sich in den Niederlanden mit diesem Gerüchte getragen, daran läßt uns der Cardinal Bentivoglio nicht zweifeln. Nach dessen Berichte ward dem Prinzen wirklich das ehrsüchtige Projekt beygemessen: Di governatore diventar Principe delle Fiandra é ch'a tal fine, con la Regina d'Inghilterra, in particolare fosse disceso ad occulte pratiche di corrispondenza, & passato piu occultamente ancora, à maneggi espressi di matrimonio. Von dem Tode des Prinzen sagt er ferner: ê quin-

di nacque l'opinione disfusa allora, ch'egli man- 1578.
casse di morte aintata piutosto che naturale.

Zum Grund ihrer Behauptung führten die Flamänder noch ein ganz frisches Beyspiel an. Escovedo, Secretar und Vertrauter des Prinzen, wäre als der Urheber solcher übermüthigen Entwürfe, unter dem Vorwande wichtiger Angelegenheiten nach Spanien zurükberufen, bey seiner Ankunft aber, auf ausdrüklichen Befehl des Königes durch den Staatssekretar Antonio Perez heimlich ermordet worden.

So urtheilte man damals von dem Absterben Don Juans, eines der größten Helden seiner Zeit. In weitere Untersuchungen sich einzulassen, wäre vergeblich; denn bald darauf legte die Zeit allen diesen Gerüchten ein ehrerbietiges Stillschweigen auf.

Sein Tod machte keine Veränderung in dem Staate. Der Krieg wurde fortgeführt, und die Unruhen vermehrten sich noch, wie wir in der Folge sehen werden.